

"Wenn die Kurve der historischen Entwicklung nach oben steigt, wird der soziale Gedanke scharfsichtiger, kühner, klüger. Er erfaßt Tatsachen und verknüpft sie im Fluge mit dem Faden der Verallgemeinerung ... Wenn aber die politische Kurve fällt, bekommt die Dummheit Macht über den sozialen Gedanken. Die wertvolle Begabung der Verallgemeinerung verschwindet spurlos. Die Dummheit wird dreister und verhöhnt zähnefletschend jeden Versuch einer ernstlichen Verallgemeinerung. Sie fühlt, daß das Feld ihr gehört, und beginnt die Macht auf ihre Weise auszuüben."

Leo D. Trotzki (1879-1940) 1909, auf dem Höhepunkt der Stolypinschen Reaktion (nach: L.D. Trotzki, Mein Leben, 1990, S. 460)



Wirtschaft, Regulierung, Alternativen im "Superwahljahr":

Höhme - **Weltwirtschaft und Krisenanalyse/**
Bischoff - **Deregulierung oder Steuerung?/**
DalBosco - **Italien/Strutynski - Gruppenarbeit**
und neue Produktionskonzepte

Sozialismus - Neuansätze nach dem Crash (II):

Kremer - **Sozialismus als offenes historisches**
Projekt/Miehe - Programmanalysen

Sozialistische Theorie neu denken:

Goldschmidt - **Mythos Arbeiterklasse?/**
Showstack-Sassoon - **Gramsci, die Linke und**
die neunziger Jahre

Standpunkte von Heininger, Werner, Krüger/
Schuster: **Was ist marxistische Erneuerung**
heute?

Und: Helms - **Kümmernisse konservativer**
Literaten/Boris - Demokratisierung in
Lateinamerika/Diskussion - Kritik - Literatur

Politische Sachbücher zu aktuellen Themen



Joachim Bischoff
Staatssozialismus – Marktsozialismus
China als Alternative zum
sowjetischen Weg?
120 Seiten; DM 14,80

Die nichtkontrollierten wirtschaftlichen
Vorgänge – Tauschhandel, Schattenwirt-
schaft, Korruption – im Staatssozialismus
sowjetischer Prägung wurden unter-

Prospekt
anfordern!

VSA

VSA-Verlag
Postfach 50 15 71, 22 715 Hamburg
Stresemannstr. 384a, 22 761 Hamburg

schätzt und waren auch durch die Öff-
nung zur Marktwirtschaft nicht mehr zu
regulieren. Hierin liegt eine wesentliche
Ursache für das Scheitern des Über-
gangs zu einem marktwirtschaftlichen
Sozialismus. Daß ein solcher Übergang
jedoch historisch nicht ausgeschlossen
ist, wird an der zunehmenden Bedeutung
marktwirtschaftlicher Vorgänge in China
belegt.

Joachim Bischoff/Axel Otto u.a.
Der 3. Band des »Kapital«
220 Seiten; DM 39,80

Die Marxsche Theorie wird in erster Linie
als Analyse der kapitalistischen Ausbeu-
tung rezipiert. Dabei handelt es sich beim
gesamten dritten Band des »Kapital« um
die komplizierten Steuerungszusammen-
hänge der kapitalistischen Wirtschaft.
Marx hat hier eingelöst, was er polemisch
als Programm formulierte: »Die Entwick-
lung dessen, was freie Konkurrenz ist,
ist die einzig rationelle Antwort auf die
Verhimmelung derselben durch die Mid-
dle-Class-Propheten oder ihre Verteufel-
ung durch die Sozialisten.«

Sozialistische Studiengruppen
Gemeineigentum und Markt
Die Sozialismus-Konzeption von Marx
und Engels, 120 Seiten, DM 14,80

In der Marxschen Konzeption des Über-
gangs aus der kapitalistischen Gesell-
schaftsformation lautet der entscheidende
Begriff: »assoziierte Arbeit«. Gemeint
sind damit Genossenschaften und Ko-
operativfabriken.

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
5. Jahrgang
Heft 17 (März 1994)

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Monika Domke
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heininger
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Dr. Sabine Kebir
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Klaus D. Fischer, Dr. Heinz Jung,
Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. Reinhard Schweicher

5 Editorial

Wirtschaft, Regulierung, Alternativen im Superwahljahr

- Hans-Joachim Höhme*
7 **Anhaltende weltwirtschaftliche Krisenprozesse - verschärfte zyklische Krise in Deutschland**
- Joachim Bischoff*
23 **Deregulierung oder Steuerung?**
Thesen zum Kampf um die gesellschaftliche Hegemonie in der BRD
- Elvio DalBosco*
35 **Die italienische Wirtschaft im Wandel**
- Peter Strutynski*
43 **Mit Gruppenarbeit ins Reich der Freiheit?**
Die neuen Produktionskonzepte zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Sozialismus - Neuansätze nach dem Crash (II)

- Uwe Kremer*
56 **Sozialismus als offenes historisches Projekt**
Einige Skizzen und Mutmaßungen
- Jörg Miehe*
66 **Sozialismus-Positionen linker Gruppierungen in der BRD**

Sozialistische Theorie neu denken

- Werner Goldschmidt*
78 **Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt - Mythos oder Realität?**
- Anne Showstack-Sassoon*
90 **Gramsci, die Linke und die 90er Jahre**
Ein Leitfaden für weitere Untersuchungen

Standpunkte: Was ist marxistische Erneuerung heute?

- 102 *Horst Heining*
105 *Harald Werner*
108 *Hermann Krüger/Friedemann Schuster*

- Hans G Helms*
114 **Eine historische Mär von den Zwisten und Kümmernissen konservativer Literaten**
- Dieter Boris*
123 **Demokratisierung in Lateinamerika unter Krisenbedingungen**

Diskussion, Kritik, Zuschriften

- Hans-Otto Röber*
134 **"Wir schaffen Fakten"**
'Neu Denkende' beim Konstruieren
- Petra Bach*
139 **Kein neuer Nationalismus**
- André Leisewitz*
143 **"Mißachtung des Bandes der Brüderlichkeit"**
Kritisches zu Petra Bach
- Klaus Weigle*
148 **Realer Sozialismus? Im Prinzip ja, aber...**
- Georg Gönzheimer*
150 **Über eine unselige Weise der Vergangenheitsbewältigung**
- Harald Wessel*
153 **Nachfragen zu André Brie**
- Stefan Gandler*
154 **Anmerkungen zu einer Fußnote in Z 13**
- Martina Plümacher/Ralf Vogel*
157 **Nicht schon wieder Denkverbote! (II)**
- 162 **Buchbesprechungen, Annotationen**
China als Alternative? (Hans Luft)
Zur "neuen Qualität" internationaler Migrationsprozesse (Frank Deppe)
Fremdes, Ethnisches, Multi- und Interkulturelles (Claudia Stellmach)
Bellizismus oder Antimilitarismus? (Jürgen Reusch)
Den Öko-Imperialismus mit Öko-Steuern bändigen? (André Leisewitz)
Chemiepolitik (Winfried Roth)
Die Ermordung der Rosa L. (Klaus D. Fischer)
Biographie: Antifaschistische Quellen der DDR (Helmut Bleiber)
Zum deutschen Neuanfang (Fritz Krause)
"Die weit blicken, greifen oft kurz" (Heinz Jung)
25 Jahre DKP. Eine Geschichte ohne Ende (Fritz Krause)
Neoliberalismus, Gewerkschaften und die Linke in Lateinamerika (Dieter Boris)
Ein "Who's Who" der Philosophen im deutschen Faschismus (Reinhard Schweicher)
Was ist kritischer Marxismus? (Erich Hahn)

Another view of marxism (Bernd Hüttner)

Zur Aktualität eines frühen Entwurfs der sozialistischen Stadt (Reinhard Schweicher)

Wir besprechen in dieser Rubrik: Joachim Bischoff, Hans-Jürgen Bieling, Wolf-Dieter Bukow, Eckhard J. Dittrich/Frank-Olaf Radtke, Andreas Kuntz/Beatrix Pfeleiderer, Mehdi Jafari Gorzini/Heinz Müller, Katrin Fuchs/Peter von Oertzen/Ludger Volmer, Mohssen Massarat, Ernst U. von Weizsäcker, Rainer Griebßhammer, Klaus Gietinger, Heinrich Scheel, Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung, Wolfgang Harich, Heinz Stehr/Rolf Priemer, Holm-Detlev Köhler/Manfred Wannöffel, Barry Carr/Steve Ellner, George Leaman, Werner Seppmann, Stuart Hall, Gerd de Bruyn

4 Impressum

44 Vorschau

65 Autorinnen und Autoren

Impressum

"Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V.

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Monika Domke, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Dr. Sabine Kebir, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Klaus D. Fischer, Dr. Heinz Jung, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementspreis (vier Hefte) beträgt DM 54,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt am Main, Tel. 069/739 29 34.

Satz: Su Sanne und kdf.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß: 15.1.1994

Editorial

Mit dem vorliegenden Heft 17 geht Z in seinen 5. Jahrgang. Schwerpunkte dieses Heftes sind Wirtschaft, Politik und Alternativen im "Superwahljahr" 1994. Wir setzen die im letzten Heft begonnene Beitragsreihe "Sozialismus - Neuansätze nach dem Crash" mit zwei Beiträgen fort. Gerade in der "Restaurationsphase" sollte der Blick nicht nur auf das unmittelbar Nahe-liegende, sondern auch in die weitere Zukunft geworfen werden.

A propos Restaurationsperiode. Zu den bedeutenden literarischen Ereignissen des letzten Jahres gehörte die Entdeckung der bisher unbekanntenen Exilbriefe Georg Büchners aus dem Jahre 1836. Sie dokumentieren die Unbeugsamkeit des ins Straßburger Exil geflohenen Verfassers des Hessischen Landboten. Der Mann, von dem der aus der deutschen Geschichte nicht wegzudenkende Schlachtruf "Friede den Hütten. Krieg den Palästen" stammte, dachte nicht an Resignation und Wendehälsigkeit im Metternichschen Vor-März. Zu Recht hat Lothar Baier die Entdeckung dieser Briefe "keinen schlechten Auftakt im freudlosen Spar- und Jammerjahr 1993" genannt. Dokumente gegen den Zeitgeist. Das sollte auch für das Spar- und Jammerjahr 1994 gelten.

Der erste Themenschwerpunkt von Z 17 behandelt *Wirtschaft, Regulierung und Alternativen*. Hans-Joachim Höhme gibt eine Übersicht zur internationalen Wirtschaftsentwicklung und zum Krisenverlauf in der Bundesrepublik. Joachim Bischoff kontrastiert die neokonservative Deregulierungspolitik mit einem Keynes reaktivierenden Konzept staatlicher Wirtschaftssteuerung als aktuelle wirtschaftspolitische Alternative. Elvio DalBosco gibt mit Blick auf die italienischen Wahlen eine Übersicht zum ökonomischen Strukturwandel Italiens. Peter Strutynski untersucht die Umstrukturierung der Arbeitsbeziehungen in den aktuellen Rationalisierungskonzepten. Er wirft dabei auch die Frage nach neuen Ansatzpunkten für gewerkschaftliche Gegenmachtbildung auf.

Uwe Kremer und Jörg Miehe steuern in diesem Heft *Beiträge zur Sozialismus-Diskussion* bei. Uwe Kremer macht den interessanten Versuch, die Entwicklung des Realsozialismus als deformierte Vergesellschaftung von oben unter unreifen Bedingungen und die Entwicklung von Sozialstaatselementen in Westeuropa als Vorformen sozialistischer Vergesellschaftung zusammenzudenken. Sein begriffliches Raster, was Sozialismus heute bedeutet, könnte die Diskussion weiter anregen. Jörg Miehe nimmt die programmatischen Zukunfts- und Sozialismus-Vorstellungen linker Gruppierungen in der Bundesrepublik näher unter die Lupe. Wieweit sie die Umwälzungen der letzten Jahre reflektieren, ist eine seiner Fragestellungen. In diesen Kontext gehört, *sozialistische Theorie neu zu denken*. Werner Goldschmidt problematisiert die als "historische Mission" apostrophierte geschichtliche Rollenbestimmung der Arbeiterklasse bei Marx/Engels - Spekulation oder empirisch belegte Hypothese? Wie Gramsci als "Moder-

nisierer" marxistischen Denkens für die gedankliche Fassung der heutigen Realität fruchtbar gemacht werden kann, reflektiert die Londoner Politologin Anne Showstack-Sassoon.

Unter den weiteren Beiträgen werden Demokratisierungsprozesse in Lateinamerika (Boris) und die Geschichte der Preußischen Akademie der Künste (Helms) beleuchtet. In Z 16 waren erstmals *Standpunkte* zur Frage "Was ist marxistische Erneuerung heute?" veröffentlicht worden. Diesmal äußern sich unsere Beiratsmitglieder Horst Heining und Harald Werner sowie Hermann Krüger/Friedemann Schuster. Die Redaktion hofft auf weitere rege Beteiligung der Z-LeserInnen.

Dies gilt auch für die *Diskussionsrubrik*, die in dieser Ausgabe von Z bemerkenswert umfangreich ausfällt. Die diversen Beiträge beziehen sich auf Artikel und Kontroversen der letzten Hefte. Redaktionell umstritten war die Veröffentlichung von Petra Bachs *Zuschrift*, die in eine zweifelhafte Nähe zu nationalistischer Argumentation gerät. Wir entschlossen uns der Bedeutung des Themas wegen - Migration, soziale Belastungen und Alltagsrassismus - mehrheitlich zur Veröffentlichung mit kritischem Kommentar. Schwerpunkte bei den *Buchbesprechungen* - insgesamt 16 Beiträge - sind aktuell-politische, geschichtliche und philosophische Titel.

Die für Z 17 angekündigte *Diskussion zum Wert-Preis-Transformationsproblem* liegt mit Beiträgen von Schimmel/Hügel, Kern und Katzenstein vor, mußte aber auf das nächste Heft verschoben werden. Das verweist erneut auf Umfangprobleme. Die Redaktion sieht sich daher gelegentlich zu Kürzungen gezwungen, die wir uns auch in Zukunft vorbehalten müssen. Wir bitten AutorInnen und LeserInnen dafür um Verständnis. Diskussionsbeiträge sollen drei Druckseiten nicht überschreiten.

Z 17 ist das Produkt ihrer AutorInnen und, wie die Diskussionsrubriken zeigen, ihrer LeserInnen, aber auch der *neuen Redaktion*. Ihr gehören an Klaus D. Fischer, Heinz Jung, André Leisewitz, Jürgen Reusch und Reinhard Schweicher. Über die Arbeitsteilung war berichtet worden. Die nächsten Hefte bereiten z.T. erweiterte Redaktionen vor. Für Z 18 ("Anthropologische Lücke im Marxismus?", Juni 1994) sind Klaus D. Fischer und Henning Böke verantwortlich, für Z 19 ("Gewerkschaften in der Krise - Krise der Gewerkschaften?", September 1994) Frank Deppe und André Leisewitz. Z 20 ist dem Thema "Marxismus/Historismus/Restauration" (Dezember 1994) gewidmet. Redaktionell verantwortlich sind Reinhard Schweicher und Klaus D. Fischer. Das Heft dürfte gut in das 250. Todesjahr Giambattista Vicos passen, von dem bekanntlich die zentrale geschichtsphilosophische These der aufklärerischen, "linken Moderne" stammt, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen.

Die Redaktion dankt für Zuschriften und zugesandte Manuskripte; sie bittet zugleich um Beteiligung der Leserinnen und Leser an der Verbreitung der Zeitschrift und Gewinnung neuer Abonnenten. Nicht zuletzt davon hängt der Fortgang des Projektes ab.

Hans-Joachim Höhme

Anhaltende weltwirtschaftliche Krisenprozesse - verschärfte zyklische Krise in Deutschland

1. Verschlechterte weltwirtschaftliche Rahmenbedingungen

Die weltwirtschaftliche Entwicklung wurde auch 1993 weitgehend durch viele der bereits in der Einschätzung von J. Goldberg vor einem Jahr skizzierten zyklischen und strukturellen Krisenprozesse und Konflikte bestimmt.¹ Dabei war für das Erscheinungsbild der Weltwirtschaft im Verlaufe des zurückliegenden Jahres vor allem prägend, daß

- das weltwirtschaftliche Wachstum durch die in den meisten Industrieländern anhaltenden oder nachwirkenden zyklischen Krisen auch weiterhin erheblich beeinträchtigt wurde,

- in den ehemaligen RGW-Ländern der aus dem Zusammenbruch der sozialistischen Wirtschaftssysteme sowie aus den tiefen strukturellen und wirtschaftspolitischen Schwierigkeiten beim Übergang zur Marktwirtschaft erwachsene Produktionseinbruch überwiegend weiter anhält,

- die hohe und überwiegend steigende Arbeitslosigkeit sich in nahezu allen Teilen der Weltwirtschaft als ein soziales und wirtschaftliches Problem von zunehmender Brisanz erwies, das allein durch eine konjunkturelle Wiederbelebung nicht zu entschärfen sein wird,

- von den internationalen Finanz- und Währungsmärkten insbesondere für Westeuropa und Japan ökonomische und wirtschaftspolitische Konfliktwirkungen ausgingen,

- die staatliche Wirtschaftspolitik durch Widersprüche und Zielkonflikte, vor allem zwischen binnen- und außenwirtschaftlichen Zwängen, in ihren Einflußmöglichkeiten außerordentlich eingeschränkt wurde.

Tab. 1: Wachstum der Weltwirtschaft 1989 - 1993 in v.H.

	1989	1990	1991	1992	1993
Weltwirtschaft insgesamt	3,3	2,0	0,6	1,1	0,6
Entwickelte Marktwirtschaften	3,2	2,1	0,2	1,4	0,7
Übergangsökonomien	1,9	-3,6	-10,1	-15,9	-8,8
Entwicklungsländer	4,0	3,7	4,2	4,6	5,0
Welthandel	7,2	4,7	3,4	4,0	3,0

¹ Vgl. Z 13 (März 1993).

Diese Bündelung von Krisen- und Konfliktwirkungen führte dazu, daß das Bruttosozialprodukt der gesamten Weltwirtschaft auch 1993 und damit im dritten aufeinanderfolgenden Jahr nur noch ein minimales, knapp über der Stagnation liegendes Wachstum aufwies (vgl. Tabelle 1).²

1.1 Anhaltende zyklische Krise in der Mehrzahl der Industrieländer

Die ökonomische Entwicklung in den kapitalistischen Industrieländern, die durch weiterhin dominierende oder nachwirkende zyklische Krisenerscheinungen geprägt wurde, war der Hauptfaktor für die Schwäche der gesamten Weltwirtschaft im zurückliegenden Jahr. Dabei zeigte sich ein nach zwei Gruppen von Ländern deutlich differenzierter Konjunkturverlauf:

In einer *ersten* Gruppe von Ländern hatte die zyklische Krise bereits vergleichsweise früh, 1990 oder sogar im Verlaufe des Jahres 1989 begonnen. Zu dieser Gruppe gehören die USA, Kanada, Australien, Großbritannien sowie die meisten skandinavischen Länder. In der Mehrzahl dieser Länder begannen bereits im Laufe des Jahres 1992 zyklische Belebungstendenzen, die 1993 mehr oder weniger das Konjunkturbild bestimmten, ohne daß es zu einem kräftigen Aufschwung kam. Die Schwäche der zyklischen Aufwärtstendenzen kommt u.a. darin zum Ausdruck, daß die Industrieproduktion in den USA erst im 3. Vierteljahr 1993 das Vorkrisenniveau erreichte, während das Produktionsniveau in den anderen Ländern noch unter dem vor der Rezession erreichten Stand blieb.

In einer *zweiten* Ländergruppe begann die konjunkturelle Talfahrt erst während des Jahres 1992 und beschleunigte sich 1993 in den meisten Fällen noch. Dazu gehören nahezu alle EG-Staaten (mit Ausnahme Großbritanniens), die anderen Länder des europäischen Festlands und Japan. Im zurückliegenden Jahr bestimmten hier zyklische und größtenteils auch strukturelle Krisenprozesse das wirtschaftliche Geschehen. Bemerkenswert ist dabei, daß der zyklische Einbruch der Industrieproduktion diesmal in Ländern wie Deutschland und Japan, die in den vergangenen Jahren als "Konjunkturlokomotiven" wirkten, besonders nachhaltig ist. In der EG insgesamt lag das Produktionsniveau in der Industrie während der ersten drei Quartale 1993 um rund 5 v.H., in Westdeutschland sogar um fast 9 v.H. unter dem entsprechenden Vorjahresstand, in Japan ebenfalls um 5 v.H. (vgl. Tabelle 2). Dabei hatten vor allem die EG-Länder überwiegend niedrige Inflationsraten zu verzeichnen; die Steigerung der Verbraucherpreise erreichte dort im November 1993 mit durchschnittlich 3,2 v.H. die niedrigste Rate seit fünfzehn Jahren. Zugleich nahm in den westeuropäischen Ländern die Arbeitslosigkeit besonders drastisch zu. Dort wird die offi-

² IMF, World Economic Outlook, 1993; BIZ, 63. Jahresbericht, Basel 1993. Für 1993 Schätzungen auf der Grundlage dieser Quellen.

zielle Arbeitslosen-Quote 1994 die 12-Prozent-Marke überschreiten; damit werden fast 23 Millionen Menschen, soviel wie die Bevölkerung ganz Skandinaviens, in dieser Region als arbeitslos registriert sein. Schon jetzt sind in der EG rund 40 v.H. aller Arbeitslosen mehr als ein Jahr ohne Beschäftigung.³

Tab. 2: Industrieproduktion entwickelter Marktwirtschaften
Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in v.H.

	1991	1992	1. bis 3. Vj. 1993
USA	-1,9	2,4	4,1
Kanada	-3,7	0,4	4,5
Japan	1,8	-5,7	-4,4
Deutschland	2,9	-1,9	-8,9
Frankreich	-0,1	-1,0	-3,7
Italien	-2,1	-1,6	-3,6
Großbritannien	-2,9	-0,2	2,1
Spanien	-0,9	-1,6	-7,6
Niederlande	3,9	0,2	-2,2
Belgien	-2,0	-0,1	-6,9
Österreich	1,6	-1,1	-2,8
Schweden	-8,0	-3,8	3,0
EG insgesamt	-0,1	-1,1	-4,8
Alle OECD-Länder	-0,6	-0,6	-0,8

Obwohl auch innerhalb dieser Gruppen deutliche Unterschiede festzustellen sind und der gegenwärtige Zyklus durch eine international relativ weit auseinanderlaufende Entwicklung gekennzeichnet ist, kann generell eingeschätzt werden, daß

- das aktuelle Konjunkturbild der die weltwirtschaftliche Dynamik bestimmenden westlichen Industriestaaten durch zwei ihrem Produktionspotential nach annähernd gleichstarke Ländergruppen bestimmt wird, von denen die eine die Talsohle der zyklischen Krise noch nicht erreicht hat oder sich auf dieser Talsohle bewegt, während sich die andere bereits wieder in einer konjunkturellen Aufwärtsbewegung befindet, die aber zu kraftlos ist, um damit als "Konjunkturlokomotive" für die noch in der Rezession steckenden Länder schnell wirksam werden zu können;

³ Berechnet nach: Main Economic Indicators, OECD, Paris.

- sich der Verlauf der Industrie-Konjunktur diesmal sowohl flacher als auch langgestreckter vollzieht als in früheren Zyklen der 70er und 80er Jahre.

Dies läßt die internationalen Bedingungen für einen durchgreifenden zyklischen Aufschwung im Jahr 1994 nicht allzu günstig erscheinen.

1.2 Ehemals sozialistische Länder weiter in der Anpassungskrise

In den ehemaligen RGW-Ländern Südost- und Osteuropas setzte sich die aus dem Zusammenbruch der sozialistischen Wirtschaftssysteme erwachsene einschneidende Anpassungskrise weiter fort. Dabei verlief die wirtschaftliche Entwicklung insgesamt noch ungünstiger, als vielfach erwartet worden war. Investitionen, Exporte und überwiegend auch die Produktion sanken weiter, wenngleich sich dabei auch deutlichere Differenzierungen zeigten als in den vorhergegangenen Jahren. Dabei drückten die Krise in Westeuropa, der Konflikt im ehemaligen Jugoslawien und die politische Instabilität auf dem Territorium der früheren Sowjetunion stark auf die Ausfuhrmöglichkeiten einiger osteuropäischer Länder und wirkten 1993 neben der Anpassungskrise als wirtschaftliches Hemmnis.

Nach den bisher vorliegenden Angaben ist in Polen und der Tschechischen Republik als den einzigen dieser Länder 1993 die Produktion gewachsen. Der Export ist allerdings nur in Tschechien gestiegen. Auch in Ungarn verlief die Produktionsentwicklung, vor allem im 2. Halbjahr 1993, deutlich günstiger als in der Mehrzahl der Länder dieser Gruppe. In den Staaten der ehemaligen Sowjetunion sowie in der Slowakei, in Rumänien und Bulgarien sank die gesamtwirtschaftliche Produktion auch 1993 erheblich, wenn auch in den zuletzt genannten Ländern nicht mehr ganz so kraß wie in den Vorjahren. In den meisten ehemaligen RGW-Staaten nahmen die Investitionen weiter stark ab. Selbst in Polen, Tschechien und Ungarn ging die Investitionstätigkeit zurück oder stagnierte allenfalls. Bis 1994 wird nach vorliegenden Schätzungen die seit 1988 eingetretene Schrumpfung des Bruttosozialprodukts in Polen und Ungarn rund 20 v.H., in Rumänien, Bulgarien und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion sogar rund 50 v.H. betragen.

In allen Ländern mit Übergangswirtschaften wird die Lage darüber hinaus durch

- umfangreiche, überwiegend noch gewachsene Haushaltsdefizite,
- hohe Preissteigerungsraten, die selbst in Ländern, denen von westlichen Institutionen "Stabilitätserfolge" bescheinigt werden, wie Ungarn und Tschechien, noch zweistellig bleiben,
- sinkende Realeinkommen der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung und

- noch ansteigende Massenarbeitslosigkeit, die in manchen Ländern, vor allem der GUS, mit weiter fortschreitender Privatisierung und Durchsetzung der Marktmechanismen noch erheblich zunehmen wird.

Damit hat sich soziale Situation der Mehrheit der Bevölkerung in diesen Ländern mit fortschreitender marktwirtschaftlicher Transformation weiter verschlechtert.

1.3 Nicht ausreichendes Wachstum in den Entwicklungsländern

Nimmt man das Gesamtwachstum der als "Entwicklungsländer" klassifizierten Gruppe von Staaten, das 1993 nach den bisherigen Schätzungen wiederum rund 5 v.H. betragen wird, dann entsteht auf den ersten Blick der Eindruck, es handle sich hier im Vergleich zu den Industrieländern und den Übergangswirtschaften um eine "Wachstumsinsel" der heutigen Weltwirtschaft. Dieser Eindruck täuscht jedoch vor allem aus zwei Gründen: Erstens verbirgt sich hinter diesen Gesamtdaten eine außerordentlich starke Differenzierung, die von den schnell expandierenden "jungen Industrieländern" bis zu den ärmsten Regionen der Erde reicht. Zweitens bleibt dabei die Tatsache verborgen, daß selbst ein solches Wachstumstempo für die Mehrzahl dieser Länder bei weitem nicht ausreicht, um den enormen Wohlstandsrückstand zu den westlichen Industrieländern zu verringern. So stagniert zum Beispiel das Bruttosozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung in den von der UNO als Länder mit niedrigem Einkommen eingestuftem Staaten seit 1981 nahezu, obwohl dort seitdem ein durchschnittliches jährliches Wachstum von fast 6 v. H. zu verzeichnen war.

Betrachtet man die jüngste Entwicklung sehr grob nach Kontinenten bzw. Regionen, dann steht stärkeren Wirtschaftsaktivitäten in Asien und im Nahen Osten ein deutlich schwächeres Wachstum in Afrika und Lateinamerika gegenüber. Aber auch innerhalb dieser Regionalisierung gibt es beträchtliche Unterschiede.

Ost- und Südostasien sind die in den letzten Jahren am schnellsten expandierende Region der Weltwirtschaft. Dabei spielen die "Schwellenländer" Südkorea, Taiwan, Hongkong und Singapur, die nur noch statistisch als Entwicklungsländer ausgewiesen werden, faktisch aber längst zu "jungen Industrieländern" mit hohen Wachstumsraten geworden sind, eine besondere Rolle. Zunehmende Industrialisierungstendenzen und hohe Zuwachsraten der Produktion prägen auch die jüngste Entwicklung Malaysias, Thailands und Indonesiens. Absoluter Wachstums-Spitzenreiter der gegenwärtigen Weltwirtschaft ist jedoch die VR China, deren durchschnittliche Zuwachsraten des Bruttosozialprodukts während der letzten 10 Jahre knapp 9 v.H. betrug, in den letzten 3 Jahren sogar 10 v.H. erreichte. Allerdings gibt es dabei erhebliche Unterschiede zwischen den Sektoren und Regionen. So wuchs die landwirtschaftliche Erzeugung im Vergleich zur industriellen nur schleppend. Die schnelle Entwicklung und wachsende

Rolle der chinesischen Wirtschaft trug auch wesentlich dazu bei, daß der Handel innerhalb der gesamten ost- und südostasiatischen Region spürbar zunahm.

Schwächster Kontinent der Weltwirtschaft war nach wie vor Afrika, wo das Sozialprodukt seit 1991 nur noch um ca. 1,5 v.H. im Jahresdurchschnitt zunahm. In den Ländern südlich der Sahara liegt das Bruttosozialprodukt pro Kopf gegenwärtig um rund ein Drittel niedriger als zu Beginn der 80er Jahre. Hinzu kommt, daß eine Reihe afrikanischer Staaten ebenso wie andere rohstoffexportierende Entwicklungsländer in jüngster Zeit besonders unter den relativ niedrigen Preisen für Rohstoffe und den konjunkturbedingt wachsenden Vorräten, insbesondere an agrarischen Rohstoffen, zu leiden hatten. An der Situation der Länder Schwarzafrikas wird besonders deutlich, daß die ärmsten Entwicklungsländer immer mehr an die Peripherie der Weltwirtschaft gedrängt werden.

Nach Afrika hatte Lateinamerika, wo das Sozialprodukt insgesamt nur um jeweils reichlich 3 v.H. in den letzten beiden Jahren zunahm, das geringste Wachstumstempo zu verzeichnen. Obwohl die Inflationsraten mit Ausnahme derjenigen Brasiliens zurückgingen, war Südamerika 1993 die Region mit den höchsten Steigerungen der Verbraucherpreise, die selbst in Ländern, denen Stabilisierungserfolge bescheinigt werden, zweistellig blieben. Besonders prekär war die wirtschaftliche Situation Brasiliens, wo sich die Wirkungen einer Rezession mit exorbitanten Erhöhungen der Verbraucherpreise (um jeweils mehr als das Zehnfache in den Jahren 1992 und 1993) verbanden. Insgesamt bestätigt auch die aktuelle ökonomische Situation der zum großen Teil von der Schuldenkrise betroffenen süd- und mittelamerikanischen Staaten, daß die vom Internationalen Währungsfonds verordneten Stabilisierungs- und Strukturanpassungsmaßnahmen sehr zwiespältige Wirkungen zeitigten und die soziale Lage der Mehrheit der Bevölkerung meist verschlechterten.

1.4 Konflikte in den internationalen Handels- und Finanzbeziehungen

Die Kompliziertheit der gegenwärtigen weltwirtschaftlichen Situation findet auch in der Entwicklung des Welthandels ihren Ausdruck. Vor allem die in Europa dominierende Rezession hat das Wachstum der Außenhandelsströme beträchtlich gebremst. Das Welthandelsvolumen nahm entgegen den abgegebenen Prognosen 1993 langsamer zu als in den Vorjahren und wird nach den aktuellsten Schätzungen mit rund 3 v.H. den geringsten Anstieg seit Mitte der 80er Jahre aufweisen.

Die eingeeengte Entwicklung der Außenhandelsbeziehungen war während der vergangenen beiden Jahre mit einer Zunahme der internationalen Handelskonflikte verbunden. Gleichzeitig kam es zu zahlreichen regionalen oder bilateralen, zum Teil mit Diskriminierungen Dritter verbundenen Vereinbarungen auf diesem Sektor. Angesichts dessen wurde von vielen

Seiten den GATT-Verhandlungen der "Uruguay-Runde", die im Dezember 1993 nach siebenjähriger Dauer abgeschlossen werden konnten, eine besondere Bedeutung beigemessen. Die dazu abgegebenen euphorischen Einschätzungen, daß damit "freie Fahrt" für den Welthandel gegeben sei und ein "Konjunkturmotor" angeworfen werde, sind jedoch mit großer Skepsis zu bewerten. Schnelle reale Wirkungen sind ohnehin nicht zu erwarten, da das Vertragswerk erst ab Jahresbeginn 1995 in Kraft tritt. Zudem wurden Hindernisse bei den Verhandlungen teilweise dadurch aus dem Weg geräumt, daß strittige Fragen aus dem Vertrag verbannt wurden und einige Staaten der betroffenen Branchen für ihre Zugeständnisse andere Schutzmaßnahmen erwirkten. An dem fundamentalen Ungleichgewicht, daß die drei industriellen Kernzonen Westeuropa, Nordamerika und Ostasien über den überwältigenden und noch wachsenden Anteil des Welthandels (85 v.H.) und des industriellen Außenhandelsgeschäfts (92 v.H.) verfügen, ändert diese GATT-Vereinbarung ohnehin nichts. Sie wird eher dazu beitragen, daß die von den rohstoffproduzierenden Entwicklungsländern auf dem Weltmarkt realisierbaren Preise sinken werden, während für die Einfuhr industrieller Erzeugnisse höhere Preise bezahlt werden müssen.

Die für die gesamtwirtschaftlichen Entwicklungen wichtigsten Prozesse auf den internationalen Kapital- und Währungsmärkten vollzogen sich 1993 in Japan und im westeuropäischen Währungssystem EWS.

In Japan setzte sich der bereits 1990 begonnene Prozeß der Anpassung der während der zweiten Hälfte der 80er Jahre spekulativ in die Höhe geschossenen Aktienkurse und Immobilienpreise an die realwirtschaftliche Entwicklung mit verstärkten Turbulenzen fort. Immerhin hatte der japanische Aktienindex Nikkei seinen Kurswert zwischen 1986 und 1989 verdreifacht; die Preise für gewerbliche Immobilien in den größten Städten waren 1990 viermal so hoch wie 1986. Eine expansive Niedrigzinspolitik hatte das Abheben dieser Preise für wichtige Kapitalanlagen erheblich verstärkt, indem sie vor allem zu einer enormen Ausweitung der kreditfinanzierten Käufe von Aktien und Immobilien beitrug. 1990 begann ein tendenzieller Kurs- und Preisrückgang, den der damalige Übergang der japanischen Notenbank zur Hochzinspolitik mit initiiert hatte. Im Verlaufe des vergangenen Jahres setzte sich der Fall der Immobilienkurse fort, während der Aktienkurs-Index auf einem Niveau schwankte, das um 41 bis 56 v.H. unter dem Höchststand des Aktienbooms lag.

Die Unsicherheiten an der Tokioter Börse erhielten zusätzliche Impulse durch die zyklische Krise, massive Aktienverkäufe großer Finanzinstitute sowie auch durch eine Reihe von Finanzskandalen. Besondere Brisanz erhielt dieser Prozeß schließlich dadurch, daß mit dem erfolgten Preis- und Kursrückgang ein großer Teil der seinerzeit für Wertpapier- und Immobilienkäufe aufgenommenen Kredite jetzt nicht mehr gesichert ist. So wiesen die 21 japanischen Großbanken im November 1993 faule Realkredite von

über 14 Billionen Yen (222 Mrd. DM) aus; insgesamt führen sie etwa doppelt so viele Problemkredite in ihren Büchern. Die mit der Korrektur der spekulativen Übersteigerungen verbundenen Unsicherheiten und Schwankungen gerieten immer mehr außer Kontrolle und weiteten sich zu einer Krise des japanischen Bankensystems aus. Das schlug sich u.a. in eruptiven Kursrückgängen an der Tokioter Börse nieder, die am 29.11.1993, dem sogenannten "schwarzen Montag", einen Höhepunkt erlebten, als die Aktienanleger um rund 16 Billionen Yen (245 Mrd. DM) ärmer wurden. Das führende japanische Brokerhaus Nomura Securities schockierte in diesem Zusammenhang mit der Warnung, ohne zügiges Krisenmanagement werde der Nikkei-Index (derzeitiger Kurs um 17 000) auf 12 000 Punkte stürzen. Die gewachsenen Unwägbarkeiten auf den Kapitalmärkten schränkten die Möglichkeiten der Geldpolitik erheblich ein und wirkten negativ auf die Konjunktur, insbesondere auf die Investitionstätigkeit, zurück.

Diese aktuellen Prozesse zeigen erneut, daß die Expansion der Finanz- und Kapitalmärkte unter den gegenwärtigen Bedingungen, nicht zuletzt aufgrund der außerordentlich schnell wirkenden internationalen Übertragungsmechanismen, einen Effekt spekulativer Selbstverstärkung erhält. Sie erlangt dadurch eine starke Eigendynamik und kann für eine gewisse, mitunter über mehrere Jahre gehende Zeit von den Prozessen in der materiellen Sphäre und deren Dynamik abheben. Eine solche Entwicklung ist jedoch, wie sich schon bei der Hausse der Aktienkurse in den 80er Jahren und dem darauf folgenden spektakulären Kurssturz im Herbst 1987 erwiesen hat, nicht unbegrenzt fortsetzbar. Sie erfordert eine Anpassung, die mehr oder weniger drastisch erfolgen und durch unterschiedliche Ereignisse unmittelbar ausgelöst werden kann, in der Regel aber mit krisenhaften Wirkungen verbunden ist. Diese Tatsache ist besonders angesichts der in diesem Jahr trotz zyklischer Krise und anderen realwirtschaftlichen Problemen kräftig in die Höhe gegangenen Aktienkurse an den deutschen Börsen im Auge zu behalten.

Das zweite und für die europäische Wirtschaft wichtigere Ereignis in den internationalen Finanzbeziehungen war der faktische Zusammenbruch des auf die Erhaltung stabiler, d.h. nur innerhalb sehr enger Bandbreiten schwankender Wechselkurse gerichteten Europäischen Währungssystems (EWS). Er erfolgte am 2.8.1993 durch die Vergrößerung der Schwankungsbreiten für die Währungen der sich noch an diesem Mechanismus beteiligenden EG-Länder auf 30%. Damit wurde die bei Politikern und Wissenschaftlern nicht wenig verbreitete Vorstellung, das EWS sei bereits so gut wie die erste Stufe der Währungsunion, zur Illusion gemacht.

Mit diesem Schritt fanden Währungsturbulenzen ihr vorläufiges Ende, die im Juni 1992, nach der Ablehnung des Maastrichter Vertrages durch Dänemark, begonnen hatten. Seinerzeit brach angesichts der in einigen Ländern spürbar werdenden Rezession der Widerspruch zwischen der primär auf Geldmengen- und Inflationsregulierung gerichteten Geldpolitik der

Bundesbank und den, entsprechend der realen Lage in ihren Ländern, primär auf Konjunkturanregung gerichteten Zielen anderer Notenbanken auf. Trotz zum Teil niedrigerer Inflationsraten und einer schwächeren Inlandsnachfrage mußten sich diese Länder den relativ hohen kurzfristigen Zinsen Deutschlands anpassen, was zur faktischen Überbewertung ihrer Währungen und entsprechenden Konkurrenzschäden führte. Nachdem es im Sommer in der Erwartung von Abwertungen zu umfangreichen spekulativen Fluchtbewegungen kam, setzten im September 1992 zunächst Großbritannien und wenig später Italien ihre Teilnahme am EWS-Mechanismus aus. In der Folgezeit wertete eine Reihe anderer noch im EWS verbliebener Länder allmählich die Währungen ab. Inzwischen waren die Notenbanken der Länder, in denen die zyklische Krise bereits früher eingesetzt hatte, gezwungen, ihre Zinssätze schneller zu senken als die Bundesbank, die ungeachtet der nunmehr bereits erkennbaren Schärfe der Krise in Deutschland eine sehr zögerliche Lockerung ihrer Geldpolitik betrieb. Schließlich führten Ende Juli 1993 Erwartungen auf weitere Abwertungen einiger erneut unter Druck geratener Währungen und nicht zuletzt die Weigerung der Bundesbank, ihren Diskontsatz weiter zu senken, zu den ärgsten bisher aufgetretenen spekulativen Bewegungen an den Devisenmärkten - den Beträgen und der Anzahl der betroffenen Währungen nach. Allein am 30.7.1993 flossen der Bundesbank Devisen für knapp 30 Milliarden DM zu. Da unter diesen Bedingungen die Wechselkursrelationen nicht mehr durch Interventionen innerhalb der bestehenden Korridore zu halten waren, kam es zur Ausweitung der Bandbreiten, die in dieser Situation einer weitgehenden Freigabe der Wechselkurse gleichkam.

Damit wurde deutlich, daß sich staatliche Regulierungs- und Interventionsinstrumentarien in den internationalen Währungsbeziehungen auf Dauer nicht gegen starke Divergenzen in den wirtschaftspolitischen Interessenlagen durchsetzen können, und daß sie gegenüber spekulativen internationalen Kapitalbewegungen in den Größenordnungen, wie sie heute möglich sind, letztlich machtlos sind. Die Aufgabe des EWS-Mechanismus hat zugleich die in Maastricht beschlossene baldige Schaffung einer einheitlichen EG-Währung als illusionär entlarvt.

2. Anhaltende zyklische Krise in Deutschland

Die Wirtschaftsentwicklung ganz Deutschlands wurde 1993 durch die Fortdauer der bisher schärfsten zyklischen Krise bestimmt, von der die westdeutsche Wirtschaft seit der großen Weltwirtschaftskrise 1929/32 erfaßt worden ist. Die Wirkungen dieser Krise haben, ungeachtet der auf dem dortigen niedrigen Niveau erreichten Zuwachsraten, auch die Situation der ostdeutschen Wirtschaft wesentlich verschlechtert und werden deren Herauskommen aus der Anpassungskrise weiter verzögern. 3,7 Millionen Menschen waren am Jahresende 1993 in Deutschland als Arbeitslose registriert.

2.1 Verflechtung zyklischer und struktureller Krisenprozesse in Westdeutschland

Die zyklische Krise hatte sich in der westdeutschen Industrie bereits Mitte 1991 mit teils rückläufigen, teils stagnierenden monatlichen Produktionsdaten angekündigt. Nach einer kurzen, witterungsbedingten Erholung zu Beginn des folgenden Jahres kam es dann im Frühjahr 1992 zu einem kräftigen Rückgang des Produktionsausstoßes, der etwa ein Jahr anhielt. Seit dem 2. Vierteljahr 1993 stagniert die Gesamtproduktion der Industrie faktisch. Im Verlauf der Krise sank das Produktionsniveau insgesamt um rund 10 v.H. unter den vor dem Abschwung erreichten Stand ab.

Die Hauptbranchen waren dabei sowohl hinsichtlich der Tiefe als auch der Dauer des Abschwungs sehr unterschiedlich von der Rezession betroffen. Während die Produktionsentwicklung der Elektroindustrie etwa dem skizzierten Gesamtbild der Industrie entsprach, verlief die Krise für die chemische Industrie und in noch stärkerem Maße für die Bauwirtschaft relativ glimpflich. Am härtesten sind die zudem in strukturellen Anpassungsprozessen steckenden Zweige wie die Eisen- und Stahlindustrie, die Automobilindustrie und vor allem der Maschinenbau bislang von der Krise getroffen worden. Nach Quartalsdaten gerechnet ging die Produktion vom höchsten Vorkrisenstand bis zum bisherigen Tiefpunkt in

der Bauwirtschaft um 2,7 v.H.

der chemischen Industrie um 6,2 v.H.

der Elektroindustrie um 10,3 v.H.

der Automobilindustrie um 24,3 v.H.

der eisenschaffenden Industrie um 25,8 v.H. und im Maschinenbau um 20,6 v.H. zurück.⁴

Während der Produktionsausstoß jedoch in den letzten Monaten, für die bisher Daten vorliegen, in den meisten Branchen entweder stagnierte oder geringfügig zunahm, setzt sich der Abschwung im Maschinenbau weiter fort. Die Abschwächung der am Bruttosozialprodukt gemessenen gesamtwirtschaftlichen Aktivitäten folgte zeitlich dem zyklischen Krisenverlauf in der Industrie, war allerdings weitaus weniger ausgeprägt (vgl. Tabelle 3). Kraß war der Einbruch bei den Ausrüstungs-Investitionen, die bis zum 2. Quartal 1993 um 21,3 v.H. gegenüber dem Vorkrisenstand zurückgingen.

Auch in der Auftragsentwicklung ergibt sich ein ähnliches Bild, wenngleich hier der Rückgang in der verarbeitenden Industrie insgesamt noch stärker war als beim Produktionsausstoß.

⁴ Berechnet nach: Deutsche Bundesbank, Saisonbereinigte Wirtschaftszahlen, November 1993.

Tab. 3: Ausgewählte Wirtschaftsdaten Westdeutschlands⁵
Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in v.H.

	1992	1993	1/1993	2/1993	3/1993
Bruttoinlandsprodukt	1,6	-2,1	-2,8	-2,1	-1,5
Privater Verbrauch	1,7	-0,1	-0,3	-0,1	0,2
Staatsverbrauch	3,2	-1,1	-1,2	-1,5	-0,6
Anlageinvestitionen	1,2	-6,3	-6,9	-7,7	-4,4
Ausrüstungsinvestitionen	-3,9	-15,0	-13,7	-16,2	-12,9
Bauinvestitionen	5,5	0,7	-1,6	1,3	2,5
Industrieproduktion	-1,9	-8,9	-10,3	-8,8	-7,6
Ausfuhr	6,7	-9,3	-7,6	-9,6	-10,8
Einfuhr	3,9	-10,2	-9,5	-11,1	-10,0
Verbraucherpreise	4,0	4,2	4,3	4,2	4,2
Erwerbstätige (1000)	29.141	28.694	28.866	28.700	28.516
Arbeitslose (1000)	1.821	2.257	2.119	2.223	2.352

Insgesamt befand sich die westdeutsche Wirtschaft somit zu Beginn des Jahres 1993 noch im Abschwung, während der überwiegende Teil des Jahres durch die Depressionsphase dieses Krisenzyklus geprägt war. Dabei zeigten sich erste Symptome einer konjunkturellen Belebung in der Bauwirtschaft sowie bei einigen Indikatoren der Auftragsentwicklung. Das Gesamtvolumen der Auftragsgänge in der verarbeitenden Industrie sowie auch die Aufträge im Investitionsgüterbereich weisen seit der Jahresmitte eine schwache Zunahme auf.

Ungeachtet dessen sind die insbesondere vom Bundeswirtschaftsministerium und von der Mehrheit der am Gemeinschaftsgutachten beteiligten Wirtschaftsforschungsinstitute geäußerten Erwartungen, daß die Rezession schon im Winterhalbjahr 1993/94 von einem Wiederanstieg abgelöst werde, aus folgenden Gründen skeptisch zu bewerten:

Erstens sind die Produktionsrückgänge in einigen Zweigen, die bisher zu den Hauptträgern des wirtschaftlichen Wachstums gehörten, nicht nur auf zyklische Faktoren, sondern auf längerfristig wirkende strukturelle Krisenerscheinungen zurückzuführen.⁶

Zweitens verläuft die Auftragsbewegung noch schwach und diskontinuierlich. So lag das Auftragsvolumen in der verarbeitenden Industrie im 3.

⁵ Berechnet nach: DIW-Wochenbericht 46/1993; Statistisches Bundesamt, Konjunktur aktuell. Die Angaben für das Jahr 1993 beziehen sich auf das 1. bis 3. Vierteljahr.

⁶ Auf die Problematik der Strukturkrisen ist J. Goldberg in seiner vorjährigen Einschätzung ausführlich eingegangen. Vgl. Z 13 (März 1993).

Vierteljahr 1993 noch um reichlich 13 v.H. unter dem Vorkrisenstand. Nachdem der Gesamtwert der Auftragseingänge im 1. Quartal 1993 erstmals seit Krisenbeginn den der Umsätze erreicht hatte, sank er im darauf folgenden Halbjahr erneut deutlich unter dieses Niveau ab.

Drittens befinden sich die meisten der europäischen Länder, die Hauptabnehmer deutscher Erzeugnisse sind, noch in akuten Krisen- oder Depressionssituationen.

Viertens führten die im Sommer 1992 eingetretene nachhaltige Störung und der im August 1993 erfolgte Zusammenbruch des EWS-Mechanismus, der zuvor über eine tendenzielle Abwertung der DM die preisliche Konkurrenzfähigkeit der westdeutschen Exportwirtschaft in Westeuropa mit gesichert hatte, zur Aufwertung der DM gegenüber den Währungen wichtiger westeuropäischer Staaten, besonders Italiens, Spaniens, Großbritanniens, Belgiens und Portugals.

Fünftens werden die Möglichkeiten für eine Belebung der Nachfrage durch eine restriktive und kontraproduktive Wirtschafts- und Finanzpolitik, auf die an anderer Stelle noch eingegangen wird, erheblich eingeschränkt.

Diese Indikatoren lassen wenig Spielraum für eine kräftige Verstärkung der zyklischen Auftriebskräfte. Sie lassen eher erwarten, daß die konjunkturelle Belebung zunächst relativ schwach bleiben wird, wobei Unterbrechungen durch depressive Phasen oder Rückschläge durchaus möglich sind. Selbst die am meisten optimistischen unter den zahlreichen an der Jahreswende abgegebenen Wirtschaftsprognosen für 1994 erwarten allenfalls eine Zunahme des Bruttosozialprodukts um gut 1 Prozent, die noch nicht einmal ausreicht, um die Zahl der Arbeitslosen auf ihrem jetzigen Stand zu halten, sondern mit einem weiteren Anwachsen der Massenarbeitslosigkeit verbunden sein wird.

2.2 Anhaltende Transformationskrise in Ostdeutschland

Die Entwicklung der ostdeutschen Wirtschaft wurde auch 1993 von der tiefen Anpassungs- und Strukturkrise bestimmt, die seit der Einführung der DM im Juli 1990 anhält.

Damit ist die Wirtschaft der neuen Bundesländer auch weiterhin den Folgen des radikalen Transformationsprozesses der Produktionsverhältnisse ausgesetzt. Im Verlauf dieses Prozesses wurden die ostdeutschen Betriebe durch die Währungsunion zunächst ohne ein wirtschaftspolitisches Absicherungskonzept schlagartig einer übermächtigen Weltmarktkonkurrenz ausgesetzt. Anschließend wurde in einer politisch determinierten Privatisierungskampagne das - sicherlich in unvollkommener Form - vorhandene vergesellschaftete Eigentum mit der Begründung mangelnder Wirtschaftlichkeit nahezu beseitigt.

Die kürzlich veröffentlichte Bilanz der Treuhandgesellschaft weist die eine Seite des "Erfolges" dieser Politik aus: 97 v.H. aller in Regie der Treuhand

übernommenen Unternehmenseinheiten wurden seit 1990 privatisiert, darunter u.a. 13.200 Betriebe, 18.000 Liegenschaften und 22.000 Apotheken. Auf der anderen Seite steht, daß dabei das Produktionsniveau im verarbeitenden Gewerbe auf etwa ein Drittel geschrumpft wurde und allein in der Industrie rund 2 Millionen Menschen, das sind mehr als zwei Drittel aller zuvor dort Beschäftigten, ihren Arbeitsplatz verloren. Das weitgehende Wegbrechen der traditionellen Exportmärkte in den früheren RGW-Staaten wurde von der bundesrepublikanischen Wirtschaftspolitik nahezu tatenlos - bis auf das der neuen Situation in keiner Weise gerecht werdende, nur zögerlich zugelassene traditionelle Instrument der Hermes-Bürgschaften - als Resultat höherer Gewalt hingenommen.

Damit ist Ostdeutschland weitgehend deindustrialisiert worden. Es trägt nur noch 3 bis 4 v.H. zur gesamtdeutschen Industrieproduktion bei und spielt damit kaum noch eine Rolle in der überregionalen Arbeitsteilung. Die Tendenz geht vielmehr dahin, die Produktionen für den Nahabsatz auszuweiten, diejenigen für den Fernabsatz aber einzuschränken. Eine solche Entwicklung kann jedoch nicht zur Erhaltung bzw. zum Neuaufbau einer industriellen Basis als wichtigste Grundlage für den vielzitierten "Aufschwung Ost" führen.

Tab. 4: Ausgewählte Wirtschaftsdaten Ostdeutschlands⁷

Veränderungen gegenüber dem Vorjahr in v.H.

	1992	1993	1/1993	2/1993	3/1993
Bruttoinlandsprodukt	9,7	6,0	4,7	7,7	5,6
Privater Verbrauch	7,3	1,8	2,7	1,5	1,2
Staatsverbrauch	7,2	0,0	2,1	0,4	-2,1
Anlageinvestitionen	24,0	13,0	8,6	14,7	15,5
Ausrüstungsinvestitionen	10,8	2,1	2,6	2,5	1,2
Bauinvestitionen	36,2	21,0	13,2	23,4	25,4
Industrieproduktion	2,1	8,0	1,9	11,5	10,3
Ausfuhr	12,9	-6,4	-2,7	-7,0	-8,8
Einfuhr	12,9	0,9	3,4	0,6	-1,0
Verbraucherpreise	11,1	8,9	8,9	8,8	8,9
Erwerbstätige (1000)	6.344	6.140	6.172	6.146	6.100
Arbeitslose (1000)	1.170	1.161	1.172	1.156	1.156

⁷ Berechnet nach: DIW-Wochenberichte 41/1993 und 46/1993; Statistisches Bundesamt, Konjunktur aktuell. Die Angaben für das Jahr 1993 umfassen das 1. bis 3. Vierteljahr.

Aus der Sicht dieser Gesamtsituation muß auch die aktuelle ökonomische Entwicklung bewertet werden. Sie vermittelt sogar ein scheinbar günstigeres Bild als die westdeutsche Konjunktur, wenn man - wie dies in manchen Publikationen und Politiker-Äußerungen geschieht - vernachlässigt, auf welchem heruntergedrückten Niveau sie erfolgt.

Das Bruttoinlandsprodukt, das nach dem tiefen Absturz in den Jahren 1990/91 wieder deutliche Zuwachsraten zu verzeichnen hatte, ging unter dem Einfluß der zyklischen Krise in Westdeutschland zunächst im letzten Quartal 1992 und im ersten Vierteljahr 1993 zurück. Im weiteren Verlauf des vergangenen Jahres verstärkten sich die wirtschaftlichen Aktivitäten dann wieder soweit, daß nach den bisherigen Angaben für 1993 mit einer realen Zunahme um etwa 5 v.H. zu rechnen ist. Dabei stiegen vor allem die - zum großen Teil bereits vor dem offenen Aufbrechen der Rezession in Westdeutschland begonnenen - Bauinvestitionen kräftig an, während Ausrüstungsinvestitionen und privater Verbrauch sich unterdurchschnittlich entwickelten und der ohnehin sehr schwache Export stark zurückging. Etwas günstiger war die von einem noch niedrigeren Niveau ausgehende aktuelle Entwicklung der ostdeutschen Industrieproduktion. Sie nahm auch während der Rezession in Westdeutschland unter Schwankungen zu. Insgesamt wird sie für das Jahr 1993 nach den vorliegenden Daten um 7 bis 8 v.H. höher sein als im Vorjahr.

Die als Teilindikator für das tatsächliche Ost-West-Lohngefälle aussagefähige Relation des in der ostdeutschen Industrie gezahlten Bruttolohn- und -gehaltsbetrages je Beschäftigten zu dem in der westdeutschen Industrie gezahlten stieg innerhalb eines Jahres (vom 3. Vierteljahr 1992 bis August 1993) von 51 v.H. auf 59,1 v.H.; im gleichen Zeitraum stiegen die Ost-West-Relationen des Umsatzes je Beschäftigten in der verarbeitenden Industrie von 39,5 auf 51,2 v.H. und der Arbeitsstunden je Arbeiter von 99,2 auf 114 v.H.⁸

Ungeachtet des Produktionsanstiegs hielt der Beschäftigungsabbau an. Während einer Jahresfrist - von August 1992 bis August 1993 - ging die Zahl der in der ostdeutschen Industrie Beschäftigten noch einmal um 18,5 v.H. zurück. Nach wie vor sind insgesamt mehr als 3 Millionen Menschen entweder offiziell arbeitslos, zur Frührente gezwungen oder zeitweilig in - allerdings zunehmend dem Rotstift zum Opfer fallenden - arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen untergebracht. Unsicherer geworden ist auch die Lage vieler kleiner und mittlerer Betriebe. Die Nettozugänge an Gewerbeanmeldungen waren im Zeitraum von Januar bis August 1993 um 27 v.H. geringer als in der Vergleichszeit des Vorjahres. Die Anzahl der mittelständischer Unternehmen wird 1993 um etwa 20 000 zurückgehen. Für 1994 wird damit gerechnet, daß rund 100 000 Mittelständler aufgrund ihrer zu dünnen, nur etwa die Hälfte der durchschnittlichen westdeutschen be-

⁸ Berechnet nach: Statistisches Bundesamt, Konjunktur aktuell.

tragenden Eigenkapitaldecke sowie der vor allem auf die Liquiditätsprobleme eines großen Teils ihrer Kunden zurückzuführenden verschlechterten Zahlungsmoral Bankrott anmelden müssen.⁹

Generell wird sich auch im neuen Jahr die Grundtendenz der Jahre 1992/93 fortsetzen: Eine von niedrigem Niveau aus wachsende Produktion, in nicht ausreichendem Tempo steigende Investitionen im produktiven Bereich und eine weiter abnehmende Beschäftigung. Einer an der Jahreswende vom Institut für Wirtschaftsforschung Halle für die 10 wichtigsten Industriebranchen vorgenommenen Prognose zufolge werden 1994 in 7 dieser Zweige die Produktion und die Investitionen wachsen, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Raten. Für alle dabei analysierten Branchen mit Ausnahme der Bauwirtschaft wird jedoch ein weiterer Abbau der Beschäftigung prognostiziert.¹⁰

2.3 Krise der Wirtschafts- und Unternehmenspolitik

Während sich in den USA und Großbritannien während der letzten Jahre zunehmend die krisenhaften strukturellen Folgen der dort seit Beginn der 80er Jahre praktizierten Rigorismus-Variante der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik zeigten und Korrekturen der staatlichen Wirtschaftspolitik erzwangen, reagiert die Bundesregierung auf die zyklische Krise und die heutigen strukturellen Herausforderungen mit einer "Rolle rückwärts", mit einem verstärkten Rückgriff auf einige der gerade gescheiterten Elemente des rigorosen wirtschaftspolitischen Vorgehens des Thatcherismus bzw. der Reaganomics. Dabei war die Bonner Wirtschafts- und Finanzpolitik angesichts des vereinigungsbedingten Nachfrageschubs lange, bis weit in das Jahr 1992 hinein, von der Illusion ausgegangen, daß der Weltwirtschaftszyklus um Deutschland einen Bogen machen würde und es hierzulande zu einer ununterbrochenen Konjunktur käme. Nachdem die zyklische Krise aber das durch die zuvor unterschätzten Transferleistungen nach Ostdeutschland bereits enorm angewachsene Defizit der Staatsfinanzen noch weiter in die Höhe getrieben und die strukturellen Probleme der Industrie schonungslos aufgedeckt hat, wird jetzt auf radikale Rezepturen zurückgegriffen.

Die akute Krisensituation, die wachsende Arbeitsplatzunsicherheit und vor allem die nach dem Zusammenbruch der DDR und der anderen RGW-Länder fehlende soziale Herausforderung der Systemauseinandersetzung wurden und werden genutzt, um eine Konsolidierung des Staatshaushalts in erster Linie zu Lasten des in den vergangenen Jahrzehnten in der Bundesrepublik erkämpften Systems der sozialen Sicherung und durch einen verschärften Privatisierungskurs zu erreichen. Aktuelles Beispiel dafür ist das im Dezember 1993 zwischen Regierung und SPD für den Etat 1994

⁹ Berliner Zeitung, 1.12.1993.

¹⁰ Wirtschaftswoche, Nr. 52 v. 24.12.1993, S. 20/21.

ausgehandelte "Sparpaket". Durch Kürzungen beim Arbeitslosengeld, bei der Arbeitslosenhilfe und beim Schlechtwettergeld sowie durch eine massive Anhebung der Mineralölsteuer bei gleichzeitiger Beschneidung der ursprünglich beabsichtigten Verbesserung der Kilometerpauschale werden von dieser Konsolidierungsmaßnahme in erster Linie die Empfänger niedriger Arbeitseinkommen und diejenigen betroffen, die ohnehin durch den Verlust ihres Arbeitsplatzes besonders hart unter den Krisenprozessen zu leiden haben. Der damit in diesem Jahr verbundene Verlust an konsumtiver Nachfrage im Umfang von 17 bis 18 Milliarden DM wird dahin wirken, die Konjunkturbelebung zu verlangsamen und damit den Zeitpunkt weiter hinausschieben, an dem auch stärker fließende Steuereinnahmen wieder defizitmindernd wirken können. Dieser Konsolidierungsschritt wird somit die Haushaltskrise zugleich auch reproduzierend beeinflussen. Und die nächsten Sparmaßnahmen dieser Art werden bereits angekündigt.

Zugleich wird von Unternehmervetretern und Regierung zur vermeintlichen Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft und insbesondere des Standorts Deutschland eine Offensive gegen die Tarifhoheit und für die Durchsetzung von Deregulierungsmaßnahmen geführt. Dabei wird an dem durchaus richtigen Tatbestand angeknüpft, daß die deutsche Wirtschaft sich einer komplizierteren internationalen Konkurrenzsituation gegenüber sieht. Als alleinige Ursache dieser Probleme wurden, wie schon in der Standortdebatte vor zehn Jahren, die zu hohen Kosten der deutschen Unternehmen, insbesondere die Personalkosten und die Abgabenbelastungen deklariert. Damit war auch die Richtung der Therapievorschlage, die Verteilungsverhältnisse und -mechanismen noch kapitalfreundlicher zu gestalten, von vornherein vorgegeben. Die probaten, jetzt nur viel massiver als vor zehn Jahren geforderten Mittel bestehen vor allem darin, die Löhne zu senken, die Sozialabgaben zu reduzieren, Arbeitsplätze wegzurationalisieren und Unternehmenssteuern herabzusetzen.

Dabei wird an der Tatsache vorbeigegangen, daß das westdeutsche Großkapital die während des langen Aufschwungs der 80er Jahre gewonnenen Verteilungsspielräume ebenso wenig für eine strukturelle und innovationsstrategische Umstellung auf die Erfordernisse des sich bereits abzeichnenden technologischen Wandels wie für ausreichende innovative Direktinvestitionen im Inland genutzt hat. Die Schwäche der westdeutschen Konkurrenzpositionen und des Standortes Deutschland hat ihre Hauptursache nicht in einer Kostenkrise, sondern in einem eklatanten Versagen der Unternehmensstrategien in der deutschen Wirtschaft, insbesondere in den bisherigen Haupt-Exportbranchen der Industrie, und in dem bornierten Unvermögen der Wirtschaftspolitik der gegenwärtigen Bundesregierung.

Joachim Bischoff

Deregulierung oder Steuerung?

Thesen zum Kampf um die gesellschaftliche Hegemonie in der BRD

1.

Die Bundesrepublik Deutschland ist 1992 von der schwersten Konjunkturkrise der Nachkriegszeit erfaßt worden. Selbst Bundeskanzler Kohl hat eingeräumt, daß die wirtschaftliche Talfahrt unterschätzt wurde: "Dies ist keine normale Rezession, sondern eine tiefe strukturelle Rezession". Um eine kritische Bewertung kommt auch der Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung nicht herum. Das Eingeständnis, im Herbst '92 die kontraktiven Prozesse teilweise ignoriert zu haben, schlägt sich jedoch nicht in einer Problematisierung der in den letzten Jahren praktizierten Wirtschaftspolitik nieder. "Die unerwartete Verschärfung der Rezession im Jahre 1993 war dem Ausbleiben der erhofften Exportnachfrage, dem teilweise dadurch bedingten Rückgang der Investitionen, schließlich einer gegenseitigen Verstärkung der rezessiven Tendenzen zuzuschreiben. Es läge zunächst nahe, dem Konjunkturinbruch durch Maßnahmen zur Belebung der Nachfrage zu begegnen. Doch lehrt die Erfahrung aus früheren Konjunkturzyklen, daß damit nur unter bestimmten Bedingungen nachhaltige Wirkungen zu erzielen sind."¹

Es mutet schon sehr eigentümlich an, daß gerade heute die angebotsorientierte Modernisierungsstrategie als Gebot der Stunde proklamiert wird. Denn von der Regierung Kohl wurde sie seit dem Bruch des sozialliberalen Bündnisses als wirtschaftspolitische Linie praktiziert. Ihr "Erfolg" läßt sich durch folgende Fakten belegen:

- Die Lohnquote ist seit 1982 beständig zurückgegangen und erreichte Anfang der 90er Jahre den tiefsten Stand der Nachkriegsentwicklung; spiegelbildlich ist der Anteil von Gewinn- und Vermögenseinkommen gestiegen.²

- Zwischen 1982 und 1991 sind die Nettoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen um 133% gestiegen, während die Nettoeinkommen der Arbeitnehmer nur um 44% angewachsen sind. Das reale Bruttoinlandsprodukt ist in diesem Zeitraum um fast 30% vergrößert worden, aber die

¹ Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, Zeit zum Handeln - Antriebskräfte stärken, Bonn 1993, S. 17.

² Vgl. zu den Verschiebungen in den Verteilungsrelationen im einzelnen: Forum Gewerkschaften, Gewinnen durch Verzicht? Hamburg 1993.

realen Haushaltseinkommen der Beschäftigten sind nur um 10% gestiegen.³

- Die Effekte der Umverteilung des gesellschaftlichen Reichtums und der Begünstigung der Unternehmen bilanziert das DIW folgendermaßen: "In den 80er Jahren hat die Finanzpolitik ... die Einkommen über die markt-mäßige Entwicklung hinaus zugunsten der Unternehmen bzw. der Gewinneinkommensbezieher umverteilt. Dies wurde begründet mit der Notwendigkeit, angebotsseitig die Bedingungen für Investitionen in Westdeutschland zu verbessern. Dafür, daß dies erfolgreich war, gibt es keine Belege."⁴

Im Hinblick auf die fortbestehende Hegemonie der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik drängen sich drei Schlußfolgerungen auf:

1. Ein Jahrzehnt erfolgreicher Umverteilungspolitik zu Lasten der Beschäftigten hat dazu beigetragen, daß die Nachfrageschwäche in der konjunkturellen Abschwächungsphase so massiv ausfiel. Das Finanzchaos in den öffentlichen Kassen gilt auch in der schwersten Rezession noch als Legitimation für die Fortführung der Konsolidierungs- und Umverteilungspolitik; aber durch die Kürzung von Sozialeinkommen und Reallohnverluste wird die Nachfrage weiter geschwächt und der kontraktive Anpassungsprozess verlängert.

2. Im internationalen Vergleich hat die Bundesrepublik über die starke Exportorientierung einen relativ hohen Anteil des produzierenden Sektors an der Bruttowertschöpfung und der Beschäftigung verteidigen können. Während 1990 in den USA nur 26% der Erwerbstätigen im produzierenden Gewerbe beschäftigt waren, betrug der Anteil in der Bundesrepublik fast 40%; der EG-Durchschnitt lag bei gut 32%. Ein Strukturproblem der deutschen Wirtschaft liegt in der starken industriellen Prägung und Exportorientierung. Die Standort-Diskussion⁵ ist daher sehr verquer angelegt, weil die Frage nach der Fortführung dieser Exportorientierung überhaupt nicht gestellt, das Problem des rückläufigen Anteils von Wertschöpfung und Beschäftigung der Industrie überhaupt nicht aufgeworfen und daher eine zukunftsorientierte Gestaltung der Dienstleistungsgesellschaft nicht thematisiert wird.

3. Die Fortführung der angebotsorientierten Wirtschaftspolitik wird weder eine Zurückdrängung der Arbeitslosigkeit noch eine Sanierung der sozialen Sicherungssysteme bewirken. Im Gegenteil, mit den sich jetzt abzeichnenden Konsolidierungsansätzen, die ökonomisch kontraproduktiv sind, wird der soziale Basiskonsens der Gesellschaft schwer beschädigt.

³ DIW, Zur Entwicklung der Einkommensverteilung der Bundesrepublik Deutschland, Februar 1993, S. 131 ff.

⁴ DIW-Wochenberichte 37, 1993, S. 507.

⁵ Kritisch zur Standort-Diskussion: AG Wirtschaftspolitik, Argumente zur Standortdiskussion, in: Sozialismus 11, 1993, S. 7 ff.

Angesichts der massiven Akkumulationsprobleme des Kapitals und der immensen Massenarbeitslosigkeit versucht die Regierung ihren Handlungsspielraum wieder zu erweitern, indem sie für niedrige Einkommen eintritt und sämtliche sozialen Transfers fortgesetzt kürzt. Auch für den Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Tyll Necker, gibt es "gar keinen Zweifel: Die Reallöhne müssen und werden sinken." Eine Politik der Arbeitszeitverkürzung, wie sie mit der Vier-Tage-Woche bei VW und im Bergbau aktualisiert wurde, kommt nach seiner Meinung für die Industrie nur in Frage, wenn damit deutliche Absenkungen der realen Einkommen verknüpft sind.⁶ Auch für den Arbeitgeber-Präsidenten Muhrmann stehen zuallerst Kostenentlastungen im Vordergrund; eine Umverteilung der Arbeit, selbst wenn sie kostenneutral wäre, reicht als Sanierungsansatz der deutschen Wirtschaft nicht aus. Jeder Einkommensausgleich bei einer Arbeitszeitverkürzung brächte die Lohnspirale noch mehr in Schwung und wäre der Ruin für die Wirtschaft.

"Dreh- und Angelpunkt für den Aufschwung ist es, die Verteilungskämpfe zu beenden", behauptet Wirtschaftsminister Rexrodt. Im selben Atemzug eröffnet die Regierung eine neue Front im Verteilungskampf. Der Wirtschaftsminister will Sozialhilfeempfänger demnächst wieder zu Gemeinschaftsarbeiten heranziehen. Die Absicht ist eindeutig: die Kosten der Ausgrenzung von sozialen Schichten aus dem Erwerbsleben sollen gesenkt werden. Bislang stellten die Sozialhilfe, die Arbeitslosenhilfe und das Arbeitslosengeld eine soziale Mindestsicherung dar. Angesichts der erneut verschärften Massenarbeitslosigkeit werden die Sozialtransfers zu einem drückenden Problem für die öffentlichen Kassen. Wenn es gelingt, die soziale Mindestsicherung deutlich nach unten zu drücken, kann auch in der Bundesrepublik zusätzlich zu den bereits bestehenden prekären Beschäftigungsverhältnissen ein Niedriglohnsektor etabliert werden.

Es bleibt aber nicht bei der Akzeptanz der Zwei-Drittel-Gesellschaft. Der rapide Verfall wertschöpfender Arbeit führt unweigerlich auch zu einer Zerstörung aller Aspekte der gesellschaftlichen Wohlfahrt. Mit den verschärften Konsolidierungsanstrengungen ist der Beweis erbracht, daß mit der Erosion des Systems der Erwerbsarbeit auch der einige Jahrzehnte akzeptierte Sozialstaatskompromiß substantiell aufgekündigt werden muß, d.h. die Verwaltung der ausgegrenzten Bevölkerungsschichten erzwingt die Absenkung der Realeinkommen und die Verminderung der sozialen Einkommenssicherungen.

Die Regierung selbst hat keine Illusionen, was die Entwicklung der Erwerbslosigkeit angeht, auch wenn sie in ihrer Öffentlichkeitsarbeit einen anderen Eindruck zu erwecken versucht. Mit einer konjunkturellen Trendwende ist bestenfalls ab Mitte 1994 zu rechnen. Da aber die Binnennach-

⁶ Zu den Grundpositionen der Unternehmerverbände siehe zusammenfassend: Handelsblatt vom 31.12.1993, Nr. 254.

frage langfristig geschwächt wurde und alle europäischen Nachbarn gleichfalls von einer wirtschaftlichen Talfahrt erfaßt sind, wird die konjunkturelle Belebung nur sehr verhalten einsetzen. Die EG zählt 1994 offiziell ca. 19 Millionen Arbeitslose, wobei der tatsächliche Umfang der Unterbeschäftigung sehr viel höher liegt; allein in der erweiterten Bundesrepublik fehlen nahezu sieben Millionen Erwerbsarbeitsplätze.

Die Aufwendungen in der BRD zur Bezahlung der Arbeitslosigkeit erreichten 1993 109,5 Mrd. DM; weit mehr als 45 Mrd. DM mußten zudem für die Unterstützung der Sozialhilfeberechtigten aufgewandt werden. Die bisherigen Möglichkeiten aktiver Arbeitsmarktpolitik versagen angesichts der Größenordnung der Arbeitslosigkeit. Ein Waldbrand läßt sich nicht mit einem Wassereimer bekämpfen. Die Regierungsparteien sehen keinen Weg zu einer realistischen Verminderung der Massenarbeitslosigkeit durch die Schaffung neuer qualifizierter und existenzsichernder Arbeitsplätze. Deshalb trachten sie danach, einerseits durch Niedriglohnpolitik das Angebot deregulierter prekärer Beschäftigungsverhältnisse zu erweitern (in den USA bezeichnete man diese Politik der Vermehrung von bad jobs als "Beschäftigungswunder"), und zweitens die zunehmende soziale Ausgrenzung mit weniger finanziellen Mitteln zu bewältigen - daher der verschärfte Eingriff in die Verteilungskonflikte.

2.

Der kapitalistische Akkumulationsprozeß verläuft nicht gleichförmig. Konjunkturschwankungen und Strukturveränderungen prägen den Lebenslauf der Wirtschaft. In einem Zeitraum von 4-5 Jahren wiederholt sich der Zyklus von Aufschwung, Boom, Rückgang der Produktion und wirtschaftlicher Talfahrt, Stagnation und Krise. In diesem regelmäßigen Auf und Ab setzt sich zugleich eine längerfristige Tendenz der Strukturveränderung durch. Während in den ersten Nachkriegsjahrzehnten die Gesamtentwicklung über mehrere Konjunkturzyklen hinweg als beschleunigtes Wachstum charakterisiert werden kann, sind wir seit der Wirtschaftskrise von 1974/75 mit einer hartnäckigen Akkumulations- und Wachstumsschwäche des Kapitals konfrontiert, die im Zyklus die Ausschläge nach oben erheblich dämpft und die Krisenphasen enorm verlängert.⁷

Die weitaus stärker als üblich ausgeprägte Abwärtsbewegung in der aktuellen Krisenphase des Zyklus wird durch einen massiven Strukturwandel überlagert. In allen Schlüsselbranchen der verarbeitenden Industrie erleben wir unter dem Stichwort der "Verschlankung" (lean production) eine massive Rationalisierungswelle. Nicht nur einzelne Branchen, sondern die gesamtgesellschaftlichen Betriebsweise befindet sich in einem Zustand der Umwälzung. Einerseits findet mit der Konzentration der unternehmerischen Aktivitäten auf die Wertschöpfungskette eine enorme

⁷ Vgl. dazu: J. Bischoff/M. Menard, Weltmacht Deutschland?, Hamburg 1992.

Verschlankung der industriellen Produktion statt; andererseits erhöht sich mit der Durchsetzung der flexiblen Automatisierung die Elastizität und Ausdehnungsfähigkeit der gesellschaftlichen Produktion.

Schließlich mischt sich in das Krisenszenario noch die gescheiterte Transformation der ostdeutschen Wirtschaft. Drei Jahre nach der staatlichen Einheit ist die Bilanz niederschmetternd: Über vier Millionen Arbeitsplätze sind vernichtet worden, die Wertschöpfung ist auf ein Drittel des DDR-Niveaus abgestürzt. Ostdeutschland stellt 25% der Gesamtbevölkerung, diese trägt aber nur 7% zum Gesamtwert der Waren und Dienstleistungen im vereinten Deutschland (Bruttosozialprodukt) bei. Selbst bei günstigen Annahmen wird der "Aufholkurs" wenigstens 20 Jahre in Anspruch nehmen, und solange bleibt die zerstörte Region auf immense Förderbeiträge bei Investitionen und sozialen Transfers angewiesen. Zu Recht stellt Lutz Hoffmann, Präsident des DIW, in seiner Analyse heraus, "daß mit der Schaffung der Währungsunion bereits die Weichen für einen Niedergang der ostdeutschen Industrie gestellt wurden, weil die plötzliche Beseitigung aller Handelsschranken und die starke Überbewertung der Kosten- und Leistungsströme das Bestehen vieler Unternehmen im Wettbewerb mit westdeutschen und westeuropäischen Anbietern unmöglich machten. Der rasche Produktions- und Beschäftigungsrückgang in Ostdeutschland ist also nicht, wie in Sonntagsreden immer wieder behauptet wird, allein das Ergebnis sozialistischer Mißwirtschaft, die eine Herstellung marktgängiger Produkte ausschließt, sondern auch das Resultat eines durch die Währungsunion herbeigeführten Preis-Kosten-Verhältnisses, bei dem eine kostendeckende Produktion nicht möglich ist."⁸

Die Ursachen für die weitgehende Vernichtung des ostdeutschen Wirtschaftspotentials liegen eindeutig im Crash-Kurs, den die Bundesregierung bei der Herstellung der staatlichen Einheit verfolgt hat, und vor dem der größte Teil der Wirtschaftsinstitute und Experten im Frühjahr 1990 gewarnt hatte. In der Wirtschaftswoche kommentierte damals der Neokonservative Wolfram Engels zu Recht: "Soweit bekannt ist, hat die Regierung überhaupt keinen Rat von außenstehenden Fachleuten eingeholt. Es sieht so aus, als habe sie nicht einmal ihre eigenen Fachleute gehört."⁹

Sicherlich profitierte das westdeutsche Kapital von dem massiven Konsumstoß aus Ostdeutschland und konnte so zunächst einmal die rezessiven Tendenzen der Weltmarktentwicklung in den Jahren 1990/91 abfedern, während die ostdeutschen Produzenten weitgehend auf ihren Produkten sitzen blieben und gleichsam über Nacht eine rasche Modernisierung vollziehen sollten. Daraus ist vielfach die These abgeleitet worden, daß die Zerstörung der ostdeutschen Industrie im Verwertungsinteresse des Kapi-

⁸ L. Hoffmann: Warten auf den Aufschwung, Regensburg 1993, S. 29. Vgl. auch: J. Bischoff/K. Steinitz, Bevor alles zusammenbricht..., Hamburg 1992.

⁹ Zitiert bei Hoffmann, a.a.O., S. 10.

tals der Altbundesländer gelegen hätte und daß die Regierungskoalition nur dieses Interesse verwirklicht habe. Ich halte diese These für falsch; plausibler ist m.E. die Annahme, daß große Teile der Führung in Politik und Wirtschaft einer illusionären Einschätzung der Folgen ihres Tuns angingen.

Dem Grundfehler der Wirtschafts- und Währungsunion folgte die vollständige Fehleinschätzung der ökonomischen Situation in den osteuropäischen Ländern. Die massive Ausweitung der Hermes-Kredite konnte zwar den Zusammenbruch der Absatzmärkte für die ostdeutsche Wirtschaft hinausschieben, aber keine Grundlage für eine tragfähige Konsolidierung schaffen. Heute wissen wir, daß selbst bei einem eher unwahrscheinlichen Wirtschaftswachstum von 3,5% im langjährigen Durchschnitt und einem Zuwachs von 7% in den neuen Bundesländern das Ausgangsniveau von 1989 auch im Jahre 2010 noch nicht wieder erreicht sein wird.¹⁰

Die Standortpolitik der neokonservativen Regierungskoalition zeigt aber auch in den Altbundesländern vernichtende Wirkung. Fest steht, daß der private Verbrauch auch 1994 rückläufig sein wird. Unter dieser Bedingung muß selbst bei niedrigen Zinssätzen noch längere Zeit auf einen kräftigen Investitionsaufschwung gewartet werden. Das verfügbare Einkommen und der Ertrag der Vermögenden läuft immer weniger in die Produktion; statt einer zügigen Ausweitung der Kapitalanlagen ist Entschuldung angesagt; je schlechter es den Unternehmen geht, desto blühender präsentieren sich die Finanzmärkte. Der Drang in die Finanzanlagen ist ungebrochen. Die politisch verschärfte Einengung der gesellschaftlichen Nachfrage zwingt die Realwirtschaft zu verstärkten Anpassungsprozessen.

3.

Die entwickelten Nationen hatten sich unter der Schockwirkung der großen Weltwirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre und deren gesellschaftlich-politischen Auswirkungen zu einer Politik der Regulierung entschlossen. Die staatliche Rahmensetzung für die privatkapitalistischen Aktivitäten erstreckte sich auf die Kontrolle und Steuerung der Währungssysteme (IWF, Weltbank), eine Politik des Abbaus von Handelsbeschränkungen und der Gleichheit der Marktzutrittsbedingungen nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit (Reziprozität im GATT) sowie einer Entwicklung der Binnenmärkte durch öffentliche Investitionsprogramme.

Den weitergehenden Ratschlägen von Keynes und anderen Reformern sind die politischen Instanzen nicht gefolgt; insbesondere nicht der Aufforderung nach einer Umgestaltung der Finanzmärkte, die unter dem Aspekt

¹⁰ Vgl. Projektion der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland bis zum Jahre 1997, Bonn 1993; Hans Barth, Die Bundesrepublik Deutschland 2000 - 2005 - 2010, Friedrich Ebert Stiftung, Bonn 1993.

der Vorrangigkeit von Realinvestitionen keine optimale Verteilung der Ersparnisse der Nation mehr garantierten.

Der Sozialstaat beruht ökonomisch "auf der seit den dreißiger Jahren neu entwickelten Fähigkeit des Staates und der ihn tragenden Klassen, durch zielbewußte Finanz-, Haushalts- und Sozialpolitik die innewohnende Krisentendenz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu dämpfen ... Zugleich übernimmt der Wohlfahrtsstaat zunehmend die 'Gemeinkosten einer immer weiter vergesellschafteten Produktion' (Habermas), d.h. die Kosten für die außenpolitische Absicherung, die erforderliche Infrastruktur und die sozialen Folgen der kapitalistischen Wirtschaft. Die relative soziale und politische Stabilität dieses Systems wurde erzeugt - und nach Störungen immer wieder hergestellt - 'durch eine staatliche Politik der 'Reformen'... Marxistisch gesprochen handelt es sich beim 'Wohlfahrtsstaat' um einen asymmetrischen Klassenkompromiß und um eine Teilintegration der Arbeiterbewegung in die kapitalistische Gesellschaft. Asymmetrisch, weil die gesellschaftliche Interessenvertretung der kapitalistischen Klassen der Interessenvertretung der Arbeiterklasse strukturell überlegen ist; 'Teilintegration', weil die Arbeiterbewegung selbst unter einer betont nicht 'revolutionären' ideellen Führung dennoch immer auch über die kapitalistische Gesellschaft hinausstrebt."¹¹

Der gesellschaftliche Basiskonsens in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften stützt sich auf soziale Bürgerrechte in einer Epoche wachsenden Wohlstandes. Im 19. Jahrhundert wurde über die politischen Herrschaftsverhältnisse eine wichtige Transformation der bürgerlichen Gesellschaft eingeleitet. Die Arbeiter machten von ihren bürgerlichen Rechten gemeinschaftlichen Gebrauch. Die Gewerkschaftsbewegung setzte eine Ausweitung sozialer Rechte durch, erweiterte die Staatsbürgerrechte, eröffnete der Zivilgesellschaft neue Perspektiven und vergrößerte so rückwirkend auch den Einfluß und die gesellschaftliche Akzeptanz der Gewerkschaften.

In diesem Entwicklungsprozeß verändern sich die Erscheinungsformen der gesellschaftlichen Klassen. Wirtschaftliche Ungleichheit wird eingeschränkt, aber die Ausweitung des Staatsbürgerstatus bedeutet keineswegs auch Demokratisierung und Durchsetzung des egalitären Prinzips in der Wirtschaft. Im Gegenteil wird wirtschaftliche und soziale Ungleichheit so z.T. erst gesellschaftlich akzeptabel. In den Bereichen Gesundheit, Bildung, Altersversorgung, Wohnen wird ein Mindeststatus geschaffen, der für wirtschaftliche Ungleichheit und die Einkommensunterschiede eine Bewegungsform schafft.

Die schrittweise Herausbildung des Sozialstaates trägt zu einer erheblichen Verstetigung und Ausweitung der Kapitalakkumulation bei. In den meisten

¹¹ P. v. Oertzen, Eine marxistische Grundlegung des Demokratischen Sozialismus? In: P. v. Oertzen, Für einen neuen Reformismus, Hamburg 1984, S. 20.

hochentwickelten kapitalistischen Ländern ist das Bruttosozialprodukt zwischen 1950 und der Mitte der siebziger Jahre um das Drei- bis Vierfache gewachsen. Zugleich ändern sich die Lebensverhältnisse im Alltag; die fordistische Betriebsweise bringt Massenkonsum, Massentourismus, Massenmedien usw. hervor. Der Imperativ des Überlebens verliert im Alltag der allermeisten Menschen an Bedeutung.¹²

Der Klassenkompromiß der Nachkriegszeit ist aufgekündigt worden, nachdem die zunächst erfolgreich angewandten Methoden der Stützung der Kaufkraft und Sicherung von Investitionsanreizen nicht mehr funktionierten. Die besitzenden Klassen verdrängen dabei die historische Lektion, daß die Kapitalakkumulation ohne soziale Regulierungen in systembedrohende Krisen gerät. Unter dem ökonomischem Druck von geringen Wachstumsraten, verschärftem Wettbewerb um die Marktanteile werden Regulierungen und Einkommensübertragungen zurückgenommen, was die Labilität der Gesellschaftsformation erhöht.

Im Rückblick auf die Entwicklungslinien der kapitalistischen Gesellschaftsformation läßt sich als Zentralthese formulieren: Als Reaktion auf die deutliche Investitions- und Akkumulationschwäche in den kapitalistischen Metropolen setzt sich Ende der 70er Jahre eine Politik der Deregulierung und des verschärften Wettbewerbs durch. Als Ergebnis stellt sich nicht die angestrebte Revitalisierung der Kapitalakkumulation ein. Die neokonservative Flugnummer von Reagan und Thatcher endete mit einer Bruchlandung. In keiner der OECD-Metropolen gelang es den regierenden Neokonservativen, eine neue Prosperitätskonstellation zu erzeugen. Bei anhaltender Schwäche der Realakkumulation kam es allein zu einem beschleunigten Wachstum der Akkumulation von Geldkapital.

4.

Wenn mit der endlosen Sparpolitik der soziale Basiskonsens der bundesrepublikanischen Gesellschaft aufgekündigt ist, damit die aktuelle Krise jedoch keineswegs überwunden, sondern im Gegenteil die kontraktive, nach unten gerichtete Spiralwirkung politisch verschärft wird, dann stellt sich die Frage nach Gründen für eine solche kontraproduktive Operation. Warum verschlechtern Kabinett und Kapital beständig die gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen, heizen die mörderische Konkurrenz an, so daß mehr und mehr selbst die großen Konzerne in die Verlustzone geraten und erhebliche Abschreibungen und Verluste am eingesetzten Kapital hinnehmen müssen?

In einer häufig vorgebrachte Argumentation wird auf die neue Konstellation nach der Niederlage der staatssozialistischen Gesellschaften verwie-

¹² Vgl. dazu: J. Bischoff/R. Detje, *Massengesellschaft und Individualität*, Hamburg 1989; *Forum Gewerkschaften, Angst vor dem Individuum*, Hamburg 1992.

sen.¹³ In der langen Nachkriegsprosperität habe immer die DDR mit am Verhandlungstisch über Einkommenstarife, sozialstaatliche Transfers und Dienstleistungen gesessen. Jetzt, nach dem Bankrott des Staatssozialismus, habe das Kapital diese Rücksichtnahme nicht mehr nötig.

Das Argument der vermeintlich positiven sozialstaatlichen Folgen der Systemkonfrontation entstammt einer wenig realen, dafür umso mehr nostalgischen Sichtweise. Denn der Sozialstaatskompromiß blieb keineswegs auf die Bundesrepublik beschränkt, und die Zertrümmerung der gesellschaftlichen Grundlagen der Nachkriegsprosperität finden wir auch in Schweden, Japan oder jeder anderen kapitalistischen Metropole. Zum andern setzt die Politik der Zurückdrängung oder des Umbaus des Sozialstaates längst vor dem Zusammenbruch des osteuropäischen Staatssozialismus ein. Selbst wenn es in dem einen oder anderen untergeordneten Punkt eine Nuance des sozialen Kompromisses mit Blick auf die Systemkonfrontation gegeben haben mag, für die Herausbildung und Aufkündigung der sozialstaatlichen Regulation war dieser Aspekt nebensächlich.

Entscheidend bei dieser Betrachtungsweise ist die These von der "Kapitalstrategie", die vermeintlich hinter der Aufkündigung des Sozialstaatskompromisses steht. Im Rahmen eines reaktionären Gesellschaftskonzeptes gehe es nicht vorrangig um Vorteile in der Verteilungauseinandersetzung, d.h. die Verschiebung von Lohn- und Gewinn- resp. Vermögenseinkommen. Dem Kapital gehe es darum, für die kommenden Jahrzehnte Herrschaftssicherung zu betreiben. Die massive Beschädigung von eingesetztem Kapital, die flächendeckende Vernichtung von Industriepotential in der ehemaligen DDR oder die anhaltende Schädigung der Konjunktur: alles Belanglosigkeiten. Es gehe dem Kapital um den Übergang zu einer neuen Herrschaftsform am Rande zu offener Diktatur - so die These.

Ich vertrete die These, daß sich in Reaktion auf die wachsende Akkumulationsschwäche des Kapitals und die unzureichende Ausgleichs- und Steuerungsfunktion des Sozialstaates eine gesellschaftliche Hegemonie durchsetzte, die in der Aufkündigung von sozialen Regulierungen - gewissermaßen die Rückkehr zum *laissez-faire*-Kapitalismus - eine Chance zur Revitalisierung der Produktionsverhältnisse sieht. "Denn wenn die wirksame Nachfrage unzulänglich ist, ist nicht nur der öffentliche Skandal unbenützter Hilfsquellen unerträglich, sondern arbeitet auch der einzelne Unternehmer, der versucht, diese Hilfsquellen in Tätigkeit zu setzen, mit zu vielen Punkten gegen sich. Das Zufallsspiel, das er spielt, ist mit vielen

¹³ So klagt beispielsweise H. Müller über den Verlust einer nennenswerten sozialistischen Macht in Europa: "Ohne diesen Gegenpol kann das Kapital aufgrund des ständig sinkenden Bedarfs an lebendiger Arbeitskraft bei ständig steigender Ausbeutung ihrer Qualität weitgehend auf den Luxus aufwendiger ökonomischer, politischer und ideologischer Korruption des Proletariats verzichten und an dessen Stelle den nackten ökonomischen Zwang zur Unterwerfung setzen." H. Müller, *In Ost und West gegen den deutschen Imperialismus*, in: *Topos* 2, 1993, S. 116.

Nullen versehen, so daß die Spieler in ihrer Gesamtheit verlieren werden".¹⁴

Die Selbstzerstörung der hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften erfolgt nicht zwangsläufig. Allerdings sind die Hemmschwellen für eine gesellschaftliche Steuerung heute sicherlich höher als in den dreißiger Jahren. Sowohl die Erfahrung vom Scheitern der gesamtwirtschaftlichen Nachfragesteuerung der letzten Jahrzehnte, als auch der Bankrott des staatssozialistischen Systems haben die Bereitschaft vermindert, über die überlieferten Gesellschaftsverhältnisse hinauszugehen. Solange die Herrschenden mit ihrem Appell einer rücksichtslosen Entfesselung des Individualismus überzeugen, läßt sich keine Hegemonie für gesellschaftliche Steuerung und Kontrolle durchsetzen.

5.

Die sozialstaatliche Umverteilung, die bei allen prinzipiellen Mängeln für breite Bevölkerungsteile eine Verbesserung der Lebenslage gebracht hatte, die sie aufgrund ihrer Individualeinkommen nicht erreicht hätten, kommt von zwei Seiten unter Druck. Stagniert die reale Kapitalakkumulation nicht nur kurzfristig-zyklisch, sondern längerfristig-überzyklisch, sinkt das Steueraufkommen, während gleichzeitig die Leistungsverpflichtungen des Sozialstaates zunehmen. Die Schere zwischen Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Haushalte öffnet sich schnell und macht erhebliche Kreditaufnahmen des Staates zur Deckung des Defizits erforderlich. Da infolge des geringen Wirtschaftswachstums auch das Kapital in großem Umfang Zahlungsmittelkredite benötigt, behindert die zusätzliche staatliche Kreditnachfrage eine durchgreifende Senkung der Zinssätze, was rückwirkend wiederum die Schwächephase der Realakkumulation verlängert.

Die kompensatorischen Wirkungen des Sozialstaates greifen nur, solange die Wirtschaft floriert; sie fallen der öffentlichen Finanznot zum Opfer, sobald die Wachstumsprozesse längerfristig gestört sind. Dennoch gelingt es den Neokonservativen unter Ausnutzung der offenkundigen Schwächen des Sozialstaats, das Verhältnis von Ursache und Wirkung umzudrehen und dessen Fehlentwicklungen für die Wachstums- und Akkumulationskrise verantwortlich zu machen. Die Folge ist eine Entfesselung der Geldkapitalakkumulation und damit eine größere Labilität in der ökonomischen Entwicklung. Die Senkung der Lohneinkommen führt auf der Nachfrageseite zu einer geringen Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes, so daß die Bundesrepublik im Verlauf der 80er Jahre immer stärker auf Exporte angewiesen ist. Da dies gleichermaßen auch für die anderen kapitalistischen Metropolen gilt, verschärft sich der internationale Wettbewerb um Marktanteile. Mit der Schuldenexplosion nimmt gleichzeitig die

¹⁴ J. M. Keynes, Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, Berlin 1966, S. 321.

Anzahl der "faulen" Kredite zu; die Spannungen und Brüche im internationalen Finanz- und Kreditsystem sind unübersehbar. Angesichts dieser strukturellen Überakkumulation sind die in der Nachkriegszeit praktizierten Anätze zur Nachfrage- und Globalsteuerung des Binnenmarktes begrenzt.

Die neokonservativen Parteien gehen von der falschen Überlegung aus, sie hätten es lediglich mit einer Blockierung der Wachstumsdynamik durch überbordende Ansprüche der eigentumslosen Klassen zu tun. In ihrer Vorstellung von Kapitalismus ist es selbstverständlich, daß die Gewinne auch dahin fließen, wo sie eigentlich hingehörten: in den Bereich der Ausweitung von gesellschaftlichen Produktionsanlagen. Aber alle Investitionsanreize und alle Steuersenkungen führen lediglich zu einer Verbesserung der Liquidität der Unternehmen und einer Erhöhung der Eigenkapitalquote, aber nicht zu einer deutlichen Investitionsausweitung. Wenn der industrielle Profit nicht mehr in gebührendem Abstand vor der Verwertung des zinstragenden Kapitals rangiert, ist der Steuerungsmechanismus gestört, den der Kapitalismus braucht, um eine Prosperitätskonstellation zu erzeugen. Die Neokonservativen scheitern mit ihrer Politik, weil sie an diesem Punkt nicht korrigierend eingreifen.

Umgekehrt: Sie haben mit den Deregulierungsmaßnahmen im Finanzbereich und durch eine Politik der Verschuldung dafür gesorgt, daß der Steuerungsmechanismus noch weiter deformiert wurde. Selbst wenn das Reizwort vom Casino-Kapitalismus eine Übertreibung enthält: Fakt ist, daß die Rentabilität industrieller Investitionen nicht entscheidend verbessert wurde.¹⁵ Zugleich ist das Schuldenkarussell in den kapitalistischen Hauptländern mächtig in Fahrt, die steigende Kreditnachfrage hält die Zinsen hoch und eröffnet einträgliche Gewinne, was die reale Investitionstätigkeit weiter nach unten drückt. Während in den 80er Jahren die reale Akkumulation trotz gewaltiger Rationalisierung der Produktionsanlagen eine deutliche Schwächeperiode durchläuft, expandieren die Ansprüche auf Teile des künftig anfallenden gesellschaftlichen Reichtums, das, was Marx fiktives Kapital nannte. Was expandiert, ist der Preis, der für solche Ansprüche gezahlt wird, und da die Preissumme dieser Ansprüche viel rascher wächst als das Sozialprodukt, wird überproportional viel in den Erwerb solcher Ansprüche investiert, statt in Bereiche, welche die reale Reichtumsproduktion erweitern würden.

Der Haupteffekt der neokonservativen Antwort auf die Überakkumulationskrise liegt sowohl im Rückbau des Sozialstaates, folglich in der Senkung der Staatsquote, als auch in zwei weiteren Veränderungen: in der - durch Veränderung der Steuersätze noch beförderten - radikalen Senkung der Masseneinkommen in Relation zu den Gewinneinkommen und in der De-

¹⁵ Vgl. dazu J. Bischoff, Entwicklungstendenzen des Finanzkapitals, in: Sozialismus 12, 1993.

regulierung des Finanzsektors, die eine enorme Ausweitung des Kreditvolumens ermöglicht hat.

Die Umverteilung zu Lasten der Lohnneinkommen und die steuerliche Begünstigung der Gewinne verbessert zwar auf der Verteilungsseite die Ertragslage der Unternehmen, verschlechtert aber zugleich deren Absatzmöglichkeiten, weil sie die Nachfrage aus den Lohnneinkommen, dem öffentlichen Verbrauch und den Sozialtransfers reduziert. Es ist eine gefährliche Illusion, von der Kürzung der Masseneinkommen (Reallöhne und Sozialeinkommen) eine Aufhebung der wachsenden Diskrepanz zwischen Real- und Geldkapitalakkumulation zu erwarten.

Weder die Transformation der Gesellschaften Ost- und Mitteleuropas noch die Vollendung des europäischen Binnenmarktes haben die vielfach beschworenen Auftriebskräfte für die kapitalistische Gesellschaftsordnung freigesetzt. Der neokonservative Versuch der Revitalisierung des Kapitalismus hat sich als epochaler Flop erwiesen.

Heute versuchen die politischen Klassen der kapitalistischen Hauptländer eine administrative Bewältigung der Arbeitslosigkeit, die eine ganz andere Größenordnung erreicht hat. Erneut bestimmen Schlagworte wie Sparen, Exportoffensive, steuerliche Entlastung für Unternehmer und Vermögende die öffentliche Debatte, obgleich die Politik des Gürtel-enger-Schnallens nur zur Verschärfung der wirtschaftlichen Talfahrt geführt hat. Aber ebenso wie in den 30er Jahren - dem Beginn der fordistischen Entwicklungsetappe des Kapitalismus -, gibt es eine Alternative, sofern wir den Mut haben zu einer Politik der Regulierung und gesellschaftlichen Steuerung zurückzukehren. "Wir brauchen vor nichts Furcht zu haben, im Gegenteil, in der Zukunft liegt für uns mehr Wohlfahrt und wirtschaftliche Freiheit bereit, als die Vergangenheit uns je geboten hat."¹⁶

¹⁶ J. M. Keynes, Ein Programm der Ausweitung, in: Werkauswahl, Hamburg 1985, S. 126.

Elvio DalBosco

Die italienische Wirtschaft im Wandel

In Italien haben die von den ordentlichen Gerichten durchgeführten strafrechtlichen Ermittlungen eine geradezu perverse Verstrickung zwischen Regierungsparteien (DC seit 45 Jahren, PSI seit 30 Jahren) und großen Teilen des Staatsapparates, der Wirtschaft und der Medien aufgedeckt und damit eine tiefgreifende politisch-institutionelle Krise ausgelöst; dabei traten auch die verheerenden Schäden zutage, die das Regime im italienischen Wirtschaftssystem verursacht hat: Die Inbesitznahme der Staatsunternehmen durch die Regierungsparteien hat diese in den Ruin getrieben, die tatsächlichen Kosten der öffentlichen Aufträge erhöhten sich aufgrund von Korruptions- und Erpressungsgeldern nahezu auf das Doppelte und die Staatsausgaben wuchsen ins Uferlose, um die Klientelstimmen für die Regierungsparteien zu sichern, während die Steuerschraube nur gegen Lohn- und Gehaltsempfänger angewendet wurde und die übrigen Einkommensbezieher unbehelligt ließ, so daß die Staatsfinanzen schließlich an den Rand des Ruins gerieten.

Seit den Ereignissen des Jahres 1989 ist die Gefahr des Kommunismus gebannt, und der Kapitalismus, der sich von allen Fesseln befreit und jegliche Sorge um soziale Solidarität aufgegeben hat, triumphiert; der Kampf der enttäuschten, verunsicherten Volksmassen, denen ihre internationalen, politischen und gewerkschaftlichen Bezugspunkte abhanden gekommen sind, gilt nicht länger als ernstzunehmende Gefahr. Auf politischer Ebene ist die Lega Nord auf dem Vormarsch, die den Primat des Marktes auch im Sozialen postuliert. Auf wirtschaftlicher Ebene wird eine hohe Massenarbeitslosigkeit in Kauf genommen, es wird auf ungesicherte, unterbezahlte Arbeit (wenn nicht gar auf Leiharbeit) zurückgegriffen, und es werden eine ganze Reihe von Privatisierungen in Angriff genommen. Die Politik der starken Lira wird aufgegeben, denn die Abwertung, die die Ausfuhr der italienischen Industrie ankurbelt, geht diesmal nicht mit einer Verteuerung der Einfuhr und der damit verbundenen Inflationsanheizung einher, da die Lohnkosten sinken und die hohe Arbeitslosigkeit die Binnennachfrage dämpft.

Die Währungspolitik der starken Lira und des Vorrangs der Inflationsbekämpfung, die seit Anfang der 80er Jahre verfolgt wurde, hat dafür gesorgt, daß die Teuerungsrate in Italien heute auf dem Niveau der übrigen OECD-Länder liegt: Betrug sie 1983 15,5 Prozent gegenüber einem OECD-Durchschnitt von 5,5 Prozent, so liegt sie 1993 bei 4,5 Prozent gegenüber etwa 3 Prozent. Diese Politik hat allerdings dazu geführt, daß die übrigen Zielsetzungen der Wirtschaftspolitik - angemessenes Wachstum und hohe Beschäftigung - aus dem Blickfeld gerieten. Wie aus Tab. 1 her-

vorgeht, lag die Wachstumsrate des Bruttosozialproduktes in den 80er Jahren in Italien unter dem Niveau des gesamten OECD-Raumes (2,5 Prozent gegenüber 2,7 Prozent jährlich zu konstanten Preisen), und auch die Bruttoanlageinvestitionen und die Beschäftigung nahmen langsamer zu (2,4 Prozent gegenüber 3 Prozent bzw. 0,4 gegenüber 1,1 Prozent). Die Ausfuhr von Waren und Dienstleistungen wies ein viel bescheideneres reales Wachstum (3,3 Prozent) auf als bei den wichtigsten Konkurrenten am Weltmarkt (5,6 Prozent jährlich in der OECD insgesamt).

Tab. 1: - Die italienische Wirtschaft im internationalen Vergleich

	Italien		OECD-Länder	
	jährliche Veränderungen 1980-89 in Prozent			
Bruttosozialprodukt	2,5		2,7	
Bruttoanlageinvestitionen	2,4		3,0	
Ausfuhr von Waren und Dienstleistungen	3,3		5,6	
Erwerbstätige	0,4		1,1	
	1979	1989	1979	1989
Anteil der Erwerbstätigen nach Wirtschaftssektoren				
- primärer Sektor	14,9	9,3	10,2	7,6
- sekundärer Sektor	37,7	32,4	34,0	29,9
- tertiärer Sektor	47,4	58,3	55,8	62,5
Arbeitnehmerquote	71,5	70,9	79,9	82,0
Arbeitslosenquote	7,1	10,5	5,1	6,2
Lohnquote (bereinigt)	57,8	55,9	74,3	70,1

Quelle: Eig. Ber. nach OECD, "Economic Outlook" und "Labour Force Statistics"

Was die Struktur der Beschäftigung anbelangt, so ist Italien bei der sektoralen Umwandlung dem Beispiel der übrigen OECD-Länder gefolgt: Verringerung des Anteils der Landwirtschaft und der Industrie und Expansion des tertiären Sektors, wobei die Zuwachsraten allerdings anders ausfallen als in den hochentwickelten Industrieländern insgesamt. Unterschiede weist die Entwicklung der Zusammensetzung der Erwerbstätigen nach Selbständigen und Lohnabhängigen auf: Während die Quote der abhängigen Arbeit in den OECD-Ländern insgesamt von ca. 80 auf 82 Prozent gestiegen ist, ist es in Italien in den 80er Jahren zu einem leichten Rückgang von 71,5 auf 70,1 Prozent gekommen.

Die Arbeitslosenquote ist hierzulande weit stärker angestiegen als in den anderen kapitalistischen Ländern, nämlich von 7 auf 10,5 Prozent gegenüber einer Zunahme von 5 auf 6 Prozent im gesamten OECD-Raum, wohingegen die Verminderung der bereinigten Lohnquote am Volkseinkommen mit knapp 2 Prozentpunkten gegenüber gut 3 Prozentpunkten etwas gedämpfter ausfiel.

Die noch anhaltende weltweite Wirtschaftskrise (1990 - 1993) hat in Italien ein weniger dramatisches Ausmaß angenommen als anderswo, was insbesondere für die Arbeitslosigkeit gilt. Während die Arbeitslosenquote in den OECD-Ländern insgesamt um etwa 2,5 Prozentpunkte zugenommen hat, ist sie in Italien nur um einen Prozentpunkt angestiegen. Diese relativ günstige Entwicklung des Arbeitsmarktes in Italien könnte ein Einzelfall bleiben, wenn sich die negative Entwicklung, die sich seit Herbst 1992 abzeichnet, als Grundtendenz erweisen sollte und sie - zusammen mit der Struktur- und Eigentumsfrage in der italienischen Wirtschaft und namentlich in der Industrie - einen der beiden Aspekte des bevorstehenden Strukturwandels in Italien darstellen sollte.

Auf dem Arbeitsmarkt ist es seit Herbst 1992 zu bedeutenden Veränderungen gekommen: aus den statistischen Angaben zu den Erwerbstätigen geht hervor, daß die Zahl der Selbständigen in einem Jahr um ca. 300.000 zurückgegangen ist. Nach Ansicht von Beobachtern haben viele Selbständige ihre Tätigkeit eingestellt, weil die Ertragsfähigkeit ihrer Unternehmen infolge der angeblich zu hohen Belastung durch Steuern und Sozialbeiträge geschrumpft ist. Wie Tab. 2 zeigt, ist die Zahl der Erwerbspersonen zwischen 1990 und 1993 um etwa 350.000 zurückgegangen, so daß die Erwerbsrate von 42,5 auf 40,5 Prozent gesunken ist. Das Erwerbstätigeniveau hat sich um mehr als eine halbe Million vermindert, wobei sogar der tertiäre Sektor einen Rückgang zu verzeichnen hatte, der zu 2/3 durch die Abnahme der Zahl der Selbständigen hervorgerufen wurde. Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zu der Rezession der Jahre 1981-83, als der Dienstleistungssektor den Verlust von Arbeitskräften im primären und sekundären Sektor mehr als wettgemacht hatte. In der Tat nahm die Zahl der Beschäftigten im Tertiärsektor zwischen 1980 und 1983 um 790.000 Personen zu, von denen nahezu die Hälfte Selbständige waren.

Die Zahl der Erwerbslosen hat sich um 175.000 erhöht, wobei es zu einer Zunahme der registrierten Arbeitslosen und der Kurzarbeiter auf Null-Stunden (319.000 bzw. 80.000) gekommen ist, während die Zahl der Jugendlichen und Berufsanfänger und der übrigen Arbeitssuchenden infolge der rezessionsbedingt verschärften Lage am Arbeitsmarkt leicht zurückgegangen ist. Es ist dabei zu bedenken, daß in Italien nur den ersten beiden Kategorien von Erwerbslosen Arbeitslosengeld (den Kurzarbeitern) bzw. eine geringfügige Arbeitslosenhilfe (den registrierten Arbeitslosen) gewährt wird. Bei einer Aufschlüsselung der Arbeitslosenquote zeigt sich, daß Frauen und Jugendliche besonders hart von der Erwerbslosigkeit be-

troffen sind, die 1993 bei 17,3 bzw. 32,7 Prozent lag, und daß die Situation innerhalb Italiens starke, geographisch bedingte Unterschiede aufweist: während die Arbeitslosenquote in Norditalien bei 6,5 Prozent und in Mittelitalien bei knapp 10 Prozent liegt, klettert sie in Süditalien auf über 20 Prozent.

Tab. 2: - Der Arbeitsmarkt in Italien

	1990	1993*	Veränderungen
in Tausend			
Erwerbspersonen	23.481	23.134	- 347
Erwerbstätige	21.034	20.512	- 522
- primärer Sektor	1.830	1.720	- 110
- sekundärer Sektor	6.815	6.605	- 210
- tertiärer Sektor	12.389	12.187	- 202
Erwerbslose	2.447	2.622	175
- Arbeitslose	468	787	319
- Kurzarbeiter	180	260	80
- Jugendliche			
und Berufsanfänger	1.266	1.150	- 116
- andere Arbeitssuchende	533	425	- 108
in Prozent			
Arbeitslosenquote			
insgesamt	10,4	11,3	0,9
- Männer	7,3	8,1	0,8
- Frauen	17,1	17,3	0,2
- Jugendliche	31,3	32,7	1,4
- Norditalien	5,1	6,5	1,4
- Mittelitalien	9,8	9,9	0,1
- Süditalien	19,7	20,4	0,7

* z. T. gesch.. Quelle: Eig. Ber. nach Banca d'Italia, "Relazione 1993" und "Bollettino Economico", Nr. 21, 1993

Der zweite Aspekt des Strukturwandels betrifft insbesondere die Industrie, wobei dem Zusammenhang zwischen Innovationen und Umstrukturierung besondere Bedeutung zukommt. Erhellend ist dabei auf internationaler Ebene das überproportionale Wachstum der Elektrotechnik- und Elektronikbranche, denn bei dem rapiden Innovationsprozeß, der sich in den 70er und 80er Jahren in der Industrie vollzog, hatte die Mikroelektronik eine

Schrittmacherrolle. Innerhalb von zwanzig Jahren stieg der Anteil dieser Branche in Japan um 9 und in der Bundesrepublik Deutschland um 6,5 Prozentpunkte, während er in Frankreich um weniger als 3 und in Großbritannien und Italien um etwa 1,5 Prozentpunkte zunahm; auch wenn uns die Angaben über die prozentualen Anteile in den USA fehlen, kann man anhand der Entwicklung der Produktion in dem betreffenden Zeitraum schätzen, daß besagte Quote in den USA um ca. 5 Prozentpunkte gestiegen ist, wobei die 70er Jahre eine besonders starke Dynamik aufwiesen.

An der Entwicklung der Quote der Elektrotechnik- und Elektronikbranche an der gesamten verarbeitenden Industrie lassen sich annäherungsweise die unmittelbaren Auswirkungen der technologischen Innovation in den verschiedenen Ländern im allgemeinen ablesen, wobei wir hier von den spezifischen Studien absehen wollen, die verschiedene Autoren einer mehr oder weniger repräsentativen Auswahl von Unternehmen in diversen hochentwickelten kapitalistischen Ländern gewidmet haben, deren Ergebnisse zwar zuverlässiger, aber nicht so leicht zu verallgemeinern sind.

Aber auch andere wichtige Fragen sind nach wie vor ungelöst und stehen im Mittelpunkt der Diskussion der Experten: Besondere Bedeutung kommt dabei den Fragen zu, die zum einen den Zusammenhang zwischen der Größe des Unternehmens und der Innovationsfreudigkeit und zum anderen die Entscheidung zwischen der Spontaneität des Marktes und der Organisation bei der Verbreitung der technologischen Innovationen betreffen.

Aus einer 1986 vom Statistischen Zentralamt Italiens (ISTAT) durchgeführten Untersuchung über die Verbreitung der technologischen Innovationen in den italienischen Industrieunternehmen geht hervor, daß in dem Zeitraum 1980-85 über 85 Prozent der Großunternehmen, aber nur 66 Prozent der mittelständischen Unternehmen technologische Innovationen eingeführt hatten. Allerdings haben andere Studien, in denen die theoretische Analyse durch empirische Untersuchungen ergänzt worden ist, gerade in Italien gezeigt, daß die industrielle Umstrukturierung in erster Linie von den mittelständischen Unternehmen eingeleitet worden war, die die mit den technologischen Innovationen verbundene Produktionsflexibilität zu nutzen wußten. Im Zusammenhang mit den Problemen und Perspektiven der mittelständischen Unternehmen in den 90er Jahren wurde darauf hingewiesen, daß - über die angeblich eindeutigen Beziehungen zwischen effizienter Unternehmensgröße und Technologien hinaus - die dimensionale Struktur einer Industrie dadurch geprägt wird, wie eine bestimmte Innovation unter Beteiligung von Privatinitiative sowie von öffentlichen Institutionen verwirklicht wird, und

nicht durch die Innovation an sich, was besonders für die gegenwärtige Phase der Informations- und Kommunikationstechnologien gilt.¹

Manche Autoren gehen mit der Einführung eines besonderen Typs von Kleinunternehmen noch weiter. Nachdem sie ihr Augenmerk ausschließlich auf die sogen. New Technology-Based Small Firms gerichtet haben, gelangen sie zu dem Schluß:

"Es ist aufschlußreich, den Bereich der innovativen mittelständischen Unternehmen als 'Keimzelle' der Wirtschaft zu betrachten und damit auf eine biologische Analogie zum Reproduktionsprozeß der Lebewesen zu verweisen. Diese Unternehmen führen neue Technologien ein und werden sich, so sie erfolgreich sind, in der Zukunft zu dynamischen Großunternehmen entwickeln ... Die Sterblichkeitsrate dieser Unternehmen liegt sehr hoch, erheblich höher als die der großen Unternehmen und der übrigen mittelständischen Unternehmen, was allerdings, zumindest teilweise, als natürlich gelten kann. Die damit verbundene Vergeudung von Ressourcen kann als Teil eines natürlichen Ausleseprozesses gesehen werden, der die Entscheidung für wirklich zukunftsfruchtige und sinnvolle Ideen und gleichzeitig die Abkehr von fruchtlosen und unausgegorenen Ideen ermöglicht".²

Entscheidend für die internationale Wettbewerbsfähigkeit aufgrund der Prozeß- und Produktinnovationen ist allerdings nicht, ob die Innovationen von den mittelständischen oder von den großen Unternehmen ausgehen, sondern vielmehr, ob die einzelnen Industriezweige dank einer angemessenen Nutzung der technologischen Innovationen im internationalen Wettbewerb mithalten können. Hier nun stellt sich die Frage, ob man sich zu der Philosophie der Spontaneität des Marktes bekennen oder Prozesse der Organisation der Forschung und der Ausbreitung der Innovationen auf ganze Industriebereiche bevorzugen soll. Es wurde sogar die These vertreten, daß die mittelständischen Unternehmen in Ermangelung einer gezielten Industriepolitik, die auch auf diese Firmen abgestimmt ist, Gefahr laufen, in der neuen Entwicklungsphase der Innovationen, die auf die Verbreitung der flexiblen Automation orientiert ist, auf der Strecke zu bleiben und technologisch rückständig zu werden.

Die neu angelaufene Privatisierungsaktion und die Krise des Ferruzzi-Konzerns haben in Italien auch die Frage der Eigentumsstruktur der Unternehmen wieder dringend auf die Tagesordnung gesetzt. Insbesondere wird darauf hingewiesen, daß der italienische Kapitalismus eine Art Familienkapitalismus darstelle und die von einigen wenigen Familien ausgeübte Kontrolle über die Unternehmen für deren Fortentwicklung abträglich sei.

¹ Fabrizio Barca, Marco Magnani, Ristrutturazione e disinvestimento anticipato nella medio-grande industria italiana, "Contributi all'analisi economica", Banca d'Italia, Nr. 1, 1985.

² Alessandro Vercelli, Pier Luigi Belcisi, Paolo Carnazza, Piccole imprese innovative in Italia, "Economia e politica industriale", Vol. XIV, Nr. 63, 1989, S. 53.

Die statistischen Angaben scheinen diese These auf den ersten Blick zu bestätigen: in der Tat befindet sich in Italien mehr als 50 Prozent der Aktien und Beteiligungen im Besitz der Familien, gegenüber einem Anteil von 27 Prozent in Frankreich, 17 Prozent in Deutschland und 13 Prozent in Großbritannien. Dabei wird allerdings übersehen, daß die mittelständischen Unternehmen (mit bis zu 200 Beschäftigten) in Italien fast die Hälfte der Kapitalgesellschaften (AG und GmbH) stellen, und daß die Kleinstunternehmen (mit bis zu 9 Beschäftigten) 43 Prozent der gesamten Unternehmen (gemessen anhand der Zahl der Beschäftigten) ausmachen, gegenüber 25 Prozent in Deutschland. Die Familien würden dieser These zufolge in dieser Kategorie von Unternehmen in der Form unmittelbaren unternehmerischen Eigentums eine starke Kontrolle ausüben, während der Kapitalbesitz der Familien in der Form von Finanzanlagen sehr viel geringer wäre.

Gegenwärtig werden in Italien zwei unterschiedliche Privatisierungskonzepte diskutiert: das eine sieht vor, auf den Trümmern des Staatsunternehmens eine sogen. public company zu errichten, während das andere von der Notwendigkeit ausgeht, in den zu privatisierenden Unternehmen einen sogen. harten Kern von Aktionären zu bilden. Die erste Strategie, die einen Aktienstreubesitz vorsieht, knüpft auch an die heute wieder gängige Vorstellung eines Volkskapitalismus an, der nachgerade als Vehikel zur Stärkung der Wirtschaftsdemokratie gepriesen wird. Aber selbst wenn die Großunternehmen, deren Aktienkapital so breit gestreut ist, daß keiner der Aktionäre aufgrund seines Anteils eine Kontrolle über das Unternehmen ausüben kann, von tüchtigen Managern geführt würden, ist damit noch nicht gesagt, daß diese Variante des Kapitalismus am besten geeignet wäre, die Wettbewerbsfähigkeit der italienischen Industrie auf den Weltmärkten zu stärken. Typische Beispiele für diese Variante des Kapitalismus sind ja in gewisser Weise die Wirtschaft der USA und die Großbritanniens. Lester Thurow hat mehrfach darauf hingewiesen, daß gerade ein so geartetes Unternehmen, das den kurzfristigen Profitwünschen der Aktionäre nachkommen muß, auf der Ebene der langfristigen Industriestrategien weniger leistungsfähig ist. Es ist darüber hinaus gewiß kein Zufall, wenn Margaret Thatcher Anfang der 80er Jahre für die Privatisierungen in Großbritannien das Modell des breitgestreuten Aktienkapitals gewählt hat, war es im Hinblick auf die finanziellen Interessen der Londoner City auf internationaler Ebene doch absolut gleichgültig, ob die britische Industrie eine langfristig angelegte Strategie hat oder nicht. Im Ergebnis führte diese Entscheidung dazu, die Entindustrialisierung eben jenes Landes zu beschleunigen, in dem die industrielle Revolution ihren Ausgang genommen hatte. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der "Economist", der sich zu Beginn der 80er Jahre für die Privatisierungen in Großbritannien eingesetzt hatte, die als Mittel zur Stärkung des Streubesitzes dargestellt wurden, heute unmißverständlich erklärt: "Warum hat der Volkskapitalismus nicht Fuß gefaßt? Größtenteils, weil er eine Utopie war. Privatisierung lief nie darauf hinaus, eine Schar von Aktieninhabern zu schaffen.

Individuelle Direktinvestitionen lohnen sich nicht ohne Fachwissen und das notwendige Kapital zum Aufbau von breitgefächertem Aktienbesitz. Den meisten neuen Aktionären fehlt es an beidem: an der zur Investition erforderlichen Sachkenntnis und an Geld. Es ist besser, die Risiken zu verteilen und die Entscheidungen Fachleuten zu überlassen, indem man über institutionelle Anleger investiert. Eine Demokratie der Aktionäre ist zwar eine griffige Formel, - aber der Markt widerlegt sie".³

Die kapitalistische Variante des sogen. harten Kerns knüpft an die Erfahrungen der deutschen und der japanischen Wirtschaft an: In Deutschland besteht eine Verflechtung von Universalbanken und großen Industriekonzerne, in Japan stellen die "keiretsu" Wirtschaftsgruppen von großen Dimensionen dar, die Banken sowie Industrie- und Handelsunternehmen umfassen. Beide Formen von Wirtschaftsmacht erarbeiten langfristige Strategien, die die Wettbewerbsfähigkeit der beiden Länder weltweit stärken. Es ist bezeichnend, daß sich die konservative Regierung Frankreichs bei ihrer Privatisierungsaktion für die Variante des harten Kerns entschieden hat, als neuen wichtigen Schritt, um die französische Industrie auf das Niveau der deutschen zu bringen.

Das heute in Italien herrschende politische Klima hat dafür gesorgt, daß die Idee, die öffentliche Industrie als solche zu erhalten, aber die Kontrolle und die Leitung dieser Unternehmen neu zu regeln, indiskutabel erscheint. Dabei vergißt man die positive Erfahrung der zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Expansion der Staatsunternehmen in der Industrie einen wesentlichen Beitrag zum sogen. italienischen Wirtschaftswunder leistete. Grundsätzlich gilt, daß öffentliche Unternehmen in der Industrie an sich mit der in den letzten zwanzig Jahren von den Christdemokraten und den Sozialisten geübten Praxis der Parteibuchwirtschaft nicht das geringste zu tun haben. Worauf es heute ankommt, ist, neue Spielregeln für das öffentliche Unternehmen aufzustellen, bei denen eine demokratische Kontrolle über den Verwaltungsrat und eine Führungsstruktur nach den Vorstellungen Schumpeters vorgesehen sein müßten: "Diese Organisation der Leitungen der Zentralbanken mit ihren mannigfachen Versuchen, die aus guten und schlechten Gründen für nötig erachtete Vertretung der Staatsgewalt und aller möglichen Interessengruppen in ihr sicherzustellen und ihr dennoch Unabhängigkeit zu wahren, bietet im übrigen eine bunte Musterkarte von Formen und Gesichtspunkten dar, denen großes soziologisches Interesse zukommt. Wir haben hier ein Gebilde vor uns, das im Fortschritt planwirtschaftlicher Tendenzen vielleicht als Beispiel dafür dienen wird, wie wirkliche oder vermeintliche 'öffentliche' Interessen auch auf anderen Gebieten der Wirtschaft wahrgenommen werden können, ohne dieselben - unmittelbar und völlig - dem Politiker oder der Bürokratie auszuliefern".⁴

³ "The Economist", 6. November 1993, S. 44.

⁴ Joseph A. Schumpeter, Das Wesen des Geldes, Göttingen 1970, S. 163.

Peter Strutynski

Mit Gruppenarbeit ins Reich der Freiheit?

Die neuen Produktionskonzepte zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Ganz unabhängig von der hier nicht zu entscheidenden Frage nach der historischen Qualität des gegenwärtigen Umbruchs in der Produktion haben die unter dem Schlagwort "lean production" subsumierten neuen Produktionskonzepte erhebliche Veränderungen in den betrieblichen Produktionsabläufen und überbetrieblichen Materialfluß- und Logistikprozessen bewirkt. Insbesondere wird auf breiter industrieller Basis der Nachweis erbracht, daß eine Modifikation und teilweise Zurücknahme der "fordistischen Massenproduktion" durchaus auch kostensenkend zu bewerkstelligen ist, daß also die Produktion geringerer Losgrößen nicht zu einer Verteuerung der Produkte führen muß (vgl. hierzu grundlegend Piore/Sabel 1985). Ermöglicht wurde dies durch die Einführung und breite Anwendung neuer Technologien, insbesondere der elektronischen Datenverarbeitung und der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. Die beispiellose Erneuerung des Produktionsapparats in den 70er und 80er Jahren war geprägt vom Einsatz computergesteuerter Werkzeugmaschinen (NC- und CNC-Maschinen) und Industrieroboter, flexibler Transport- und Lagersysteme sowie deren Verkettung in halbautomatischen bis vollautomatischen Fabriken bzw. Werksteilen. Jahrelang wurden Betriebsräte, Techniker und Industriesoziologen scharenweise durch die hypermoderne Halle 54 von Volkswagen in Wolfsburg geführt, und in den Chefetagen großer Industrieunternehmen träumte man von der "mensenleeren Fabrik der Zukunft".

Flexibilisierung der Produktion

Spätestens mit der Veröffentlichung des Massachusetts Institute of Technology über "Die Zweite Revolution in der Autoindustrie" (Womack/ Jones/ Roos 1991) verfloß die weitverbreitete CIM-Euphorie. Wurde doch dort nachzuweisen versucht, daß die aufsehenerregenden Produktionserfolge "der Japaner" weniger auf einem Vorsprung in der Implementierung und Anwendung modernster Fertigungstechnologien beruhen als auf der umfassenden und rationelleren Nutzung des menschlichen Arbeitsvermögens. Die für notwendig erachtete Flexibilisierung und Spezialisierung der Produktion stieß nicht mehr auf "technische" Schranken, die sich aus dem starren, auf dem Fließprinzip beruhenden Fabrikregime ergaben, sondern auf "menschliche" Schranken, die sich an einer rigiden Arbeitsorganisation sowie an einseitig qualifizierten und/oder einseitig einsetzbaren Arbeitskräften festmachen ließen. Bezugspunkt fast aller Betrachtungen über die

arbeitsorganisatorische Bedeutung von lean production ist daher auch die technisch gestützte Flexibilisierung des Wertschöpfungsprozesses. Diese Flexibilisierung bezieht das materielle Substrat der Produktion ebenso ein wie das individuelle und kollektive menschliche Arbeitsvermögen sowie die überbetrieblichen Güterströme und Kommunikationswege einschließlich ihrer räumlichen Dimensionen. Kernelemente der neuen, flexiblen Produktionsmethoden sind m.E.:

- die qualitative Flexibilisierung der Produktion aufgrund sich rasch wandelnder (vielleicht auch: rasch manipulierbarer) Konsumbedürfnisse (sog. "Kundenorientierung"),
- die quantitative Flexibilisierung der Produktion aufgrund globaler/fachlicher/regionaler Markt- bzw. Nachfrageschwankungen ("Mengenflexibilität"),
- die stoffliche Flexibilisierung des Rohstoff-, Material- und Energieeinsatzes im Produktionsprozeß aufgrund sich ändernder ressourcen- und/oder umweltpolitischer Gegebenheiten ("Substitutionsflexibilität"),
- die stoffliche Flexibilisierung des Bezugs und Vertriebs von Zulieferteilen oder -komponenten in bezug auf Unternehmen/Betriebe und auf Regionen ("Zulieferflexibilität"),
- die organisatorische Flexibilisierung der Betriebsnutzungs- und der Maschinenlaufzeiten aufgrund der in Maschinen und Anlagen gebundenen hohen Kapitalwerte und des schnelleren technisch-moralischen Verschleisses der Produktionsmittel ("Betriebszeitenflexibilisierung" - sie tritt in "normalen" Geschäftszeiten als Ausdehnung der Betriebsnutzungszeit auf),
- die arbeitsorganisatorische Flexibilisierung des menschlichen Arbeitsvermögens zur Steigerung bzw. Drosselung der Produktion bei im wesentlichen gleichbleibendem Beschäftigungsstand ("Personaleinsatzflexibilität"),
- die qualifikatorische Flexibilisierung des menschlichen Arbeitsvermögens aufgrund der unterschiedlichen Anforderungen, die sich aus der partiell steigenden technischen Komplexität der Produktionsprozesses ergeben ("Qualifikationsflexibilität"),
- die arbeitsorganisatorische Flexibilisierung betrieblicher Funktionen aufgrund veränderlicher Produktionsaufgaben und Unternehmensziele ("Funktionsflexibilität") und schließlich
- die arbeitsorganisatorische Flexibilisierung individueller oder gruppenbezogener Arbeitszeiten zum Zweck der Erzielung effektiverer Einsatz-/Leistungs-Relationen ("Arbeitszeitflexibilisierung").

Es macht den "systemischen" Charakter der gegenwärtigen Rationalisierungswelle aus, daß nicht einzelne der vorgenannten Flexibilisierungsmomente isoliert umgesetzt werden, sondern daß möglichst alle möglichst gleichzeitig zum Zuge kommen (vgl. hierzu neuerdings Sauer 1992). Inso-

fern handelt es sich bei lean production um eine ganzheitliche Strategie einer umfassenden, integrierten, stofflich-technisch aufeinander abgestimmten und raum-zeitlich synchronisierten Reorganisation industrieller Produktion. Eine kritische Diskussion ihrer Voraussetzungen, Umsetzungsprobleme und Wirkungen sollte also die verschiedenen Seiten der schlanken Produktion und Unternehmensführung in ihrer Gesamtheit betrachten. Dieser Anspruch kann sicher nicht in jedem Einzelfall eingelöst werden. Beispielsweise haben Betriebsräte hierzu häufig nicht genügend Zeit, da sie auf konkrete technische oder organisatorische Änderungen, die ihnen als Einzelmaßnahmen entgegentreten, in der Regel schnell reagieren müssen. Umso notwendiger ist hier der wissenschaftliche Flankenschutz von seiten der Gewerkschaften und ihnen nahestehender Technologieberatungsstellen oder sozialwissenschaftlicher Einrichtungen.

Gruppenarbeit auf dem Vormarsch

Dieser Forderung wird nicht überall und nicht immer Rechnung getragen. In der gewerkschaftlichen und arbeitswissenschaftlichen Diskussion um lean production hat sich z.B. das Thema Gruppenarbeit teilweise in einer Art verselbständigt, daß es entweder nicht mehr im Zusammenhang mit anderen, gleichzeitig wirksam werdenden Flexibilisierungsmethoden gesehen wird, oder daß es gar zum zentralen oder wesentlichen Moment der neuen Produktionskonzepte erklärt wird. Dies liegt wohl am aktuellen "Augenschein" und an der besonderen Bedeutung, die das Thema in der deutschen Humanisierungsdiskussion der letzten 25 Jahre gespielt hat. Es ist Tatsache, daß die Umsetzung von Gruppenarbeitskonzepten in der Montage in der deutschen Automobilindustrie 1992/93 auf breiter Front begonnen hat. Während die neuen Autowerke in Rastatt (Mercedes-Benz), Eisenach (Opel) und Mosel (VW) bereits von Beginn an auf die Prinzipien der Gruppenarbeit angelegt wurden, laufen in den "Altwerken" zahlreiche Pilotprojekte mit dem Ziel der breitflächigen Einführung von Teamarbeitsmodellen. Die Mercedes-Benz AG beispielsweise hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, bis in die zweite Hälfte der 90er Jahre rund 60 Prozent aller Produktionsarbeitsplätze umzugestalten und "Gruppenarbeit damit bis zur Jahrtausendwende zu vorherrschenden Arbeitsform in der Produktion zu machen" (Springer 1992, S. 4). Eine Umfrage der Zeitschrift "Automobil-Produktion" zum Thema Gruppenarbeit förderte indessen sehr unterschiedliche Realisierungsstände und Zielvorstellungen zutage (AP 1993). Zum Zeitpunkt der Umfrage (Mitte 1993) waren bei Opel rund 60 Prozent, bei Audi 30 Prozent, bei VW 25 Prozent aller Beschäftigten in Gruppenarbeitsprojekten tätig. Bei Mercedes waren es erst 10 Prozent (bis Ende 1993 sollten es aber 25 % werden), und Ford hatte lediglich je einen Pilotversuch im Escort-Werk in Saarlouis und im neuen Motorenwerk in Köln-Niehl (hier mit 181 Beschäftigten) laufen, so daß der zuständige Manager noch nicht "von Prozentsätzen reden" wollte. Auch BMW legte sich

nicht auf Prozentangaben fest; 5.000 Beschäftigte sollten in "neuen Arbeitsstrukturen" tätig sein, wobei auf die Feststellung Wert gelegt wurde, daß "Gruppenarbeit beziehungsweise der Grad der Gruppenselbständigkeit (...) dabei jedoch sehr unterschiedlich" sei. Wesentlich weitreichender sind die Planungen. Audi, BMW, Ford und Opel gehen von einer flächendeckenden Einführung von Gruppenarbeitsmodellen - worunter zumindest bei BMW auch andere "Elemente der neuen Arbeitsstrukturen" verstanden werden - in einigen Jahren (bei Ford: "langfristig") aus. Dabei dürfte Opel nach eigenen Angaben die Nase vorn haben: Gruppenarbeit ist im Werk Kaiserslautern und in Eisenach in der Fertigung bereits "komplett implementiert", und Rüsselsheim und Bochum sollten bis Dezember 1993 nachgezogen haben. Die Zielmarke bei Mercedes-Benz liegt bei 40 Prozent bis Ende 1994; zum gleichen Zeitpunkt will VW - in dessen Werk Salzgitter bereits "100 Prozent der Mitarbeiter in Teams" arbeiten - rund 50 Prozent der Belegschaft in Gruppenarbeitsprojekten beschäftigen. Ob die vereinbarte Viertageweche dem Erreichen dieses Ziels förderlich oder abträglich ist, muß sich erst noch erweisen.

Mit der Einführung von Gruppenarbeitskonzepten erfüllt die Automobilindustrie - wie in vielen anderen Entwicklungen - sicherlich eine Schrittmacherfunktion für die eigene Zulieferindustrie sowie für andere Industriebereiche. In bestimmten Branchen und Produktionssegmenten gab es schon früher teamförmige Arbeitskooperationen; in der Bauwirtschaft ist die Gruppenarbeitsform der Kolonne so alt wie die Bauwirtschaft selber (Stroink 1993, S. 111).

Die Idee der Gruppenarbeit ist in der Bundesrepublik verstärkt seit Ende der 60er Jahre im Zusammenhang mit der Diskussion um die "Qualität des Lebens" und die "Humanisierung der Arbeit" in Gewerkschafts- und einschlägigen Wissenschaftskreisen ausführlich behandelt und den Unternehmen zur Übernahme ans Herz gelegt worden. Es gab in den 70er Jahren zahlreiche, aus dem HdA-Programm des Bundesministeriums für Forschung und Technologie öffentlich geförderte Pilotprojekte, die aber nur in Ausnahmefällen weitergeführt wurden. Die Widerstände insbesondere aus dem Unternehmerlager waren zu groß; befürchtete man doch Einbußen in der Wirtschaftlichkeit und "ideologische" Risiken, die sich aus einem Zuwachs an Selbständigkeit bei den Arbeitern hätten ergeben können (vgl. Schumann 1993). Das grundlegende Interesse der Unternehmen an einer Steigerung der Produktivität durch Einsatz arbeitssparender Technologien schien mit den Bemühungen um eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen (z.B. Aufgabenerweiterung, Aufgabenanreicherung und längere Taktzeiten durch Gruppenarbeit) nicht in Übereinstimmung zu bringen zu sein. Dies wird heute grundlegend anders gesehen. Auf der Basis mittlerweile flächendeckend verfügbarer computerunterstützter Produktionstechnologien und flexiblierter Fertigungssysteme sind die Unternehmen in der Lage, "durch eine Rücknahme von Arbeitsteilung in der Produktion, durch die Integration direkter und indirekter Tätigkeiten sowie durch die De-

zentralisierung von Verantwortung bis auf die Ebene der Produktionsarbeiter Kreativitäts- und Leistungspotentiale" zu "mobilisieren", die "zu einem beachtlichen Produktivitätszuwachs führen" (Springer 1992, S. 2). Außerdem hat sich das qualifikatorische Niveau der direkt in der Produktion tätigen Beschäftigten stark verändert. Im Gegensatz zu den 60er und 70er Jahren, als massenhaft an- und ungelernete Arbeitskräfte in die industrielle Produktion einbezogen wurden, dominiert heute der relativ gut ausgebildete Facharbeiter, dessen Ansprüche an die Qualität der Arbeit und ihres Produkts sowie an den Gestaltungs- und Handlungsspielraum im Arbeitsvollzug gewachsen sind. Unternehmensinterne Untersuchungen haben z.B. ergeben, daß es "mit der Arbeitszufriedenheit der unter ihrem erworbenen Qualifikationsniveau eingesetzten Facharbeiter nicht gerade zum besten steht", was sich u.a. im "sogenannten motivationsbedingten Fehlzeitverhalten signifikant niederschlägt" (ebd. S. 3). Es geht also um die Ausschöpfung vorhandener, bisher nur unzureichend genutzter Qualifikations- und Leistungsreserven. Es liegt auf der Hand, daß damit ein Produktivitätsgewinn verbunden ist, der zu Einsparungen beim Faktor Arbeit führen muß.

Produktivitätssteigerung im Visier

Dies haben die Gruppenarbeitsprojekte unabhängig von ihrem je spezifischen Modell (vgl. hierzu z.B. Howaldt/Kopp 1992) unter Beweis zu stellen, und es fehlt mittlerweile nicht an Belegen, daß der Beweis auch zu führen ist. Über ein besonders gelungenes Beispiel berichtete vor kurzem die Wirtschaftspresse. Der Firma Andreas Stihl, Waiblingen (ein weltweit führender Motorsägenhersteller, dessen heutiger Chef auch dem Deutschen Industrie- und Handelstag vorsitzt), muß die Umstellung auf Gruppenarbeit besonders "gut bekommen" sein. Drei bis vier "spezialisierte Fachkräfte, die ihre Maschinen auch selbst einstellen können", erledigen heute die Arbeit einer "Gruppe von früher 20 meistens Ungelernten." Der Meister von einst ist der "Moderator" seiner Gruppe von heute, "was einen Prozeß der Umerziehung in der ganzen Firma eingeleitet hat." Die heutige Minigruppe erhält lediglich eine - allerdings nicht unwesentliche - Vorgabe: eine bestimmte Menge in einer bestimmten Zeit zu produzieren. Wie die Gruppe das organisiert und ihre Zeit einteilt, bleibt ihr überlassen. Nach Meinung von Hans Peter Stihl funktioniert das "hervorragend". (Handelsblatt vom 8. 7. 1993)

Dieses Beispiel unterstreicht in aller Deutlichkeit die ökonomische Zwecksetzung, die der Einführung kooperativer Arbeitsformen vorausgeht. "Durch Gruppenarbeit können", so die dafür zuständigen Planer der Mercedes-Benz AG, "die Kosten reduziert sowie die Flexibilität der Produktion hinsichtlich Stückzahlveränderungen und Variantenvielfalt verbessert werden." Zudem könne durch "Übertragung von mehr Verantwortung auf die Mitarbeiter" und durch die "verstärkte Integration von direkten Funktionen und Serviceaufgaben" die Arbeit insgesamt "abwechslungsreicher gestaltet

und damit die Arbeitszufriedenheit erhöht werden." (Haller/Gzik/Frölich 1991, S. 70) Diese Vorstellung von der partiellen Gleichgerichtetheit von Zielen des Unternehmens und Zielen der Beschäftigten oder vom punktuellen Ineinanderfallen unterschiedlicher Interessen der Tarifparteien im Betrieb bestimmt auch die sozial- bzw. arbeitswissenschaftliche Diskussion (vgl. z.B. Roth/Kohl 1988, Breisig 1990, Mai 1991). Michael Schumann geht davon aus, daß Gruppenarbeit als "betriebliche Rationalisierung" auf neuartige Weise in einem "Basiskompromiß" zwischen Unternehmen und Beschäftigten "austariert" werden müsse. (Schumann 1993) Dabei lägen auf der "Waagschale" auf seiten des Unternehmens: größeres Arbeitspensum, verstärktes Arbeitsengagement und aktive Rationalisierungsbeteiligung der Beschäftigten, Qualifizierung, Lohngruppenanhebung, mehr fachliche Zuständigkeiten und Verantwortung sowie Gruppenselbstorganisation. Auf der Waagschale auf seiten der Beschäftigten lägen: Mehr-Leistung, teilweise erhöhte körperliche Arbeitsverausgabung (allerdings nicht mehr auf der Basis verkümmender und degradierender Arbeitsanforderungen) sowie eine größere "Produzentensouveränität" (ebd.).

Sehen wir einmal von der "Produzentensouveränität" ab, die unter kapitalistischen Unternehmensverhältnissen grundsätzlich illusorisch bleiben muß, so fällt bei dieser Gegenüberstellung auf, daß die produktivitätssteigernden Momente ein klares Übergewicht gegenüber den humanisierungsbetonten Momenten haben. Dies entspricht soweit auch der Logik des kapitalistischen Verwertungsprozesses, dessen treibendes Motiv die Produktion von Mehrwert - und das heißt immer auch: die möglichst hohe Ausbeutung der Ware Arbeitskraft - bleibt. Vom Standpunkt des Kapitals aus betrachtet ist es zunächst gleichgültig, unter welchen konkreten Bedingungen die Produzenten ihre Arbeitskraft verausgaben. Diese Bedingungen geraten erst in den Blick, wenn sie eine angemessene physische Reproduktion des Arbeitsvermögens nicht mehr zulassen und somit den gesamten Verwertungsprozeß gefährden. Historisch war dies beim - epochalen - Übergang von der "formellen" zur "reellen Subsumtion" der Arbeit unter das Kapital der Fall (vgl. hierzu Marx 1988, S. 104 ff), als zur Erhöhung des Ausbeutungsgrads der Arbeitskraft nicht mehr die absolute Verlängerung des Arbeitstags notwendige Bedingung war, sondern die "Intensifikation" der Arbeit bei gegebener oder gar sinkender Arbeitszeit in den Vordergrund rückte (vgl. hierzu Marx 1962, S. 431 ff).

Grenzen der Arbeitsteilung

Diese "Intensifikation" der Arbeit wurde erreicht durch den Einsatz von Kraft-, Bewegungs- und Bearbeitungsmaschinen und die vielseitige Nutzung außermenschlicher Energiequellen. Dabei konnte mit der Verallgemeinerung der Frederick W. Taylor zugeschriebenen, aber lange vor ihm praktisch entwickelten Methode der "wissenschaftlichen Betriebsführung" und ihrer Kombination mit der kapitalistisch-fordistischen Massenproduk-

tion der "Wirkungsgrad" der menschlichen Arbeit außerordentlich erhöht werden. Spätestens seit der Rationalisierungsbewegung der zwanziger Jahre, in deren Gefolge die industrielle Arbeit immer weiter zerlegt, vermessen, vertaktet und vereinfacht wurde und der Mensch völlig dem Tempo der Maschine und der Organisation der Produktion unterworfen wurde, hatte der kapitalistische Verwertungsprozeß eine neue Stufe erreicht. Die "Ökonomie der Zeit" als universelles Prinzip eines rationellen, energie- und rohstoffsparenden Stoffwechsels des Menschen mit der außermenschlichen Natur wurde unter dem kapitalistischen Akkumulationsimperativ "Kostensenkung und Gütervermehrung" zur Herrschaft der Stoppuhr pervertiert. Menschliche Arbeitsvollzüge wurden schließlich in einer Weise an die vorhandene Technik - die entsprechend verfeinert und perfektioniert wurde - angepaßt, daß sie ihren menschlichen Charakter zunehmend verloren. Bis heute trifft Charles Chaplin's Kritik des Industriealltags in seinem Film "Moderne Zeiten" von 1936 den Nagel auf den Kopf - besser und einprägsamer als so mancher industriesoziologische Versuch über dasselbe Thema.

Mittlerweile aber scheint diese Form extremer Arbeitsteilung in den entwickelten kapitalistischen Ökonomien an ihre Grenzen gestoßen zu sein, und zwar aus zwei Gründen:

Erstens haben die mechanisierungs- und automatisierungsbedingten kurzzyklischen Bewegungsabläufe neuartige physische und psychische Belastungen und Beanspruchungen hervorgerufen (z.B. einseitig dynamische Muskelarbeit, statische Zwangshaltungen, Monotonie), die zu schwerwiegenden Folgeschäden etwa des Stütz- und Bewegungsapparats führen können bzw. geführt haben. Statistische Erhebungen des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung haben z.B. für 1990 ergeben, daß für den Zugang an Berufs- oder Erwerbsunfähigkeitsrenten an erster Stelle Krankheiten des Bewegungsapparats (28 % bei Männern, 32 % bei Frauen) verantwortlich waren. Diese Erkrankungen des Bewegungsapparats (Skelett, Muskeln) haben im Laufe der Zeit immer mehr zugenommen und die früher dominierenden Herz-Kreislauf-Krankheiten bei den Ursachen für Frühinvalidität überholt (Oppolzer 1993, S. 49f). Die Folgekosten für die Gesellschaft (Rentenversicherung, Krankenversicherung) sind kaum noch tragbar.

Zweitens hat eine extrem arbeitsteilige Produktionsorganisation zu einer Verkümmern von Qualifikationen und von Motivation bei großen Teilen der Beschäftigten geführt. Eine solche Vernachlässigung des geistigen menschlichen Arbeitsvermögens erweist sich spätestens dann als produktivitätshemmend, wenn die Zerstückelung der Arbeit in immer kleinere Teilarbeiten an eine objektive physische Schranke stößt. Gleichzeitig dürften die Kosten einer hochspezialisierten arbeitsteiligen Unternehmensorganisation mit ihren ausufernden vertikalen und horizontalen Entscheidungs- und Ausführungsebenen deren ökonomischen Nutzen übersteigen.

Die unter dem Begriff "lean production" firmierenden neuen Produktions- und Managementmethoden verstehen sich explizit auch als Antwort auf die hybriden Arbeitsorganisationsformen des Fordismus-Taylorismus. Zwei "Hauptargumentationsmerkmale" besitzt die "echte schlanke Fabrik": "Sie überträgt ein Maximum an Aufgaben und Verantwortlichkeiten auf jene Arbeiter, die am Band tatsächliche Wertschöpfung ... erbringen, und sie hat ein System der Fehlerentdeckung installiert, das jedes entdeckte Problem schnell auf seine letzte Ursache zurückführt." (Womack/Jones/Roos 1991, S. 103) Dies aber bedeutet nach Auffassung des MIT "Teamarbeit unter den Bandarbeitern und ein einfaches, aber umfassendes Informationssystem, das es jedem in der Fabrik ermöglicht, auf Probleme schnell zu reagieren und die Gesamtsituation der Fabrik zu verstehen." (Ebd.) Auf die Realität deutscher und europäischer Großunternehmen bezogen bedeutet dies eine weitgehende Dezentralisierung des Unternehmens in überschaubare, eigenverantwortlich handelnde Einheiten (cost- oder profit center, "Unternehmen im Unternehmen", "fraktale Fabrik", "fokussierte Fabrik" u. dgl.). Der Nutzen für das Gesamtunternehmen läge darin, daß die selbständig operierenden Einheiten einerseits auf die Ziele des Gesamtunternehmens ausgerichtet sind, andererseits aber so handeln, als stünden sie im Wettbewerb zu den anderen, mit ihnen verbundenen selbständigen Einheiten.

Ambivalenz von Gruppenarbeit

Nicht anders sollen die Teams oder Gruppen auf der untersten Ebene des Unternehmens bzw. Teilunternehmens funktionieren. Im Standortpapier von Gesamtmetall, worin sich die Unternehmen der Metall- und Elektroindustrie Gedanken um ihre "Wettbewerbsfähigkeit" und um die Sicherung des "Arbeitsplatzes Deutschland" machen (Gesamtmetall 1992), erhält die Forderung nach Bildung von Arbeitsgruppen einen zentralen Stellenwert. Propagiert wird insbesondere die Teamarbeit in "Fertigungsinseln". Im Unterschied zur traditionellen Werkstattfertigung, bei der das zu erstellende bzw. zu bearbeitende Werkstück nacheinander mehrere Werkstätten (Abteilungen, Stationen) durchläuft (z.B. Dreherei, Fräseerei, Bohrererei), werden in der Fertigungsinsel komplette Teil- oder Endprodukte von mehreren Arbeitskräften mit Betriebsmitteln hergestellt, die räumlich und organisatorisch in der Fertigungsinsel zusammengefaßt sind. Damit werden u.a. die Durchlaufzeiten verkürzt (gegenüber der Werkstattfertigung "um mehr als die Hälfte"), die Bestände verringert (damit nimmt die Kapitalbindung im Umlaufvermögen ab), die Fehlerquoten gesenkt, die Gemeinkosten reduziert, Planung und Disposition erleichtert und Störungen schneller behoben (ebd. S. 19). Die sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Vorteile für das Unternehmen liegen auf der Hand, zumal der Selbständigkeit der Gruppen durch die Vorgabe zentraler Eckdaten hinsichtlich Termin-, Mengen- und Qualitätszielen ohnehin enge Grenzen gesetzt

sind. Demgegenüber fallen die "Vorteile für die Mitarbeiter" aus der Sicht von Gesamtmetall eher vage aus, wenngleich sie in rosigen Farben beschrieben werden. Genannt werden anspruchsvolle Arbeitsaufgaben durch die komplette Bearbeitung im Team, abwechslungsreichere Tätigkeiten durch die Übernahme von Planungs-, Steuerungs-, Qualitätssicherungs- und Instandhaltungsarbeiten, Tätigkeitswechsel und damit Vermeidung einseitiger Belastungen, größere Entscheidungs- und Handlungsspielräume, Erweiterung der Qualifikation und Möglichkeit zur Zusammenarbeit zur Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe (ebd. S. 19 f).

Die betriebliche Wirklichkeit sieht erheblich anders aus. In bezug auf die Teamarbeit à la Japan ist hinreichend beschrieben worden, unter welchen Bedingungen dort Gruppenarbeit, Standardisierung, mörderische Arbeitstakte und permanenter Rationalisierungsstreß ineinandergreifen können (vgl. z.B. Altmann/Nomura/Unterweger in HBS/IGM 1992). Im Nissan-Werk im nordostenglischen Sunderland, also schon in Europa, haben die Teams eineinhalb Minuten Zeit, um verschiedene Kleinteile in den "Micra" einzubauen, dann rollt schon der nächste Wagen heran. Die jungen Männer - das Durchschnittsalter der Beschäftigten liegt bei 27 Jahren! - erinnern an ein Fitnesszentrum: Sie tragen Joggingschuhe und Tennishemden und legen ihre Wege im Laufschrift zurück. Selbst für das "Handelsblatt" ist nur "schwer vorstellbar, daß jemand über 50 hier noch mithalten könnte." (Handelsblatt, 30. 8. 1993) Eine empirische Studie belegt den fast völlig fehlenden Gestaltungsspielraum der Nissan-Gruppen sowie den angeheizten Wettbewerb zwischen den Gruppen, der für den ständigen extremen Leistungsdruck verantwortlich ist, unter dem die Produktionsarbeiter stehen (Garrahan/Stewart 1992).

Auch im bundesdeutschen Betriebsalltag ist Gruppenarbeit kein Honigschlecken. Die Realisierung von Gruppenarbeitszielen, wie sie die Humanisierungsdiskussion der 70er Jahre hervorgebracht hatte, dürfte überall auf enorme Schwierigkeiten stoßen. Zwar wird eine einfache Übernahme des "japanischen Modells" von den deutschen Unternehmen durchweg abgelehnt - wohl auch aus Rücksicht auf die Gewerkschaften -, doch auch das "schwedische Modell", von dem die deutsche Humanisierungsdiskussion maßgeblich beeinflusst war, wird für überzogen und zum Teil schlicht für nicht realisierbar gehalten. So empfiehlt beispielsweise Bernd Wilhelm von der Abteilung Zentralplanung/Strategische Grundsatzfragen beim VW-Vorstand in Wolfsburg "Augenmaß" in Sachen "ganzheitliche Tätigkeitsprofile": "Der Weg des schwedischen Team-Konzepts, nach dem - vereinfacht gesagt - jedes Team-Mitglied in der Lage sein muß, jederzeit alle Tätigkeiten ausführen zu können, geht in die falsche Richtung: Denn dadurch kann der Mitarbeiter den wichtigen positiven Effekt, der aus einer Wiederholung von gleichen Tätigkeiten resultiert, nicht bzw. nur bedingt nutzen, nämlich die erforderliche Fertigkeit, um Qualität und eine hohe Arbeitsgeschwindigkeit sicher zu beherrschen." (Wilhelm 1992, S. 29) Mit anderen Worten: Arbeitserweiterung und -anreicherung für die Gruppe,

aber nicht für jeden einzelnen. In der Arbeitsgruppe herrscht nach wie vor das Prinzip einer "arbeitsteiligen Durchführung der normalen Produktionsaufgaben" (ebd.). Diesem Prinzip bleiben auch die Gruppenarbeitskonzepte der anderen Autohersteller verpflichtet - so unterschiedlich im Detail sie auch sonst sein mögen (vgl. z.B. für Opel: Gesterkamp 1992; für Mercedes-Benz: Haller/Gzik/Frölich 1991).

Auch in anderer Hinsicht scheinen die bisherigen Gruppenarbeitserfahrungen im allgemeinen eher auf zusätzliche Probleme denn auf verbesserte Arbeitsbedingungen hinzudeuten. Beklagt wird z.B. eine Zunahme des sozialen Drucks innerhalb der Gruppe, die "Brutalisierung" von Arbeitsbeziehungen im Team (etwa in Form der Isolation leistungsschwächerer Gruppenmitglieder), die verstärkte Konkurrenz zwischen den Teams, die Abwälzung unangenehmer Entscheidungen des Managements auf die Gruppe, die fehlende Anpassung der Entlohnungsformen an die neue Arbeitsorganisation oder die Zunahme von Streß durch höhere Verantwortung und Überforderung einzelner Gruppenmitglieder (vgl. Möll 1993, S. 10). Hinzu kommen die sozialen Probleme für die nicht "gruppentauglichen" Beschäftigten. Nicht zu vergessen ist schließlich die Tatsache, daß die Einführung von Gruppenarbeit nur ein, wenn auch sehr wichtiger, Bestandteil der systemischen Rationalisierungsversuche via "lean production" ist. Gerade im Zusammenhang mit anderen Flexibilisierungsmaßnahmen erweist sich Gruppenarbeit als zeitgemäßes Mittel zur weiteren Intensivierung der Arbeit (vgl. Strutynski 1993).

Natürlich gibt es Beispiele für gelungene Gruppenarbeitskonzepte, die den Gruppenmitgliedern ein Mehr an Autonomie in der Arbeitsgestaltung, interessantere Arbeitsinhalte, höhere Qualifikation sowie insgesamt befriedigendere Arbeitsbedingungen gebracht haben (vgl. die Boxenstern-Montage bei Mercedes-Benz Bremen, Peter 1993a, S. 90). Nur sollte man diese Form der Gruppenarbeit (Taktzyklus eine Stunde und mehr, Job-Rotation, gute Arbeitsumweltbedingungen wie z.B. geringer Lärmpegel usw.) nicht mit der arbeitsorganisatorischen Normalität gleichsetzen. Bei der angestrebten nahezu flächendeckenden Einführung von Gruppenarbeit in der Automobilindustrie wird es wohl ein Nebeneinander des japanischen und des deutschen - d.h. hier: humanisierungsorientierten - Modells geben. Minssen, Howaldt und Kopp, die sich in einem Begleitforschungsprojekt mit der Einführung von Gruppenarbeit bei Opel-Bochum befaßt haben, sehen vor allem in dem Festhalten am Fließbandprinzip und an der strengen Taktbindung eine Übertragung japanischer Vorbilder auf ansonsten "schwedische Produktionskonzepte" und sprechen von einem "auf bundesrepublikanische Belange zugeschnittenen Japan-Modell" (Minssen/Howaldt/Kopp 1991, S. 437 u. 441). Welches Vorbild im einzelnen Pate steht, hängt natürlich auch von wirtschaftszweiglichen und technologischen Bedingungen ab: Selektive Gruppenbildung, Aufgaben- und Verantwortungserweiterung sowie extremer Leistungsdruck in der industriellen Massenfertigung einerseits, "facharbeiterorientierte Teambildung und Professiona-

lisierung", Arbeitsanreicherung und Job-Rotation sowie soziale Aufwertung der Gruppe in "kapitalintensiven High-Tech-Bereichen" andererseits (vgl. Möll 1993, S. 14). Im letzteren Fall dürften sich die Arbeitsbeziehungen zwischen (Hochleistungs-)Gruppe und Management in der Tat zwar nicht konfliktfrei, aber grundsätzlich konsensual entwickeln. Insofern bestehen gute Aussichten auf eine stärkere partizipative Integration der dort Beschäftigten in das Produktionsmanagement, oder, um mit Lothar Peter zu sprechen, auf die "Entfaltung autonomer Formen von Mitbestimmung am Arbeitsplatz, die weder institutionell an das Management noch an die Gewerkschaften im Betrieb angeschlossen sind" (Peter 1993a, S. 92). In den Genuß dieser Autonomie dürfte auf absehbare Zeit aber nur der relativ privilegierte Teil der Arbeiterklasse kommen, auf den allein im übrigen auch die "Tendenz einer Pluralisierung und Individualisierung" zutreffen mag. Hier hat m.E. auch der Begriff der "Arbeitsolidarität" - als Gegenbegriff zur traditionellen "Arbeitersolidarität" - seine Berechtigung, der von L. Peter an anderer Stelle in der Absicht bemüht wird, neue Zugänge zu kollegialen und solidarischen Sozialbeziehungen in kleineren sozialen Einheiten des Betriebs zu finden (Peter 1993b).

Für die Masse der Lohnabhängigen ist der Übergang zu teamförmigen Arbeitsformen nicht nur mit Chancen, sondern auch mit Risiken verbunden. Während jede neue Stufe der gesellschaftlichen Kombination der Arbeit im kapitalistischen Produktionsprozeß dem Arbeiter eo ipso eine "erhöhte Anspannung der Arbeitskraft, dichtere Ausfüllung der Poren der Arbeitszeit, d.h. Kondensation der Arbeit ... aufzwingt" (Marx 1962, S. 432), müssen die Arbeiter auf jeder dieser Stufen nach geeigneten Möglichkeiten suchen, die Reproduktionsbedingungen ihrer Arbeitskraft so gut es geht zu schützen. Das Pochen der IG Metall etwa auf Einlösung wesentlicher Elemente der Humanisierungsdiskussion in die Gestaltung von Gruppenarbeit (IGM 1992, Lang/Ohl 1993) ist also nichts anderes als der notwendige Versuch, einem vorzeitigen Verschleiß der menschlichen Arbeitskraft entgegenzuwirken. "Humanisierung der Arbeit" als präventiver Arbeits- und Gesundheitsschutz also! "Gruppenarbeit ist eine Strategie der Arbeitskraftnutzung und ist insofern eine Form organisatorischer Rationalisierung. Diese Strategie zielt aber stärker als andere auf die kooperativen Fähigkeiten von Arbeitskraft und ist damit offener für die Interessen der Beschäftigten an einer Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen. Gerade daraus ergibt sich die Ambivalenz von Gruppenarbeit." (Minssen/Howaldt/Kopp 1991, S. 441) Damit verliert Gruppenarbeit etwas von der ideologischen Weihe, die ihr eine ganze Generation von Industriosozioologen und Gewerkschaftern gegeben hat, indem Gruppenarbeit als "Ausdruck einer gewerkschaftlichen Arbeitspolitik der Solidarität und der Demokratisierung der industriellen Beziehungen" verstanden wurde (Schuler 1992, S. 372). Das Reich der Freiheit für die Arbeitenden öffnet sich mit der Einführung von Gruppenarbeit ebensowenig, wie es seinerzeit die Erkämpfung des "Normalarbeitstags" getan hätte. "So weit sie (die Arbeiter,

P.S.) zusammenwirken und zusammenhängen", notierte Marx bei seiner Beschäftigung mit den verschiedenen Formen der Kooperation und der Teilung der Arbeit, "existiert ihr Zusammenhang im Capital oder dieser Zusammenhang ist ihnen gegenüber selbst nur äußerlich, eine Daseinsweise des Capitals. Ihre Arbeit wird Zwangsarbeit..." (Marx 1976, S. 244f). Dieses "Zwangsarbeitsverhältnis" wird auch dann nicht aufgehoben, wenn in teilautonomen Gruppen eine stärkere Identifikation mit den Arbeitsinhalten sowie eine größere "Arbeitszufriedenheit" erreicht werden kann, obwohl beides nötig erscheint, um den Arbeitsprozeß für den Einzelnen erträglicher zu machen. (Vgl. zu diesem Aspekt die immer noch lesbare Studie von Hinrichs 1981.) Wichtig ist dabei, daß Fortschritte in der Humanisierung der Arbeit - gleichgültig, ob sie freiwillig zugestanden wurden oder erkämpft werden mußten - immer auch die Tendenz haben, von der Entwicklung der Produktivität wieder "aufgefressen" zu werden, so wie auch im Fall der Arbeitszeitverkürzung das Kapital immer wieder Gelegenheit findet, "sich durch systematische Steigerung des Intensitätsgrads der Arbeit gütlich zu tun" (Marx 1962, S. 440).

So wird man dem Werksleiter des Ford-Motorenwerks Köln-Niehl einerseits zustimmen in seiner nüchternen Feststellung "Gruppenarbeit schafft kein Arbeitsparadies und keine heile Welt" (Automobil-Produktion, September 1993, S. 42); andererseits haben die Lohnabhängigen keine andere Wahl, als ständig um die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen zu kämpfen. Gerade bei der konkreten Gestaltung von Gruppenarbeit gibt es hierzu gute Voraussetzungen.

Literatur.

- AP 1993: AP-Umfrage: Gruppenarbeit. In: Automobil-Produktion, Ausgabe V, September, S. 42f.
- Breisig 1990: Th. Breisig, It's Team Time. Kleingruppenkonzepte in Unternehmen, Köln
- Garrahan/Stewart 1992: Ph. Garrahan, P. Stewart, The Nissan Enigma. Flexibility at Work in a Local Economy, Mansell Publishing: London, New York
- Gesamtmetall 1992: Arbeitgeberverband Gesamtmetall (Hg.), Mensch und Unternehmen. Mit qualifizierten und motivierten Mitarbeitern die Wettbewerbsfähigkeit stärken, Köln
- Gesterkamp 1992: Th. Gesterkamp, Interessenvertretung in einer Gruppenarbeitsstruktur - weniger "Wachhund" denn Problemlöser. In: Die Mitbestimmung, Heft 2, S. 24-29
- Haller/Gzik/Frölich 1991: E. Haller, H. Gzik, W. Frölich, Neue Formen der Arbeitsorganisation. Planung und Gestaltung von Gruppenarbeit. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft, Heft 2, S. 70-79
- HBS/IGM 1992: Hans-Böckler-Stiftung, Industriegewerkschaft Metall (Hg.), Lean Production. Kern einer neuen Unternehmenskultur und einer innovativen und sozialen Arbeitsorganisation?, Baden-Baden,
- Hinrichs 1981: P. Hinrichs, Um die Seele des Arbeiters. Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland 1871-1945, Köln
- Howaldt/Kopp 1992: J. Howaldt, R. Kopp, lean production = mean production? Lean production und Arbeitsbedingungen in der Automobilindustrie. In: Arbeit, Heft 3, S. 233-245

- IGM 1992: Industriegewerkschaft Metall, Gestaltungshinweise und Regelungsvorschläge bei Gruppenarbeit, Frankfurt a.M.
- Lang/Ohl 1993: K. Lang, K. Ohl, Lean production. Herausforderungen und Handlungsmöglichkeiten. Ein praktischer Ratgeber, Köln
- Mai 1991: M. Mai (Hrsg.), Arbeitsorientierte Technikgestaltung. Gesellschaftliche Grundlagen, innovative Modelle, Praxisbeispiele, Wiesbaden
- Marx 1962: K. Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, Berlin (Marx Engels Werke, Bd. 23)
- Marx 1976: K. Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861-1863). Text Teil 1, Berlin (Marx/Engels Gesamtausgabe, Bd. II,3.1)
- Marx 1988: K. Marx, Ökonomische Manuskripte 1863-1867. Text Teil 1, Berlin (Marx/Engels Gesamtausgabe, Bd. II.4.1)
- Minssen/Howaldt/Kopp 1991: H. Minssen, J. Howaldt, R. Kopp, Gruppenarbeit in der Automobilindustrie - Das Beispiel Opel Bochum. In: WSI Mitteilungen, Heft 7, S. 434-441
- Möll 1993: G. Möll, Gruppenarbeit - Organisationsprinzip zwischen ökonomischer Krisenbewältigung und humaner Arbeitsgestaltung (hektogr. Manuskript, IUK-Institut für sozialwissenschaftliche Technikforschung)
- Oppolzer 1993: A. Oppolzer, Ökologie der Arbeit. Mensch und Arbeitsumwelt: Belastungen und Gestaltungserfordernisse, Hamburg
- Peter 1993a: L. Peter, Mitbestimmung am Arbeitsplatz - eine kapitalkonforme Forderung? In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Heft 13, März, S. 87-95
- Peter 1993b: L. Peter, Gibt es in den Betrieben noch Solidarität? In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Heft 15, September, S. 164-173
- Piore/Sabel 1985: M.J. Piore, Ch.F. Sabel, Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft, Frankfurt am Main
- Roth/Kohl 1988: S. Roth, H. Kohl (Hrsg.), Perspektive Gruppenarbeit, Köln
- Sauer 1992: D. Sauer, Auf dem Weg in die flexible Massenproduktion. In: M. Deiß, V. Döhl (Hg.), Vernetzte Produktion. Automobilzulieferer zwischen Kontrolle und Autonomie, Frankfurt/New York, S. 49-79
- Schuler 1992: M. Schuler, Qualifizierung angelernter IndustriearbeiterInnen in der Montage - Überlegungen zu den Chancen von Gruppenarbeit am Fließband. In: WSI Mitteilungen, Heft 6, S. 364-372
- Schumann 1993: M. Schumann, "Wie oft muß das Rad erfunden werden, damit der Wagen läuft?" Zur Entwicklung und Wiederentdeckung von Gruppenarbeit und neuen Produktionskonzepten. In: Frankfurter Rundschau, 6. 7. 1993
- Springer 1992: R. Springer, Gruppenarbeit - Anlässe, Ziele und aktueller Stand. Erfahrungsbericht aus der Mercedes-Benz AG (Beitrag auf dem REFA-Bodensee-Forum 1992), hekt. Man.
- Stroink 1993: K. Stroink, Gruppenarbeit in der Bauwirtschaft: Die Kolonne. In: WSI Mitteilungen, Heft 2, S. 110-118
- Strutynski 1993: P. Strutynski, Zwischen Rationalisierung und Humanisierung. In: Marxistische Blätter, Heft 6, S. 72-77
- Wilhelm 1992: B. Wilhelm, Anforderungen an eine neue Arbeitsorganisation. Überlegungen aus Sicht eines Automobilherstellers. In: Die Mitbestimmung, Heft 10, S. 27-30
- Womack/Jones/ Roos 1991: J.P. Womack, D.T. Jones, D. Roos, Die Zweite Revolution in der Automobilindustrie. Konsequenzen aus der weltweiten Studie aus dem Massachusetts Institute of Technology, Frankfurt/New York

Uwe Kremer

Sozialismus als offenes historisches Projekt

Einige Skizzen und Mutmaßungen

Erörterungen über die Konzeption des Sozialismus enden heutzutage häufig darin, auf der einen Seite - im Angesicht des Zusammenbruchs des sowjetischen Lagers - das Scheitern des *Sozialismus als System* zu konstatieren und auf der anderen Seite - im Angesicht ungelöster globaler und gesellschaftlicher Probleme - die Gültigkeit des *Sozialismus als Idee* zu proklamieren. Um die dazwischen liegende Kluft zu überbrücken, scheint es mir erforderlich zu sein, sich nicht von vornherein auf ein bestimmtes spezifisches Verständnis von "Sozialismus" - sei es in Form einer realexistierenden Systemalternative, sei es als ethisch begründeter Wertehorizont, als radikale Utopie usw. - zu fixieren, sondern die verschiedenen Aspekte des "Sozialismus" der Vergangenheit wie der Zukunft von vornherein in einem übergreifenden Zusammenhang zu denken.

Insofern verstehe ich den Sozialismus zunächst als ein historisches Projekt bzw. spreche vom *sozialistischen Projekt*, in dessen Mittelpunkt die *Gemeinschaftlichkeit* als moralisches und regulatives Prinzip des menschlichen Zusammenlebens steht und das - wiewohl in begrenzten bzw. bornierten Formen vormoderner Epochen wurzelnd - sich im Kontext der modernen Zivilisation, also der Industrie und des Weltmarktes, der Arbeiterklasse, der Intelligenz und der Volksmassen entfaltet. Dieses Projekt umfaßt m.E. - man kann auch andere Klassifizierungen wählen - drei zentrale Aspekte:

- den *Sozialismus als real existierende gesellschaftliche Struktur* (als System, Produktionsweise, Gesellschaftsformation o.ä.),
- den *Sozialismus als moralisch-kulturelles Ensemble* (als Wertehorizont, Lebenseinstellung, Kommunikationsform o.ä.),
- den *Sozialismus als kollektive Betätigungs- bzw. Kampfform* (als soziale Bewegung: spontane Vereinigung wie auch Organisation).

(Der Marxismus muß in diesem Kontext als eine materialistisch fundierte Fassung dieses Projektes verstanden werden, wobei die drei genannten Elemente im Marxismus in ihrer spezifischen Ausprägung als Formationstheorie, als Theorie eines "radikalen Humanismus" und als "Philosophie der Praxis" existieren.)

Es scheint mir wichtig zu sein, bei einer Neukonzipierung sozialistischen Denkens die hierin enthaltene Reichhaltigkeit des *sozialistischen Projekts* und die Zusammenhänge und Wechselwirkungen seiner Aspekte zu erfassen. Ich will mich hierbei gar nicht auf die Frage einlassen, inwieweit es sich formationstheoretisch oder auch in den Kategorien von Produktionsweise und Produktionsverhältnissen bei den Ländern des sowjetischen La-

gers um "sozialistische" gehandelt hat (s.u.). Sicher scheint mir allerdings zu sein - und dies ist entscheidend - , daß der sowjetische Gesellschaftstyp auf das engste mit dem sozialistischen Projekt zu tun hatte - und zwar in objektiver wie auch in subjektiver Hinsicht.

Die Problematik des "realen Sozialismus" besteht aber nicht nur in der Frage, inwieweit er tatsächlich etwas Sozialistisches an sich hatte, sondern auch darin, daß mit der Behauptung eines "realen Sozialismus" die Existenz anderer Formen und Elemente des Sozialismus implizit oder explizit negiert wurde. Dabei muß die Geschichte des sozialistischen Projekts natürlich wesentlich als eine Geschichte der Sowjetunion und der kommunistischen Parteien, aber eben auch und gerade als eine der Sozialdemokratie und des Sozialstaates, als eine der antiautoritären basis- und rätedemokratischen Strömungen und im übrigen auch des christlichen Sozialismus (als einer der mächtigsten und von den offiziellen Parteisozialisten am meisten unterschätzten Bestandteile dieses Projekts) verstanden und rekonstruiert werden.

Sozialismus als "Systemfrage"

Natürlich kann die Entwicklung des sozialistischen Projektes und die Entfaltung des Sozialismus als Bewegung nicht von der Frage losgelöst werden, was der Sozialismus als reale Struktur und insbesondere unter dem Gesichtspunkt der sozial-ökonomischen Mechanismen zu bedeuten hat. Für die Bewertung der Vergangenheit wie auch der Zukunft schlage ich dabei folgendes vor: Bevor wir uns auf die Ebene formationstheoretischer Gesamtdefinitionen begeben, sollten wir zunächst von Elementen des Sozialismus sprechen und sie in der Entwicklung des Kapitalismus wie auch der sowjetischen Formation identifizieren. Diesem Vorschlag unterliegt die Auffassung, die bisherige Geschichte des Sozialismus als eine Geschichte der Herausbildung derartiger sozialistischer Elemente zu verstehen - in gewisser Weise vergleichbar mit der Vorgeschichte der bürgerlich-modernen Produktionsweise, deren Elemente sich schon im Rahmen von vorkapitalistischen Formationen bzw. in Verbindung mit vorhergehenden Produktionsweisen entwickelten - bis die historische Zeit in einigen Regionen der Erde reif für die Durchsetzung des Kapitalismus war. Redet man über den Sozialismus als Systemalternative, als Produktionsweise oder gar als Gesellschaftsformation, so gehe ich mithin von Marx' bekannter Feststellung aus, daß eine Gesellschaftsformation nicht untergehe, bevor sie in ihrem Schoß sämtliche Elemente der neuen hervorgebracht habe.

Als *sozialistische Elemente* bezeichne ich zunächst Elemente gemeinschaftlicher Regelung, die sich innerhalb anderer Logiken bzw. Formbestimmungen herausbilden und diesen (noch) unterliegen (man müßte vielleicht besser von "sozialistischen Potentialen" sprechen). Die Schriften von Marx sind voll mit Hinweisen auf derartige Elemente (bzw. Potentiale) - erinnert sei hier an seine Bemerkungen zur Verkürzung des Arbeitstages als Sieg

der Politischen Ökonomie der Arbeit über die des Kapitals, seine Ausführungen zur Verwissenschaftlichung der Produktion und ihrer Konsequenzen für das Wertgesetz und die Rolle des Arbeiters, seine Hinweise auf die Veränderung bzw. Herausbildung neuer Eigentumsformen von den Aktiengesellschaften bis hin zu den Kooperativfabriken ... Als "sozialistische Elemente" bezeichne ich Elemente gemeinschaftlicher Regelung, die schon einen relativ eigenständigen Charakter angenommen haben, auch wenn sie durchaus mit anderen Logiken bzw. Formbestimmungen koexistieren bzw. aus dieser Koexistenz entstanden sind (und ihnen weiterhin über- oder untergeordnet sein können).

Vor diesem Hintergrund kann man ungezwungener an die Frage herangehen, wie es mit der Realität des Sozialismus in der sowjetischen Formation des Ostens, aber auch hinsichtlich des Sozialstaats im Westen aussah. Denn die Geschichte des Sozialismus des 20. Jahrhunderts war sowohl auf sozialdemokratischer wie auch kommunistischer Seite mit der Herausbildung bzw. Freisetzung derartiger Elemente verknüpft - und zwar im wesentlichen in zweierlei Weise:

- als Herausbildung des Sozialstaates und eines dadurch geprägten Sektors der Verteilung von Reichtum und der Erbringung von Dienstleistungen sowie der gewerkschaftlichen Mitbestimmung und genossenschaftlichen Kooperation, der zwar funktional auf die in der Produktion dominierende kapitalistische Akkumulationslogik (in seiner monopolkapitalistischen und fordistischen Ausprägung) bezogen war, selbst aber eine andere Logik beinhaltete (Schweden kann hier als Inbegriff des "realen Sozialismus" sozialdemokratischer Prägung im Kapitalismus der Metropolen angesehen werden);

- als Herausbildung gemeinschaftlicher Strukturen im Zuge nachholender Industrialisierungsprozesse an der Peripherie des Weltmarktes, die v.a. auf den Gebieten der sozialen Sicherung, des Bildungs- und Gesundheitswesens, der Arbeitskollektive, der Volkskultur u.a.m. eine eigenständige Ausprägung annahm, dabei nach innen sowohl mit vormodernen Formen und Elementen (von der Dorfgemeinschaft bis zum Despotismus) wie auch mit einem extremen Etatismus, nach außen mit einem kapitalistisch dominierten Weltmarkt koexistierten.

Beiden Versionen des "Realsozialismus" gemeinsam ist die starke Rolle des Staates bei der Entfaltung dieser Elemente gegenüber der Logik kapitalistischer Akkumulation und bürgerlicher Bereicherung. Eine besondere Ausprägung nahm dieser Etatismus im Falle des peripheren Sozialismus an, wo der Staat als Motor der nachholenden Industrialisierung auftrat und zugleich das Projekt der Gemeinschaftlichkeit - an Stelle einer unterentwickelten Arbeiterklasse und Zivilgesellschaft - verkörperte und dabei eine eigene bürokratische Logik entwickelte. Inwieweit es sich bei der sowjetischen Formation um Staatssozialismus handelte oder um eine Formation sui generis namens "Etatismus", in dessen Rahmen sich starke soziali-

stische Elemente herausbildeten, läßt sich hier nicht klären (und ist mir im übrigen auch unklar). Entscheidend ist jedoch, daß der Sozialismus als Struktur gesellschaftlicher Selbstverwaltung und "assozierte Produktionsweise" (Marx) sich bislang weder in sozialdemokratischer noch in kommunistischer Regie entfalten konnte.

Der Hinweis auf das Konzept der "sozialistischen Elemente" in bezug auf die Vergangenheit betrifft in seiner Konsequenz aber vor allem die *Zukunft* des sozialistischen Projektes. Wie sieht es heute mit den sozialistischen Elementen - Elementen einer ökologisch-sozialen Kontrolle der Produktion und einer gesellschaftlichen Selbstverwaltung - aus? Zunächst sollte unbedingt an den Aufgaben einer Weiterentwicklung des Sozialstaates - und zwar auch in durchaus altmodischer Betonung der *sozialen Sicherheit* - festgehalten werden, wobei die Verknüpfung mit der Gestaltung der Arbeit und damit die stärkere Ausweitung auch auf den Bereich der Produktion und die Wiederbelebung des Gedankens der Selbstverwaltung von sozialen Einrichtungen und sozialen Fonds hervorzuheben wäre. In Verbindung damit geht es um weitere regulative wie auch stoffliche Elemente, deren Verdichtung auf das hinausläuft, was man dann - vielleicht - als sozialistische Produktionsweise bezeichnen könnte. Und hierbei scheint mir vor allem die Erörterung folgender Komplexe weiterführend zu sein:

- Wir erleben vielfache, mehr oder weniger sinnvolle Versuche einer ökologischen Umorientierung der Wirtschaftsweise. Dabei bilden sich schon im Rahmen kapitalistischer Produktionsweise Elemente einer *Politischen Ökonomie der Stoff- und Energiekreisläufe* heraus, die m.E. deutlich über eine kapitalistische und letztlich auf Wertrechnung basierende Logik des Wirtschaftens hinausweisen. Die erforderliche stofflich-energetische Bilanzierung von Kreisläufen, eine darauf beruhende Bewirtschaftung der Ressourcen und eine entsprechende Umrüstung der Produktion unterstellt den Einbau von gemeinschaftlichen regulativen Elementen in das Wirtschaftssystem, wobei hierbei natürlich durchaus monetäre und marktorientierte Instrumente zum Einsatz kommen können. Entscheidend ist aber, daß das Moment der gemeinschaftlichen Regulierung (im nationalen wie auch internationalen Maßstab) in den Vordergrund tritt: Hierbei würde mich vor allem interessieren, welche Konsequenzen der Übergang in das "Solarzeitalter" für die Ökonomie des Sozialismus hätte bzw. inwieweit die weltweite Durchsetzung einer Solarwirtschaft neue Perspektiven im Sinne einer gemeinschaftlichen Regulierung von Stoff- und Energiekreisläufen aufwirft.

- Marx' Ausführungen aus den "Grundrissen" zur Veränderung der Arbeit unter den Bedingungen fortschreitender Technologie hat an Aktualität nichts verloren. Die grundlegende Tendenz des modernen Kapitalismus: Das fixe Kapital wird im Verhältnis zur angewandten Arbeitskraft beständig ausgedehnt. Dadurch wiederum wird die Arbeitskraft in ihrer Rolle als

"Kostenfaktor" reduziert, zugleich als qualitativer Faktor ("Produktionsintelligenz") aufgewertet. Die Effizienz einer modernen Wirtschaft läßt sich insoweit immer weniger in einer Relation zwischen Profiten und Löhnen, also auf Basis der Ausbeutung bzw. der Mehrwertrate, bemessen. Immer mehr zählt hingegen die langfristige Effektivität des Kapitalstocks und der Ressourcenbewirtschaftung, die produktive Problemlösung und eine entsprechende Qualität der lebendigen Arbeit. Auch wenn die heutigen Entwicklungen in den Betrieben v.a. unter den Vorzeichen der "Standortdebatte" verlaufen - in den Bemühungen um Qualitätszirkel und Gruppenarbeit, um Ökobilanzen und Ökocontrolling verbergen sich auch neue Elemente industrieller Demokratie, die über eine grundlegende Veränderung der betrieblichen Leitungs- und Rentabilitätskriterien freizusetzen wären, und auf Formen des selbstverwalteten Gemeineigentums verweisen.

- Hinsichtlich der ökonomischen Formen scheint es mir auf der anderen Seite zentral zu sein, auf Marx' Ausführungen zum Kreditwesen und zu den Aktiengesellschaften und die darin enthaltenen Hinweise auf eine assoziierte (sozialistische) Produktionsweise zurückzukommen und sie auf die heutigen Verhältnisse zu beziehen. So sollte die heutzutage typische Entkoppelung von Erträgen, ihrer Verwendung und damit auch der Refinanzierung und die damit einhergehende Ausweitung von Anlage- und Investitionsfinanzierungsmöglichkeiten - insbesondere in Form von Investmentfonds nicht alleine bezüglich ihrer parasitären, spekulativen u.ä. Aspekte gesehen werden, sondern auch unter dem Gesichtspunkt der damit verbundenen Potentiale an gesellschaftlicher bzw. gemeinschaftlicher Regulierung: Die sozialistische Produktionsweise wird nach meiner Prognose auf der Basis eines vergesellschafteten Bankenwesens v.a. eine *Ökonomie der Investitionsfonds* sein - mit diversifizierten und demokratisch verfaßten Fondsstrukturen, in denen überbetriebliche Rentabilitätsgesichtspunkte mit ökologisch-sozialen Zielsetzungen der beteiligten Kräfte zusammenfließen und die sich zwischen die am Markt agierenden Unternehmen und die vom Staat entwickelten Rahmensetzungen schieben.

Formationstheoretisch betrachtet scheinen mir erst jetzt die Elemente und Potentiale einer sozialistischen Produktionsweise heranzureifen - und zwar in Verbindung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Vor allem die mikroelektronisch gestützten Informations-, Kommunikations- und Steuerungstechnologien auf der einen und die solaren energetisch-stofflichen Technologien auf der anderen Seite stellen in Verbindung mit entwickelten Formen gesellschaftlicher Investitionsfinanzierung, ökologischer Bilanzierung und Steuerung und sozialer Kontrolle des Produktionsprozesses die Basis eines modernen Sozialismus dar, der sich auch auf der Ebene der internationalen Beziehungen in eine "Systemkonkurrenz" - hinsichtlich der globalen Problemlösungskompetenz - begeben und gegenüber den kapitalistisch dominierten Strukturen des Weltmarktes behaupten kann. Freilich: Gerade in dieser Hinsicht gilt, daß

ein neuer "Vormarsch" bei der Herausbildung sozialistischer Elemente gerade in den kapitalistischen Metropolen stattzufinden hätte (s.u.).

Sozialismus als moralisch-kulturelles Problem

Trotz der vielfach diskreditierenden Wirkungen "realsozialistischer" Entwicklungen für den Sozialismus als überlegene moralisch-kulturelle Disposition scheinen sich v.a. seine Prinzipien und Werte erhalten zu haben, wobei es sicherlich kein Zufall ist, daß man dies v.a. in christlichen Bereichen feststellen kann. Dennoch: Die Rekonstruktion des sozialistischen Projektes stellt uns gerade auf dieser Ebene vor komplexe Probleme, die in entscheidendem Maße das Wechselverhältnis von persönlicher Lebenseinstellung und gesellschaftlicher Hegemonie bestimmen und zugleich die Art und Weise des Produzierens und des Regulierens - und damit auch die "Systemfragen" - betreffen. Sie lassen sich m.E. in zweierlei Weise bündeln:

- Die Beziehung von Selbstverwirklichung und Arbeitsverausgabung innerhalb und außerhalb von Warenproduktion und Erwerbsarbeit stellt sich im heutigen "sozialistischen" Diskurs äußerst disparat dar. Vielfach wird der Ästhetik der Warenwelt die Ästhetik des Verzichts und der Eigenarbeit entgegengehalten, ohne daß es zu einer Vermittlung kommt. Viel scheint mir aber davon abzuhängen, daß der Sozialismus ein produktives Ethos und eine Vorstellung gemeinschaftlicher Leistung und individueller Kompetenz beinhalten muß, die sich auch auf der Ebene komplexer Vergesellschaftungsformen mit der produktivistischen Ideologie der Warenproduktion wie auch mit bürokratischen Kompetenzanmaßungen messen kann und sich zugleich gegen deren Kehrseiten - leistungslose Einkommen und Inkompetenz bei der Lösung von Problemen - wendet.

- Die Debatte um Gemeinschaftlichkeit im sozialen und auch im politischen Raum ist bekanntlich von nicht geringer Bedeutung und gewinnt - wie im Falle des Kommunitarismus, einer auf gemeinsame Werte und nicht auf Staatlichkeit gegründete Vorstellung von Gemeinschaft(en) - neue Anhängerschaft. Mit Blick auf die Vorstellung gesellschaftlicher Selbstverwaltung ist dies von nicht zu unterschätzendem Wert, wobei in der Geschichte des Sozialismus mit den dort vorhandenen genossenschaftlichen wie auch basis- und rätedemokratischen Traditionen reichhaltige Ansatzpunkte zu finden sind, die auch die gewohnten Vorstellungen parlamentarischer Demokratie praktisch kritisieren. Der hierin angelegte Diskurs der Gemeinschaftlichkeit ist aber auch gerade deshalb von eminenter Bedeutung, als die offenkundige Problematik einer rechtspopulistischen Aufladung sozialer Identitätsverluste besteht.

In beiderlei Hinsicht geht es letztlich um die Frage der Selbstverwirklichung und Aufhebung von Entfremdung in Konfrontation mit einer hochproduktiven und zugleich zutiefst zerstörerischen kapitalistischen Warenwelt und der ihr zugrundeliegenden Produktions- und Konsumweise. Wird der "Sozialismus" sich als radikaler Ausdruck dieser moralisch-kulturellen

Dispositionen und Facetten etablieren können? Die Antwort hängt entscheidend davon ab, inwieweit sie sich in einem neuen Aufschwung von sozialen Bewegungen und Kämpfen entfalten können.

Sozialismus in Bewegung

Gegenüber diesen Bemühungen, das sozialistische Projekt auf der Ebene der Produktionsweise (bzw. sozialistischen Elemente) sowie seiner moralisch-kulturellen Implikationen zu rekonstruieren, ist nunmehr auf den Aspekt der Bewegung (und damit auch des "Subjektes" des sozialistischen Projektes) zu verweisen - in einem Verständnis, das die Bewegung nicht auf ein zweckgerichtetes Instrument der Weltgeschichte oder einer sie verkörpernden Partei degradiert, sondern ihren eigenständigen Stellenwert herausarbeitet. Der *Sozialismus als Bewegung* übernimmt nicht nur eine verbindende Rolle gegenüber den beiden zuerst genannten und einander häufig fremd gegenüberstehenden Aspekten der Systemregulierung und des moralisch-kulturellen Ensembles. Von ihm hängt die Dynamik des gesamten Projektes ab, das zum Stillstand kommt, wenn die Bewegung sich dem Sozialismus als vor allem regulative und/oder moralische "Ordnung" bzw. "Macht" unterwirft. Die Behauptung, daß der Sozialismus in der Bewegung lebt, impliziert natürlich eine stärker "subjektivistische" und "prozessuale" Definition.

Zum einen geht es um die Momente im alltäglichen Lebensprozeß, in denen sich Elemente der Gemeinschaftlichkeit mit dem Widerstand gegen vorherrschende Strukturen und Mechanismen und einem darüber vermittelten Streben nach gesellschaftlicher Gestaltung verbinden. Zum anderen schließt sich daran die Frage an, wie und wo sich ihre Dynamik im Auf und Ab sozialer Bewegungen, Kämpfe und Formierungsprozesse entfaltet. *Sozialismus als Bewegung* artikuliert sich vor allem dann, wenn in diesen Prozessen selbst die Legitimität bisheriger Strukturen, Mechanismen und Wertvorstellungen aufgebrochen wird und Elemente demokratischer Basis- und Gegenmacht und gesellschaftlicher Selbstverwaltung sich entfalten und spürbar werden und mit der Vorstellung eines umfassenden Aufbruchs und einer produktiven Neugestaltung der Verhältnisse verbinden.

In dieser Hinsicht war der Sozialismus allerdings bislang auch eine Geschichte der Konfrontation mit dem schon unter regulativen Gesichtspunkten thematisierten Etatismus sowohl sozialdemokratischer wie auch kommunistischer Provenienz, dem die radikaldemokratischen Strömungen regelmäßig unterlegen waren. Die radikalen Impulse der sozialen Bewegungen sind insofern niemals wirklich hegemonial geworden, wenn sie auch in historisch entscheidenden Situationen gesellschaftlichen Fortschritts ihre Dynamik zunächst entfalten konnten. Insofern ist das Erbe der Pariser Commune, der proletarischen Rätebewegung, der antifaschistisch-demokratischen Basismacht wie auch vieler Elemente der internationalen

68er Bewegungen historisch keineswegs eingelöst worden: Es liegt noch unter den staatssozialistischen Trümmern begraben.

Wie dem auch sei: Wir sind nicht nur damit konfrontiert, daß mit dem Desaster des östlichen und der Krise des westlichen "Staatssozialismus" die bisherige, durch die traditionellen Massenorganisationen geprägte politische Kultur des "Sozialismus" wohl unwiderruflich darniederliegt. Zugleich ist es auch vielfach zu einer Entkoppelung zwischen sozialen Bewegungen und subjektiven sozialistischen Elementen, die es ja in den 68er Bewegungen noch in sehr starkem Maße gegeben hat, gekommen. Welche Möglichkeiten und Ansatzpunkte gibt es, den Sozialismus als Bewegung zu rekonstruieren, um überhaupt die Voraussetzungen für die Entfaltung "objektiver" sozialistischer Elemente und Potentiale wie auch seiner moralisch-kulturellen Dimensionen zu schaffen? Zwei Stoßrichtungen erscheinen mir zunächst einmal wesentlich zu sein:

- Wir erleben seit einiger Zeit in vielen Teilen der Welt und auch in Westeuropa den Aufschwung von *popularen Bewegungen*, die sich häufig aus einer Vielzahl von Initiativen, Gruppen und Strömungen zusammensetzen, die in keinerlei organischer Verbindung zu einem bestimmten traditionellen Lager oder einer bestimmten dominierenden Partei stehen. Offensichtlich ist der progressive Charakter dieser Bewegungen keineswegs von vornherein gegeben - im Gegenteil! Allerdings darf die Furcht vor den neuen Spielräumen, die dadurch auch und gerade rechtspopulistische Kräfte vielfach erhalten, die Linke nicht dazu führen, sich auf die Seite des "herrschenden Blocks" zu schlagen. Die Veränderung in der Struktur des politischen Systems und der Vertretung gesellschaftlicher Interessen beinhaltet aber auch radikaldemokratische Elemente von *Gemeinschaftlichkeit* und damit auch reale Elemente des Sozialismus - feststellbar in Italien ebenso wie in manchen lateinamerikanischen Ländern. Sozialismus würde sich hier - bei optimistischer Sichtweise - als Bewegung der moralischen und sozial-kulturellen Reform der Gesellschaft artikulieren, als Bewegung, die in ihrer Struktur und ihren ideologischen Facetten eher einer *Regenbogenkoalition* gleicht als einem "antikapitalistischen Bündnis" traditionellen Typs.

- Aber mit Bezug auf den Sozialismus als Produktionsweise scheint mir ein anderer Aspekt zentral, den ich mit *Bündnis von Arbeit, Wissenschaft und Kultur* umschreiben möchte. Ich gehe davon aus, daß der Sozialismus in Zukunft - v.a. mit Blick auf die globalen Problemstellungen - in noch stärkerem Maße als früher davon abhängig sein wird, daß große Projekte der Gestaltung formuliert und entsprechende produktive Allianzen von "Werk tätigen" gebildet werden. Der altmodische Terminus erscheint mir insofern passend zu sein, weil er jenseits der Kategorie der bedeutsam bleibenden Lohnabhängigkeit den schöpferischen Aspekt anspricht. In dem Maße, wie es "Werk tätigen" spürbar und bewußt wird, wie sehr ihre produktiven Kompetenzen durch die vorherrschenden Mechanismen ein-

geengt und verformt werden, v.a. weil sie vielfach nur in Regie des Kapitals zur Lösung drängender sozialer und ökologischer Probleme eingesetzt und miteinander kombiniert werden, dürften sich umso stärker "sozialistische" Bestrebungen artikulieren. Nehmen wir das angesprochene Beispiel einer "solaren Revolution", also einer tiefgreifenden Umwälzung der energetischen Grundlagen der menschlichen Entwicklung und der darin enthaltenen Implikationen für die Lösung globaler Probleme - es ist ein (möglicherweise: das) Beispiel, an dem sich jenes Bündnis realisieren könnte. Dazu gehört im übrigen auch das Freisetzen von Kreativität und Phantasie bis in den Bereich kultureller Bewegung hinein (also bis zur künstlerischen Inszenierung nach vorne gerichteter Projekte, während heute neben post-moderner Beliebigkeit das Lamento über ökologische Krise und moralischen Verfall dominiert).

Doch Sozialismus als Bewegung und als Gesamtprojekt muß und kann gerade im internationalen Kontext rekonstruiert werden. Der Sozialismus stellte ja in dieser Hinsicht auch einen Sinnzusammenhang zwischen unterschiedlichen und häufig sehr disparaten Momenten dar - auch zwischen vergangenen und aktuellen Kämpfen, zwischen einem hiesigen Gewerkschaftsstreik und einem Befreiungskrieg im Süden (bis hin zur zusammenhängenden Vorstellung eines "revolutionären Weltprozesses"). Doch diese Zusammenhänge scheinen sich aufgelöst zu haben. Ihre Rekonstruktion - insbesondere im Prozeß der internationalen Solidarität - unterstellt von vornherein radikale Alternativen zur Logik des kapitalistischen Weltmarktes und seiner politischen, militärischen und kulturellen Überbauten. Den Referenzrahmen für einen neuen Vormarsch liefert allerdings keine übergreifende globale Vernunft. Entscheidender dürften die sich herausbildenden Wirtschaftsräume und die sich dort entwickelnden ökonomischen Kulturen (gewissermaßen "regionalen Produktionsweisen") und die dort stattfindenden politischen, sozialen und kulturellen Formierungsprozesse sein. Ich vermute, daß vor allem von Lateinamerika und von Westeuropa schon in absehbarer Zeit neue Impulse ausgehen werden.

Westeuropa könnte auf der Basis der sozialistischen Elemente, die in seiner Industriekultur, seinem Sozialstaat und seinen Organisationen (noch) enthalten sind, und in seiner Beziehung zu Osteuropa wie auch zum Mittelmeerraum durchaus die Chance erhalten, einen neuen Anstoß zu liefern - vielleicht im Sinne einer gemischten "europäischen" Produktionsweise. Lateinamerika dürfte bald einen neuen Anlauf versuchen - nicht zuletzt auf der Basis der schon angesprochenen Neuformierung v.a. radikaldemokratisch-basissozialistischer Kräfte und der Betonung des eigenen sozialökonomischen und insbesondere multikulturellen Erbes. Die Beobachtung und Analyse dessen, wie sich in den unterschiedlichen Weltteilen jenseits der alten Weltordnung und ihrer Sozialismusmodelle in jeweils relativ autonomer Weise das sozialistische Projekt rekonstruiert, dürfte für die Debatte von sozialistischen Neuansätzen von eminenter Bedeutung sein - unter sachlichen Gesichtspunkten wie auch unter dem Aspekt der Ermuti-

gung, die von der erfahrbaren Reichhaltigkeit des sozialistischen Projektes ausgehen kann. Und so könnte die Formierung der popular-demokratischen und produktiven Kräfte in den sich herausbildenden Wirtschaftsräumen und das Zusammenwirken z.B. zwischen Kräften des westeuropäischen "Regenbogens" und den sich in bemerkenswerter Weise neuformierenden Kräften des "Forums von Sao Paulo" in Lateinamerika neue Impulse für die sozialistische Identität und den sozialistischen Diskurs freisetzen.

Der Sozialismus als historisches Projekt kann durchaus in eine neue Phase eintreten und - ich bin überzeugt - er wird es auch tun. Allerdings muß man dieses Projekt zugleich als historisch offen ansehen und seine Definition aus Katechismen der Vergangenheit bzw. der alten Weltordnung befreien. Diese Herangehensweise unterstellt keineswegs die Absage an den Sozialismus als radikale Utopie. Im Gegenteil bin ich - im Gegensatz zu jenen, die nun z.B. umstandslos die Vereinbarkeit von Marktwirtschaft und Sozialismus entdecken - der Meinung, daß die wirkliche Emanzipation der Menschheit von ihrer "Vorgeschichte" die tief in die Produktions- und Lebensweise hineingehende Ablösung von den Prinzipien der Markt- und Geldwirtschaft impliziert. Auch wenn ich bezweifle, daß sich dieser Vorgang in absehbaren historischen Zeiträumen auf der Ebene der Gesellschaftsformation bzw. Produktionsweise realisieren läßt, so würde es mir schon ausreichen, wenn er - und damit der Sozialismus - als geschichtlich begründete Hoffnung in der Radikalität der Bewegungen und Kämpfe, der Lebenseinstellungen und Diskurse und der darüber realisierten Projekte erhalten bliebe bzw. neue Nahrung finden würde.

Vorschau

Z - Nr. 18

erscheint Anfang Juni 1994
mit dem Schwerpunktthema

Anthropologische Lücke im Marxismus?

Außerdem Beiträge zur Wert-Preis-Transformationsdebatte von H.J. Schimmel/K.D. Hügel, F. Kern und R. Katzenstein
Standpunkte zu: "Was ist marxistische Erneuerung heute?"
Ferner Beiträge zu Grundrententheorie, Formationstheorie und Oktober 1917, zur Entwicklung Chinas u.a.

Sozialismus-Positionen linker Gruppierungen in der BRD

Der intendierte Überblick wird leider nur unvollständig sein. Es werden die Programme der Partei des Demokratischen Sozialismus (PDS), deren Kommunistischer Plattform (KPF) und der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) näher betrachtet.

Für einige andere Gruppierungen (so u.a. Öko-Li, BWK, KPDML) lagen dem Autor keine Programm-Texte vor.

Zwei weitere linke Gruppierungen werden ebenfalls, trotz kurzfristig vorliegendem interessantem Material, nicht einbezogen: Eine oder die linke Strömung der SPD, das "Projekt moderner Sozialismus" um die "Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft (SPW)", sowie eine oder die linke Strömung im Bündnis 90/Die Grünen, der "Babelsberger Kreis" mit dem "Lifo Info (Neue Folge)". Sie haben bisher mit Absicht keine Plattform erarbeitet, so daß eine Darstellung in dieser mehr schematischen Übersicht nicht passen würde.

Politisches Interesse verdienen die Sozialismus-Positionen der dezidiert linken Gruppierungen aber vor allem darin, wieweit sie sich von den Positionen anderer linker oder fortschrittlicher Gruppierungen unterscheiden - anders gesagt, inwieweit politische Lagerbildungen auf inhaltliche Gemeinsamkeiten gründen können. Daher werden die SPD und das Bündnis 90/ Die Grünen in die Untersuchung einbezogen.

Nun ist sicher die Beschränkung auf Programm-Texte und dortige Aussagen zum Sozialismus problematisch. Für einen politischen Vergleich und eine politische Bewertung wären die Konsistenz und Geltung der Programme, sowie der Charakter und die Relevanz der Gruppierung genauer zu untersuchen.¹

Sozialismus

Programm-Punkt "Sozialismus" im Kontext der Gliederung

Von den Gruppierungen mit vorliegenden Programmen haben DKP, KPF und PDS eigenständige Programm-Punkte zum Sozialismus mit dazugehörigen genaueren Aussagen. Im Kontext der jeweiligen Gliederungen der

¹ Das gilt besonders für die SPD, die mit der "Wende" in der DDR, und mehr noch seit deren Übergabe und Einverleibung ihr Programm von 89 vergessen machen will. Das innere Gewicht der Strömungen und Positionen hat sich seitdem entschieden nach rechts verschoben, so daß hier die reine Textanalyse bei der politisch-praktischen Bewertung in die Irre führen könnte.

Programm-Texte finden sie sich an unterschiedlichen Stellen mit unterschiedlichem Gewicht.

Die DKP hat in ihren "Thesen zur Programmatichen Orientierung der DKP"² Aussagen zum Sozialismus vor allem unter "6. Sozialismus - die historische Alternative zum Imperialismus - Beginn der eigentlichen Geschichte der Menschheit" mit sieben von 26 Seiten.

Die KPF hat ein eigenes "Programm der Partei des Demokratischen Sozialismus (Entwurf)"³ für die PDS-Debatte erarbeitet. Es enthält Aussagen zum Sozialismus vor allem unter "3." mit einer halben von achteinhalb Seiten. Dabei ist allerdings eine kritische Würdigung des gescheiterten Sozialismus unter "2." mit anderthalb Seiten hinzuzuzählen.

Die PDS hat in ihrem "Programm der Partei des demokratischen Sozialismus"⁴ Aussagen zum Sozialismus vor allem unter "3." auf einviertel von 32 Seiten, hinzuzuzählen sind zweieinhalb Seiten von "2."

SPD und Bündnis 90/Die Grünen haben in ihren Programm-Papieren keine eigenen Gliederungspunkte zum Sozialismus und auch keine deutlichen Text-Aussagen dazu.

Zentrale Bestimmungen von Sozialismus

Etwas systematisiert, bestimmt die DKP den Sozialismus:

- als Abwendung der tiefsten Reproduktionskrise der Menschheit, die ihre Existenz als Ganzes zum ersten Mal real bedroht; grundlegend dabei die stoffliche Reproduktionskrise;
- als Ablösung einer Formation durch eine andere;
- als Ablösung von Struktur-Eigenschaften der bürgerlichen, teils auch von vorherigen Gesellschaften durch neue progressive Struktur-Eigenschaften;
- als Ablösung der widersprüchlichen Entwicklungsweise, "negative Spirale", der stofflichen Seite der gesellschaftlichen Reproduktion durch die Beseitigung der negativen Momente;
- als Ablösung von Regulierungsprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft durch fortschrittliche.

"Nur eine Gesellschaft ... in der durch die Überwindung des Profitprinzips eine Wende in der Produktivkraftentwicklung ermöglicht wird, in der die Ergebnisse der Produktion zur Befriedigung der gesamtgesellschaftlichen

² "Thesen zur Programmatichen Orientierung der DKP" beschlossen vom 12. Parteitag, 16./17. 1. 1993 in Mannheim. Hrsg.: DKP, Parteivorstand, Essen, o.J.

³ KPF: Programm der Partei des Demokratischen Sozialismus (Entwurf); Manuskript von Sahra Wagenknecht und Michael Benjamin, (1992?), o.O. u J.

⁴ PDS: "Programm der Partei des demokratischen Sozialismus", beschlossen vom 3. Parteitag der PDS vom 29. bis 31. Januar 1993; Hrsg.: Bundesgeschäftsführer der PDS, o.O. u. o.J.

Bedürfnisse dienen, kann der Spirale von gleichzeitiger Erzeugung von Reichtum und Elend, von Naturbeherrschung und Naturzerstörung ein Ende setzen.

An die Stelle konkurrierender Einzelinteressen treten dann ... Demokratie und rationeller, planmäßiger Einsatz aller Produktivkräfte. Diese Gesellschaft ist der *Sozialismus*"

"Hauptziel der kommunistischen Bewegung ist es, an die Stelle der bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen, den Kommunismus als eine Assoziation zu setzen, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung(en) für die freie Entwicklung aller ist." ...

"Die Alternative ... ist eine Gesellschaft, in der das Privateigentum an Produktionsmitteln durch gesellschaftliches Eigentum ersetzt ist, in der an die Stelle der Herrschaft des Kapitals die Macht der Arbeiterklasse im Bündnis mit anderen Werktätigen tritt und in der die gesellschaftliche Produktion nach den Bedürfnissen der Gesellschaft geplant wird.

Diese historische Alternative ist der *Sozialismus* als erste Phase der *kommunistischen Gesellschaft*." [Hervorhebungen J.M.]

Ebenfalls etwas systematisiert bestimmt die KPF den Sozialismus:

- als Abwendung der tiefen Reproduktionskrise der Menschheit, als einzige Alternative gegenüber dem drohenden Fall der Menschheit in die Barbarei und in den Untergang;
 - als positive Eigenschaften einer künftigen Gesellschaft, die heute gewollt und schon immer ersehnt wurden: unentfremdet, menschlich, sozial gerecht;
 - als Befreiung von negativen sozialen Verhältnissen, von ökonomischer Ausbeutung und bürokratischer Unterdrückung;
 - als Verhältnisse, in denen individuelle Möglichkeiten gegeben sind und benutzt werden;
 - als Struktur und Regulierungsprinzipien der ökonomischen und politischen Prozesse;
 - als stofflichen Umbau der gesellschaftlichen Produktion nach ökologischen, humanen und auf eine Friedenswirtschaft orientierten Kriterien.
- "Er [der Sozialismus] war und ist der Inbegriff einer unentfremdeten, menschlichen und sozial gerechten Welt als Antwort auf die Widersprüche und Verbrechen des kapitalistischen Gesellschaftssystems."
- "Ziel der Partei des demokratischen Sozialismus ist die Überwindung des Kapitalismus und die Einrichtung einer Gesellschaft, in der die von ökonomischer Ausbeutung und bürokratischer Unterdrückung befreiten Menschen ihre Individualität entwickeln und ihre natürlichen und sozialen Angelegenheiten demokratisch und auf rationale Weise regeln. *Sozia-*

lismus bedeutet die allumfassende Befreiung menschlicher Produktivität und Kreativität.

Eine Gesellschaft, für die die Bedürfnisse und Interessen der Menschen Ausgangspunkt und Maßstab sind, verlangt unabdingbar nach einer Dominanz des gesamtgesellschaftlichen Eigentums im Rahmen eines Pluralismus der Eigentumsformen. Der Einfluß der Produzenten auf die Ziele der Produktion und ihre leistungsabhängige Beteiligung an den Ergebnissen der Produktion muß ebenso gesichert werden, wie die gesamtgesellschaftliche Planung der Wirtschaftsentwicklung.

Notwendig ist der Umbau der Produktion entsprechend ökologischen, humanen und auf eine Friedenswirtschaft orientierten Kriterien.

Ohne politische Macht können die sozialistischen Kräfte den Übergang der Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum und die grundlegende Umgestaltung der Gesellschaft nicht bewirken".

"... Die Wissenschaft und die modernen Ergebnisse der Technik haben an sich Lösungen bereit, die Wachstum sogar mit ökologischer Gesundung verbinden können.

Die PDS bekennt sich zu einer Welt des Friedens, der Freiheit, der sozialen Gerechtigkeit und der Demokratie.

Die *sozialistische Gesellschaft* wird die uralte Sehnsucht des Menschen nach Freundlichkeit und Vernunft, nach Reichtum, Bildung, Würde und Menschlichkeit erfüllen." [Hervorhebungen J.M.]

Ebenfalls etwas systematisiert bestimmt die PDS den Sozialismus:

- als eine von Ausbeutung, Unterdrückung und Naturzerstörung befreite Weltgesellschaft;
 - als Abwendung der stofflichen Reproduktionskrise der Menschheit und der "Existenzkrise der Zivilisation";
 - als Ablösung von Struktureigenschaften und Regulierungsprinzipien des Kapitalismus;
 - als Ablösung von negativen durch positive soziale Eigenschaften der künftigen Gesellschaft;
 - Sozialismus nicht nur als Zukunftsvorstellung, sondern auch als Bewegung und als ein Wertesystem.
- "Wir sind uns daher einig, daß die Herrschaft des Kapitals überwunden werden muß. Die Menschheit muß bei Strafe ihres Untergangs in historisch kurzer Zeit einen Ausweg aus ihrer bisherigen zerstörerischen Entwicklungslogik finden.

Der Sozialismus ist für uns ein notwendiges Ziel;

eine Gesellschaft, in der die freie Entwicklung der einzelnen zur Bedingung der freien Entwicklung aller geworden ist."

"Sozialismus ist für uns eine Bewegung ...
Sozialismus ist für uns ein Wertesystem ..."

"Die Existenzkrise der Zivilisation macht die Umwälzung der herrschenden kapitalistischen Produktions- und Lebensweise zu einer Frage des menschlichen Überlebens. Notwendig sind die radikale Ökologisierung der Gesellschaft und ein neuer Typ des wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Fortschritts. Eine solche *alternative Produktions- und Lebensweise* bedarf einer von Entfremdung befreiten Arbeitswelt und eines Alltags, der nicht durch Konsum als Selbstzweck, sondern durch Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, nicht durch private Nischen in einer Massengesellschaft, sondern durch Individualität und Gemeinschaftlichkeit bestimmt wird."

"Es muß darum gehen, die von Profit und Kapitalverwertung bestimmte Entwicklung der Volkswirtschaften und der Gesellschaften zugunsten einer Entwicklung zu überwinden, die von der Verwirklichung gemeinschaftlicher Interessen geprägt ist.

Reale Vergesellschaftung setzt demokratische Entscheidungsprozesse auf ... [den verschiedenen Ebenen] voraus. Strategische Entscheidungen über die Richtungen, Normen und Einschränkungen der sozialen, wissenschaftlich-technischen, ökologischen und kulturellen Entwicklung bedürfen bewußter und demokratischer Planung sowie der Mitbestimmung der Produzentinnen und Produzenten, der Kommunen und der gesellschaftlichen Bewegungen.

Bei allen Meinungsunterschieden gehen wir gemeinsam davon aus, daß die Dominanz des privatkapitalistischen Eigentums überwunden werden muß.

Eine Vielfalt der Eigentumsformen ist ... in den Dienst von zu stellen. Unterschiedliche Auffassungen bestehen, hinsichtlich der Frage, ob die reale Vergesellschaftung von Eigentum primär durch die Vergesellschaftung der Verfügung über das Eigentum erreichbar ist, oder ob der Umwandlung in Gemeineigentum, insbesondere in gesamtgesellschaftliches Eigentum, die bestimmende Rolle zukommen muß. " [Hervorhebungen J.M.]

Auffällig ist die Gemeinsamkeit der Hervorhebung der Reproduktionskrise der Menschheit; neben anderen Ähnlichkeiten mit den Positionen der anderen Gruppierungen.

Ansonsten überwiegen die Ähnlichkeiten mit den Positionen der anderen Gruppierungen, u.a. die Hervorhebung der, auch stofflich bedingten, Reproduktionskrise der Menschheit. Allerdings verwenden alle drei Gruppierungen diesen Begriff nicht.

SPD und Bündnis 90/Die Grünen haben in ihren Programm-Papieren keine eigenen Gliederungspunkte zum Sozialismus und auch keine deutlichen Text-Aussagen dazu.

Sicher bestimmt vor allem die propagandistische Wirkungsabsicht den Stil der Texte. Aber die Verbindung unterschiedlicher Bestimmungsebenen und die undurchsichtige innere Logik der Aufzählungen ist wohl auch der mangelnden theoretischen Durchdringung gesellschaftlicher Reproduktionszusammenhänge geschuldet, was sich auch bei der Kritik des realen Sozialismus zeigt.

Sicherlich ist die in den Texten der Gruppierungen anzutreffende Verbindung unterschiedlicher Bestimmungsebenen und die undurchsichtige innere Logik der Aufzählungen vorrangig der Lesbarkeit und propagandistischen Wirkungsabsicht geschuldet. Aber wenn man die ziemlich unzureichenden Ergebnisse der kritischen Aufarbeitung des gescheiterten Sozialismus hinzunimmt, scheint dies doch auch ein Indiz dafür, daß für den Sozialismus und sein Scheitern die Systemhaftigkeit der gesellschaftlichen Reproduktion noch nicht zum vorrangigen Gesichtspunkt der Analyse geworden ist.

Schlüsse aus den Sozialismus-Erfahrungen

Bei DKP, FKP und PDS gibt es in den Programm-Texten relativ ausführliche Reflexionen über das Scheitern des bisherigen europäischen Sozialismus. Neben den historischen Zusammenhängen, der Würdigung der positiven geschichtlichen Wirkungen und der erreichten sozialen Erfolge steht die gründliche Selbstkritik im Vordergrund. Es werden strukturelle Fehler im politischen System und in der Ökonomie konstatiert. Meist werden sie in Verbindung mit den ökonomischen und politischen Umständen 1917 in Rußland und 1945 in Europa gebracht, ohne darin ihre ausschließliche Ursache oder Rechtfertigung zu suchen. Auch Fehler der Parteien und der Parteiführungen werden dafür verantwortlich gemacht.

Alle drei Gruppierungen ziehen daraus für ihre Sozialismus-Positionen ziemlich weitgehende und ähnliche Folgerungen. Übereinstimmung herrscht darin:

- daß Sozialismus sich künftig nur in den hochentwickelten kapitalistischen Gesellschaften entwickeln kann, u.a. wegen des Standes Produktivkräfte;
- daß dies nur im Weltmaßstab möglich sein wird;
- daß schon die Erkämpfung, aber eben auch die Praxis des Sozialismus nur mit der Mehrheit der Bevölkerung gehen wird, und dazu im Sozialismus über die bürgerliche Demokratie und die bürgerlichen Freiheitsrechte noch hinausgegangen werden muß;
- daß die Rolle der sozialistischen oder kommunistischen Partei und ihre inneren Verhältnisse nicht mehr diktatorisch sein können;
- daß weitgehende Mitbestimmung ein wichtiger Teil der realen Vergesellschaftung der Ökonomie darstellen muß;

- daß das Leistungsprinzip für die Periode des Sozialismus ein zentrale Rolle spielen wird;
- daß bei der ökonomischen Planung und Leitung der Zentralismus begrenzt werden muß;
- daß deren Grundlage mit zunehmender ökonomischer Differenzierung nicht mehr vorrangig die stofflichen Größen und Gebrauchswerte sein können;
- daß entsprechend die Selbständigkeit der ökonomischen Einheiten und Marktelemente eine Rolle spielen müssen;
- daß dabei verschiedene Eigentumsformen zusammenwirken werden, aber das gesellschaftliche Eigentum dominierend sein muß;
- daß eine radikale Ökologisierung der Produktion und der Lebensweise notwendig ist;
- daß eine Lebensweise jenseits des Konsumismus entwickelt werden muß;
- daß Individualisierung mit Gemeinschaftlichkeit verbunden werden muß;
- daß die Gleichberechtigung der Geschlechter in viel radikalerer Weise entwickelt werden muß.

So richtig und wesentlich all diese Schlußfolgerungen aus den Sozialismus-Erfahrungen und dem Scheitern sind, so wenig zeigen sie doch schon eine tiefere Einsicht in die Gründe des Scheiterns und die Möglichkeit von Sozialismus einschließlich der dafür erforderlichen sozialen Strukturen.

Richtig ist sicherlich die Diagnose der PDS von der Verantwortung mangelnder Demokratie in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens für die Selbstblockade der Entwicklung des realen Sozialismus.

Daß aber die Schlußfolgerung, Demokratie im Sozialismus in der breitesten Weise einführen zu wollen, schon das Funktionieren eines sozialistischen Gesellschaftszusammenhangs garantiert, erscheint doch eher naiv. Daß der Weg dorthin ausschließlich und notwendig nur mit eben diesem Mittel zu ebnen sei, mutet angesichts der Gewaltverhältnisse in der Welt etwas blauäugig an.

Dagegen ist das vor allem von DKP und KPF bemühte Erklärungsmuster von Fehlern der Parteiführungen und der Parteien, die einerseits aus dem historischen Kontext verständlich seien, die andererseits künftig nicht mehr vorkommen sollten, eine Mischung von orthodoxer Gläubigkeit und historischem Optimismus.

Inzwischen ist bei vielen sozialistischen Gruppierungen das Problem der weltweiten ökologischen Krise angekommen. Aber es kann keine Rede davon sein, daß dies schon in der ganzen theoretischen und strukturellen Dimension aufgenommen ist. Ergebnisse einer gründlichen Auseinandersetzung mit Positionen, wie sie beispielhaft von K.H.Tjaden zum Thema

"Mensch, Gesellschaftsformation, Biosphäre"⁵ entwickelt wurden, sind noch nicht in Sicht.

Neue Verhältnisse oder Ziele auf den Dritten Wegen

Ökonomie und Ökologie

Bündnis 90/Die Grünen und SPD reden nicht von Sozialismus für die Zukunft. Den vergangenen halten sie bestenfalls für einen Irrweg. Trotzdem haben sie schöne und richtige Überschriften für die verbesserten Verhältnisse der Zukunft und außerdem stellen sie Forderungen, die der Sache nach nur in einer sozialistischen Gesellschaft realisierbar scheinen.

Bündnis 90/Die Grünen sind in ihren Forderungen dabei nicht kleinlich, sondern sprechen gleich das Große und Ganze an:⁶

"Unsere Ablehnung der sozialistischen Mißwirtschaft beinhaltet keine pauschale und automatische Zustimmung zum kapitalistischen Wirtschaftssystem.

Wir wollen statt dessen den Wandel zu einer *ökologisch-solidarischen Weltwirtschaft*, in der Wachstum an sich nicht mehr die entscheidende Zielgröße sein darf.

Wir brauchen eine weltweite Neuorientierung: Der stoffliche Austausch der Menschen mit der Natur, die gesamte Art zu produzieren und zu verbrauchen, muß so gestalten werden, daß die Natur und in ihr die Menschen miteinander existieren können.

Macht darf nur zur Erfüllung ihres gesellschaftlichen Auftrages angewandt ... werden.

Wir treten ein für eine Demokratisierung wirtschaftlicher Entscheidungsprozesse.

Wir streben eine *ökologische, soziale und solidarische sowie tolerante Weltordnung* an, in der ... jeder Militarismus geächtet wird ... und die Grundlagen für zivile Formen der Konfliktbewältigung, der Rechtswahrung und der Friedenssicherung gegeben sind.

Soziale Gerechtigkeit, Ökologie, Menschenrechte, Demokratisierung, Gleichstellung von Frauen und Männern und Gewaltfreiheit sind nicht umfassend durchsetzbar, solange die Gesellschaft in Arme und Reiche, in Etablierte und Ausgegrenzte gespalten ist.

Der notwendige Ausgleich als Weg zu sozialer Gerechtigkeit umfaßt nicht allein die Verteilung von Geld und Gütern, sondern auch von Lebenschan-

⁵ K.H. Tjaden: Mensch - Gesellschaftsformation - Biosphäre, Marburg 1990.

⁶ Bündnis 90/Die Grünen, Politische Grundsätze; beschlossen bei der Vereinigungsversammlung im Mai 1993; Hrsg.: Bündnis 90/Die Grünen, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Bornheim, o.J.

cen, freier Zeit und des Zugangs zum kulturellen und sozialen Leben. ... "[Hervorhebungen J.M.]

Ihre Ziele verwirklicht - was wäre dies anderes als Sozialismus. Warum diese Zustände noch nicht da sind, und wer warum dagegen ist, bleibt im dunkeln.

Auch die SPD stellt im Programm von 1989 umfassende Forderungen, und auch ihre Ziele sind hochgesteckt:⁷

"Die Weltgesellschaft muß sich eine Ordnung geben, durch die der Weltfrieden gesichert, wirtschaftliche Macht politisch kontrolliert, Rohstoffe, Technologie und Wissen gerecht verteilt und unsere natürlichen Lebensgrundlagen dauerhaft geschützt werden können.

Wir erstreben eine *solidarische Gesellschaft der Freien und Gleichen* ohne Klassenvorrechte, in der alle Menschen gleichberechtigt über ihr Leben und ihre Arbeit entscheiden.

Die neue und bessere Ordnung, die der Demokratische Sozialismus erstrebt, ist eine von Klassenschranken befreite Gesellschaft. Wir wollen sie durch Abbau von Privilegien und Vollendung der Demokratie erreichen. Die *freie, gerechte und solidarische Gesellschaft*. Damit können alte sozialdemokratische Ziele Wirklichkeit werden:

- allgemeiner Wohlstand und soziale Sicherheit
 - gerechte Verteilung der Arbeits- und Lebenschancen
 - Ausbau der Mitbestimmung und Demokratisierung der Wirtschaft."
- [Hervorhebungen J.M.]

In der Fülle der angesprochenen gesellschaftlichen Felder und der vorgeschlagenen Reformen unter der Generalüberschrift "IV Die freie, gerechte und solidarische Gesellschaft" gehen die Verbindungen zur Eigentumsordnung und zur Eigentümer-Klasse unter, und es entsteht der Eindruck, daß die Reformen durchaus ohne Umwälzung durchsetzbar seien.

Im Abschnitt "Ökologisch und sozial verantwortliches Wirtschaften" wird viel Richtiges über Ökonomie, Technik, Ökologie und internationale Verhältnisse gesagt. Die wirklichen Forderungen bewegen sich dann allerdings unter der beschönigenden Überschrift "Wirtschaftsdemokratie" wieder im bekannten sozialdemokratischen Rahmen.

Eine notwendige "Demokratische gesamtgesellschaftliche Steuerung" der Ökonomie soll politisch durchgesetzt werden. Diese gesetzlichen Rahmenbedingungen und Planungen sollen als Vorgaben für die "autonomen Entscheidungen der Unternehmen" dienen. Dabei "kommt unsere Wirtschaft ohne große Unternehmen nicht aus".

⁷ Grundsatzprogramm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, beschlossen vom Programmparteitag der SPD, am 20. Dezember 1989 in Berlin (West). Hrsg: Vorstand der SPD, Referat Öffentlichkeitsarbeit, Bonn, o.J.

Markt und Wettbewerb sind dabei unentbehrlich. Es soll wie bisher der Grundsatz gelten "Wettbewerb soweit wie möglich, Planung soweit wie nötig".

Das Programm der PDS hat neben den Grundsatzteilen, in denen sich einige KPF-Formulierungen finden, einen sehr umfänglichen Reformteil, der strukturelle Ähnlichkeiten mit dem der SPD aufweist. Er umfaßt unter der Hauptüberschrift "4. Alternative Entwicklungswege" die Beschreibungen der bekannten Probleme der BRD-Gesellschaft im einzelnen und die entsprechenden Reformvorstellungen. Dabei wird im Abschnitt "4.1. Die Gesellschaft demokratisieren" der Generalnenner aller Reformforderungen dargelegt:

"Demokratisierung muß alle politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlich-technischen und kulturellen Entscheidungen der Gesellschaft durchdringen. Wir wollen: - Wirtschaft und Arbeitsleben demokratisieren, - mehr gesetzlich abgesicherte Mitbestimmungsmöglichkeiten für Gewerkschaften, - das Recht auf Arbeit, Wohnung, Bildung und soziale Grundsicherung".

Unter "4.5. Das System der gesellschaftlichen Arbeit verändern" wird u.a. gefordert, "das Recht auf Arbeit, die soziale, humane und ökologische Umgestaltung des gesellschaftlichen Arbeitssystems, wesentlich erweiterte Mitbestimmung der Beschäftigten am Arbeitsplatz, in Betrieben und Unternehmen; Mitbestimmungsmöglichkeiten und -rechte über die Produktion, ihre soziale und ökologische Verträglichkeit sowie ihre gebrauchswertmäßigen Ergebnisse, Einspruchsrechte bei Produktionsverfahren und Stoffen, ... dem Kampf zwischen Arbeit und Kapital einen neuen Inhalt zu geben, die kapitalistische Vergeudungswirtschaft umzugestalten".

Unter "4.7. Die Wirtschaft sozial und ökologisch umgestalten" werden dann wichtige Forderungen zur Bändigung und Steuerung des Kapitals vorgeschlagen.

Wichtig ist hier vor allem, daß sich in diesen Programmen die Beschreibungen und die Ansätze zur Analyse nahe kommen, und bei den Reformvorschlägen sehr weitgehende Übereinstimmungen bestehen.

Menschliche Verhältnisse und das System der gesellschaftlichen Arbeitstätigkeiten

Im SPD-Programm wird unter der Überschrift "IV - 2. Die Zukunft der Arbeit und der freien Zeit" der interessante Versuch gemacht, den Veränderungsbedarf der gesellschaftlichen Arbeitstätigkeiten als Zusammenhang zu sehen.

"Arbeit ist nicht nur Existenzbedingung, sondern entscheidende Dimension menschlichen Daseins. Durch Arbeit produzieren die Menschen nicht nur

die Mittel und Dienste, die sie zum Leben brauchen, sondern bestimmen auch ihre Lebensumstände. Arbeit befriedigt menschliche Bedürfnisse und bringt neue hervor. Arbeit und Natur sind Quellen des Reichtums

Wieviel Arbeit zu leisten ist, wie sie organisiert, gestaltet und verteilt wird, ist abhängig von der Entwicklung der Produktivkräfte, von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und kulturellen Traditionen.

BAHAMAS

Zirkular der Gruppe K, erscheint alle 2-3 Monate mit Texten und Analysen zu Deutschland und der marxistischen Diskussion. Antinational, antikapitalistisch, marxistisch.

Nr. 12 (Winter 1993/94)

Proletarischer Nationalismus - "Antikapitalismus" von rechts

Schwerpunkt: Die Schwierigkeiten der Linken mit der sozialen Frage und ihrem Verhältnis zur Nation. Rebellischer "Antikapitalismus" und Antisemitismus:

* Thesen zum Antisemitismus * Rot-braune Allianz in Rußland * Linker Antizionismus * Bedeutung der sozialen Frage in Großdeutschland * Arbeiterbewegung und Nation * Linke und Nazis - Kritik an PDS, BWK, Arbeiterpolitik und Autonomen * Mit diesem Volk?

Außerdem: * Revisionismus: Die Neue Wache * Trauer um Heilmann * Zur Diskussion um Rassismus und Antirassismus * Türcke zum Zweiten: Die Geschlechterfrage
56 Seiten

Noch erhältlich: BAHAMAS 11 - Kapitalistische Krise - militärische Intervention, Somalia, Jugoslawien, Debatte um Christoph Türckes Rassismus. Restexemplare BAHAMAS 10.

Einzelpreis DM 6 (nur Vorkasse/Briefmarken).

Abonnement per Überweisung DM 18 für jeweils drei Nummern im voraus oder am besten Einzugsermächtigung:

Name, Vorname:
Straße:
PLZ, Ort:

Hiermit ermächtige ich S. Roisch/K. Dreyer je DM 18/drei Bahamas von meinem Konto im voraus abzubuchen

KontoinhaberIn, Kontonummer:
Bank, BLZ:
Unterschrift/Datum:

Büro K, Karolinenstr. 21/Hs. 2, 20357 Hamburg, Tel. 040-438846.
Konto: S.Roisch/K.Dreyer, HaSpa, BLZ 200 505 50, Kto. 1228/122 386.

Dies gilt gleichermaßen für die Erwerbsarbeit, für Familienarbeit, für Gemeinschaftsarbeit und für freie Eigenarbeit...

Arbeitsteilung und Arbeitsorganisation, Arbeitszeit und Arbeitsumfang, Arbeitsinhalte und Arbeitsformen werden von Menschen verwirklicht und sind damit politisch gestaltbar."

Lohnarbeit, Eigentätigkeit, Hausarbeit, Kinderaufzucht und öffentliche Tätigkeit werden dadurch nicht nur in ihren je spezifischen Bereichen, sozialen Formen und Problematiken behandelt, sondern ansatzweise auch in ihrem gegenseitigen Aufeinandereinfließen. Beispielhaft an der verfügbaren Zeit für Kinderbetreuung bei Männern und Frauen und den entsprechenden Einkommensmöglichkeiten.

Im PDS-Programm gibt es ähnliche Ansätze. Unter "4.5. Das System der gesellschaftlichen Arbeit verändern" wird u.a. "gesellschaftliche Anerkennung und materielle Vergütung von Kindererziehung, Alten- und Krankenpflege und anderen sozialen Tätigkeiten, die außerhalb der Erwerbsarbeit geleistet werden", gefordert.

Unter "4.8 Individualität entfalten und Solidarität stärken" werden u.a. wichtige Forderungen entwickelt, um die Benachteiligung und den Ausschluß von Frauen aus dem dominierenden System der gesellschaftlichen Lohnarbeit zu beheben und eine gesellschaftlich organisierte und finanzierte Kinderbetreuung und Ausbildung einzuführen.

Die Überschriften, die allgemeinen Ausführungen, hier interessanterweise besonders bei der SPD, und die einzelnen Forderungen zeigen ein neues Problembewußtsein, das bei den Grünen etwas anders ausgeprägt ist und bei DKP sowie KPF (wegen der Kürze des Papiers schwer zu bewerten) fast gänzlich fehlt.

Ohne das "System der gesellschaftlichen Arbeitstätigkeiten" mit all seinen Wurzeln zu ändern, ist für die Frauenemanzipation, die Reproduktionsbeziehungen im weitesten Sinne usw. kaum etwas Grundlegendes auf den Weg zu bringen.

Es sieht so aus, daß linke Strömungen von SPD und Grünen, "Babelsberger Kreis"⁸ und "Projekt moderner Sozialismus"⁹ mit unterschiedlichen Akzenten diese Perspektive entwickeln wollen.¹⁰

⁸ Beispielhaft und stellvertretend: Willi Brüggemann, F.O. Wolf: Zur Kritik der kapitalistischen Produktionsweise - ein neuer Anlauf aus ökologischer Perspektive; in: Lifo-Info, Neue Folge 4/93, S.10-22; F.O. Wolf: Zur Zielvorstellung grüner Sozialpolitik; Die Umgestaltung der gesellschaftlichen Arbeit steht im Zentrum!, ebenda, S.22-27.

⁹ Ralf Krämer: Thesen zum Verhältnis von Kapitalismus und Sozialismus, in: SPW, Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft, Heft 70, 1993, S. 49-53.

¹⁰ Auch die aktuellen Überlegungen von D. Düe und K.H. Tjaden können wohl so verstanden werden: "Das "wirkliche Leben" jenseits der "Aufhebung des Privateigentums" " in: Z 16, Dez 1993, S. 74-91.

Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt - Mythos oder Realität?

"Die Begründung des Historischen Materialismus sollte meines Erachtens auf spekulative geschichtsphilosophische, anthropologische oder sozialontologische Prämissen verzichten", schreibt Henning Böke in seiner Antwort auf die Frage der Redaktion von Z.: "Was ist marxistische Erneuerung heute?"¹ Auch wenn man, wie ich, der Meinung ist, bei der notwendigen Erneuerung des Marxismus handele es sich nicht vorrangig um eine Neubegründung des 'historischen Materialismus', noch gar eines mit dem großen 'H', so wird man Böke doch zustimmen müssen, daß die - vielfach verborgenen, und zumeist unbewußten - spekulativen Voraussetzungen in zahlreichen tradierten Marx(ismus)- Interpretationen und deren politisch-praktischen Folgen mit dazu beigetragen haben, daß 'der' Marxismus in die gegenwärtige Krise geraten ist. Man möge sich nicht täuschen: die gegenwärtige Krise 'des' Marxismus ist nicht zu vergleichen mit vergangenen, die stets noch mit dem Hinweis auf bestimmte theoretische und/oder praktische 'Verflachungen' und mit dem Ruf nach einem mehr oder minder unmittelbaren 'Zurück-zu-den-Klassikern', zu überwinden zu sein schienen. Was jetzt in Frage steht, ist nicht mit dem bloßen Hinweis auf eine, mit dem 'klassischen' Marxismus, also etwa mit Marx (und Engels?), nicht übereinstimmende Politik, also mit der einfachen Negation der ganzen kommunistischen Arbeiterbewegung seit 1917 (oder seit 1903) zu beantworten. Gewiß, der 'reale' Sozialismus (Kommunismus oder Bolschewismus, Stalinismus etc.), hatte ein Politikverständnis entwickelt, das mit Marx nicht mehr viel, und manchmal auch gar nichts gemein hatte, und das in gut sieben Jahrzehnten - natürlich in unterschiedlichem Maße in verschiedenen Etappen - genügend Zeit hatte, sich selbst - und manchmal auch samt Freund und Feind - ein für allemal zu Grunde zu richten. Aber, so 'unmarxistisch' diese bestimmte historische Form des Marxismus in politischer Hinsicht, wie sicher auch in theoretischer Hinsicht, gewesen sein mag, eine fatale Gemeinsamkeit läßt sich m.E. mit dem 'authentischen' Marxismus von Marx (und in dieser Hinsicht übrigens weniger von Engels) am Ende doch nicht leugnen: das überaus problematische Verhältnis fast aller bisheriger Formen (Interpretationen) des Marxismus zur Realität. Weil dies so war, und wohl auch noch bei der Mehrzahl der verbliebenen Marxisten so ist, ist die Forderung Bökes, Schluß zu machen mit der

¹ Henning Böke, Was ist marxistische Erneuerung heute?, in: Z 16 (1993), S. 161.

schlecht-philosophierenden Spekulation im Marxismus, so Ernst zu nehmen.²

Man muß sich allerdings ganz konkret darüber im klaren sein oder werden, in welchem Maße und in welcher Hinsicht der marxistische Sozialismus - entgegen seinen ausdrücklich erklärten Absichten - spekulative Elemente, insbesondere aus der idealistischen deutschen Philosophie, und dabei wiederum vor allem von Hegel, stillschweigend und zumeist unbewußt übernommen hat. Diese Behauptung gilt m.E. übrigens keineswegs nur für den 'jungen' Marx, sondern, wenngleich in anderer Hinsicht, alles in allem ebenso sehr für den Marx des *Kapital*, oder, um Bökes Vorschlag hier zu nennen, auch für die Marxsche Theorie der Gesellschaftsformationen.³ Deshalb macht es durchaus Sinn, ja, es ist m.E. sogar notwendig, in die Selbstkritik des Marxismus auch die Kritik der Klassiker mitaufzunehmen, und die Krise des Marxismus nicht lediglich den "heutigen Marxistinnen und Marxisten" anzulasten, wie es Heinz Jung vorzuschlagen scheint.⁴

Das problematische Verhältnis 'des' Marxismus zur Realität wird auch von Werner Seppmann angesprochen, wenn er auf den "wirklichkeitswissenschaftlichen Anspruch" 'des' Marxismus hinweist und betont, daß "theoretische Sätze" auch in einem systematischen Zusammenhang nicht ohne Rücksicht auf das "Prinzip der empirischen Verifikation" formuliert werden sollten.⁵ Abgesehen von den spezifischen Idiosynkrasien die sich bei den etwas älteren Lesern angesichts einer solch unbefangenen Terminologie einstellen, stimme ich dem Inhalt dieser Sätze vollkommen zu, ebenso wie - wenigstens prinzipiell - der sich daran anschließenden Kritik des 'Strukturmarxismus'⁶ - auf die 'Subjektfrage' komme ich ohnehin noch zu sprechen. Weniger überzeugend finde ich hingegen den Hinweis auf "ganze Bibliotheken mit gesellschaftswissenschaftlichen Beiträgen auf historisch-materialistischer Grundlage", die der Rezeption und produktiven Auswertung harren.⁷ Natürlich, wer wollte sich schon gegen eine "produktive Auswertung" gesellschaftswissenschaftlicher Literatur wenden, nicht nur, aber auch derjenigen "auf historisch-materialistischer Grundlage". Aber wenn Seppmann unterstellt, und nur unter dieser Voraussetzung gewinnt sein Hinweis Bedeutung, gerade letztere sei

² Ob freilich ausgerechnet Althusser Kronzeuge sein kann für eine nicht-spekulative, d.h. wissenschaftlich begründete Erneuerung des Marxismus, möchte ich ernsthaft bezweifeln.

³ Und auch noch für deren strukturalistische Interpretation durch Althusser, die letztlich auf einen spinozistisch-halbierten Hegelianismus im marxistischen Gewande hinausläuft.

⁴ Vgl. Heinz Jung, Was ist marxistische Erneuerung heute?, in: Z 16 (1993), S. 163. Natürlich gehören alle Generationen der marxistischen Tradition in dieses Feld der Kritik - ob man aber gerade in diesem Zusammenhang ausdrücklich auch die 'Marxistinnen' nennen sollte, erscheint mir eher zweifelhaft.

⁵ Werner Seppmann, Marxismus als Gesellschaftstheorie, in: Z 16 (1993), S. 168.

⁶ Ebd., S. 169ff. und ebd. Fn 4.

⁷ Ebd., S. 171.

überwiegend von "produktiven" Autoren verfasst, nur leider bisher von vorwiegend "unproduktiven" Lesern rezipiert worden, so ist das eine in jeder Hinsicht groteske Vorstellung. Nein, nicht ganze Bibliotheken gilt es erneut, diesesmal aber produktiv, zu lesen oder aber überhaupt erst zu entdecken, sondern einiges, darunter sicher auch Lukács, Gramsci, Korsch, Bloch, Kofler und einige andere, darunter durchaus auch lebende und noch schreibende Zeitgenossen. Aber gerade Seppmanns dringender Hinweis auf Lukács macht es deutlich: die produktive Auswertung solcher Autoren setzt eine kritische, an der gesellschaftlichen Realität orientierte Perspektive voraus, und dann wird sich vermutlich erweisen, daß - um im Beispiel zu bleiben - sowohl der 'junge' als auch der 'alte' Lukács voller schlecht-spekulativer oder metaphysischer Philosopheme steckt, und diese gilt es, bei Lukács ebenso wie bei jedem anderen Autor, kritisch herauszuarbeiten. Vor allem aber gilt es, sie in der eigenen praktischen wie intellektuellen Arbeit, d.h. beim (Nach-)Denken, Schreiben, Reden und Diskutieren, ebenso wie als Voraussetzung des eigenen Handelns jeweils selbstkritisch zu erkennen - und zu vermeiden. In diesem Sinne hat marxistische Erneuerung die Erneuerung der Marxisten, d.h. hier ihrer vielfach unbeußten metaphysischen Denkgewohnheiten, zur Voraussetzung.

Ich habe bisher vorwiegend negativ vom Spekulativem, manchmal auch ausdrücklich vom "schlecht-Spekulativen" (z.B. als "Metaphysik") gesprochen und dabei unterstellt, es sei klar, worum es sich dabei handelt und warum sich Marxisten davor hüten sollten. Schon die unterschiedliche Redeart deutet aber an, daß es darum so einfach nicht bestellt ist - im übrigen ist die Gefahr oder die 'Versuchung' des Spekulativen so groß, weil sie dem Denken bzw. den denkenden Subjekten so naheliegt. Bevor ich aber auf das Spekulative selbst etwas näher eingehe (II) und mit der Theorie von der 'historischen Mission' der Arbeiterklasse auch ein Beispiel für schlecht-spekulative Gesichtsphilosophie erörtere (III), will ich einige Hinweise zur Kritik des spekulativen Denkens durch Marx geben (I).

I.

Die Marxsche Kritik des Spekulativen beginnt bekanntlich sehr früh, zunächst in seiner Auseinandersetzung mit Hegel, dann mit Bauer, Feuerbach, Proudhon und ist von allem Anfang an auf die Ausarbeitung eines nicht-spekulativen Verständnisses von 'reeller Wissenschaft' ausgerichtet.⁸ Einen vorläufigen Abschluß findet diese erste Auseinandersetzung mit der Ausarbeitung des Manuskriptes zur *Deutsche(n) Ideologie* - eine Abrechnung, wie Marx selbst sagt,⁹ "mit unserm (d.i. Marx und Engels - WG) ehe-

⁸ Vgl. W. Goldschmidt/L. Lambrecht, Von der Philosophie zur 'reellen Wissenschaft', in: Karl Marx - Philosophie, Wissenschaft, Politik, DIALEKTIK 6, 1983, S. 70ff.

⁹ MEW 13, S. 10.

maligen philosophischen Gewissen." Ich zitiere hier nur einige, für unseren Zusammenhang m.E. bedeutsame Ergebnisse.

"Da, wo die Spekulation aufhört, beim wirklichen Leben, beginnt also die wirkliche, positive Wissenschaft, die Darstellung der praktischen Betätigung, des praktischen Entwicklungsprozesse der Menschen. Die Phrasen vom Bewußtsein hören auf, wirkliches Wissen muß an ihre Stelle treten. Die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium." (MEW 3, 27)

Etwas später gibt Marx eine relativ detaillierte Kritik der spekulativen Konstruktion¹⁰ auf dem Gebiet der Geschichte, die ich deshalb hier so ausführliche zitiere, weil sie m.E. - mutatis mutandis - auch für Marx' eigene spekulative Konstruktion der 'historischen Mission der Arbeiterklasse' gilt (vgl. weiter unten zu III).

"Nachdem einmal die herrschenden Gedanken von den herrschenden Individuen und vor allem von den Verhältnissen die aus einer gegebenen Stufe der Produktionsweise hervorgehen, getrennt sind und dadurch das Resultat zustande gekommen ist, daß in der Geschichte stets Gedanken herrschen, ist es sehr leicht, aus diesen verschiedenen Gedanken sich 'den Gedanken', die Idee etc. als das in der Geschichte Herrschende zu abstrahieren und damit alle diese einzelnen Gedanken und Begriffe als 'Selbstbestimmungen' des sich in der Geschichte entwickelnden Begriffs zu fassen. Es ist dann auch natürlich, daß alle Verhältnisse der Menschen aus dem Begriff des Menschen, dem vorgestellten Menschen, dem Wesen des Menschen, dem Menschen abgeleitet werden können. Dies hat die spekulative Philosophie getan. Hegel gesteht selbst am Ende der 'Geschichtsphilosophie', daß er 'den Fortgang des Begriffs allein betrachtet' und in der Geschichte die 'wahrhafte Theodizee' dagegestellt habe (...). Man kann nun wieder auf die Produzenten 'des Begriffs' zurückgehen, auf die Theoretiker, Ideologen und Philosophen, und kommt dann zu dem Resultate, daß die Philosophen, die Denkenden als solche, von jeher in der Geschichte geherrscht haben - ein Resultat, was, wie wir sehen, auch schon von Hegel ausgesprochen wurde. Das ganze Kunststück also, in der Geschichte die Oberherrlichkeit des Geistes (...) nachzuweisen, beschränkt sich auf folgende drei Efforts.

Nr. 1. Man muß die Gedanken der aus empirischen Gründen, unter empirischen Bedingungen und als materielle Individuen Herrschenden von diesen Herrschenden trennen und somit die Herrschaft von Gedanken oder Illusionen in der Geschichte anerkennen.

Nr. 2. Man muß in diese Gedankenherrschaft eine Ordnung bringen, einen mystischen Zusammenhang unter den aufeinanderfolgenden herrschenden Gedanken nachweisen, was dadurch zustande gebracht wird, daß man sie

¹⁰ Vgl. ganz allgemein auch MEW 2, 59ff. Zur Kritik der spekulativen Konstruktion in der Ökonomie vgl. MEW 4, 127 ff.

als 'Selbstbestimmungen des Begriffs' faßt (dies ist deshalb möglich, weil diese Gedanken vermittelt ihrer empirischen Grundlage wirklich miteinander zusammenhängen und weil sie als *bloße* Gedanken gefaßt zu Selbstunterscheidungen, vom Denken gemachten Unterschieden, werden).

Nr. 3. Um das mystische Aussehen dieses 'sich selbst bestimmenden Begriffs' zu beseitigen, verwandelt man ihn in eine Person - 'das Selbstbewußtsein' - oder, um recht materialistisch zu erscheinen, in eine Reihe von Personen, die 'den Begriff' in der Geschichte repräsentieren, in 'die Denkenden', die 'Philosophen', die Ideologen, die nun wieder als die Fabrikanten der Geschichte, als 'der Rat der Wächter', als die Herrschenden gefaßt werden. Hiermit hat man sämtliche materialistischen Elemente aus der Geschichte beseitigt und kann nun seinem spekulativen Roß ruhig die Zügel schießen lassen." (MEW 3, 48)

Schon aus diesen wenigen Beispielen (die sich natürlich noch erheblich erweitern ließen) geht eindeutig hervor, daß Marx selbst den Verlust an Wirklichkeit bis hin zu deren Negation (die reale Welt als bloßer Schein bei Platon oder als Erscheinung bei Hegel) innerhalb des Denkens, als das wesentliche Merkmal und den vom Standpunkt der Wissenschaft entscheidenden Mangel des Spekulativen angesehen hat.

Aber Marx Auseinandersetzung mit Hegel und der spekulativen Philosophie hat damit noch keineswegs ihren End- oder Höhepunkt erreicht. Die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere die Ausarbeitung der Grundlagen einer wissenschaftlichen Kritik der politischen Ökonomie (seit Anfang der 1850er Jahre) erforderten an einem bestimmten Punkt eine erneute kritische Durchsicht der Hegelschen Philosophie, vor allem hinsichtlich der Frage nach der "wissenschaftlich richtige(n) Methode".¹¹ Auch hierzu ist so viel geforscht und geschrieben worden, so daß ich mich sehr kurz fassen kann.

II.

Die Methode der wissenschaftlichen Arbeit, vor allem die Unterscheidung von Forschungs- und Darstellungsweise, ist für das Verständnis der Marxschen Theorie der Gesellschaftsformationen und hier insbesondere für die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise konstitutiv. Es ist vor allem die systematische Form der Darstellung der Forschungsergebnisse, in der die Forschungsweise natürlich ausgelöscht ist, die die Gefahr der Fehlinterpretation hervorbringt. Marx hat übrigens diese Gefahr eines falschen Verständnisses seiner eigenen Darstellung der Kritik der politischen Ökonomie schon in den *Grundrissen*¹², schließlich selbst noch im *Kapital*

¹¹ Vgl. K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 21.

¹² "Es wird später nötig sein, ..., die idealistische Manier der Darstellung zu korrigieren, die den Schein hervorbringt, als handle es sich nur um Begriffsbestimmungen und die Dialektik dieser Begriffe." K. Marx, Grundrisse ..., S. 69.

durchaus gesehen. "Allerdings muß sich die Darstellungsweise formell von der Forschungsweise unterscheiden. Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun."¹³ Es scheint sich hier also bei oberflächlicher Betrachtung um ein System theoretischer (synthetischer) Sätze a priori zu handeln, so als habe Marx aus dem Begriff der Ware (des Doppelcharakters der warenproduzierenden Arbeit) das Geld, weiterhin das Kapital (und seine verschiedenen Formen), die Ware Arbeitskraft, den Mehrwert (in seinen verschiedenen Formen), schließlich die Bewegung des Kapitals (Reproduktion und Akkumulation), die Krisen, das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate usw. 'abgeleitet', wie Hegel die Kategorien der Logik, oder es handle sich gar schlicht um den Vorgang der Anwendung logischer Kategorien auf den speziellen Gegenstand der Ökonomie, d.h. um die Selbstentfaltung der logischen Systematik, die sich hier ökonomisch in Raum und Zeit auseinanderlegte. So mißverstanden handelte es sich bei der Marxschen Kritik um so etwas wie eine Metaphysik der politischen Ökonomie, die Marx bekanntlich gerade an Proudhons *Philosophie des Elends* beispielhaft kritisiert hat.¹⁴

Rationell ist die im *Kapital* angewandte Methode also nur, insofern die mit ihr dargestellten theoretischen Sätze - hier also: die Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise - ihren Charakter als hypothetische Sätze nicht verlieren. Wohl gemerkt, die von Marx formulierten Bewegungsgesetze des Kapitals sind nicht etwa bloße - meinethalben auch 'geniale' - Intuitionen ihres Autors, sondern das Ergebnis eines ungewöhnlich aufwendigen Forschungsprozesses, in dem die empirischen Resultate der bisherigen Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise aufgehoben sind. Aber sie bleiben in Bezug auf die Zukunft notwendig bloß hypothetisch und sind daher stets an der Realität der kapitalistischen Entwicklung zu überprüfen - ein Verfahren, daß im übrigen keinesfalls trivial ist, denn unter welchen Bedingungen eine Hypothese als falsifiziert oder gar als verifiziert zu gelten hat, welche Rolle dabei der Praxis zukommt

¹³ MEW 23, S. 27. Daß die Unterscheidung zwischen spekulativer und wissenschaftlicher Darstellung jedoch bei bedeutenden Autoren, wie etwa Hegel, und man könnte getrost Aristoteles hinzunehmen, nicht immer leicht ist, hat Marx schon sehr früh erkannt. In der *Heilige(n) Familie* heißt es, "... Hegel [gibt] sehr oft innerhalb der *spekulativen* Darstellung eine *wirkliche*, die Sache selbst ergreifende Darstellung. Diese wirkliche Entwicklung *innerhalb* der spekulativen Entwicklung verleitet den Leser dazu, die spekulative Entwicklung für wirklich und die wirkliche Entwicklung für spekulativ zu halten." MEW 2, S. 63.

¹⁴ Vgl. K. Marx, Das Elend der Philosophie, in: MEW 4, S. 63-182, insbes. Zweites Kapitel, Die Metaphysik der politischen Ökonomie, a.a.O., S. 125 ff. Die zahlreichen "Kapital-Logiken" der siebziger Jahre sind m.E. analog zu behandeln.

usw., darüber läßt sich mit guten Gründen streiten, m.E. jedoch nicht über die Notwendigkeit des Prinzips der historisch-empirischen Überprüfung.

Was die Marxsche Methode gegenüber den analytischen Verfahren der Naturwissenschaften (und der sich daran orientierenden Sozialwissenschaften wie Ökonomie, Soziologie usw.) schließlich aber grundsätzlich unterscheidet, ist der reflexive Bezug auf den Gesamtzusammenhang, d.h. auf die Totalität der gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander wie ihres historisch bestimmten und gesellschaftlich strukturierten Verhältnisses zur Natur (ihrer eigenen wie der äußeren). Die Kategorie des "Gesamtzusammenhangs" (Totalität, Ganzheit etc.) ist freilich nicht-empirisch, denn der Gesamtzusammenhang ist uns natürlich durch die Erfahrung (d.h. im sinnlichen Bewußtsein) niemals gegeben, er ist vielmehr ein notwendiger Begriff, oder eine *Idee*, wie Kant sagt, mit deren Hilfe wir die Welt der empirischen Erscheinungen ordnen.¹⁵ Indem nun die Marxsche Methode solche nicht-empirischen Ideen miteinschließt, enthält sie ein ideelles bzw. spekulatives Moment. Die spekulative Idee der "Totalität" hat in dem hier behandelten methodischen Zusammenhang freilich eine bloß heuristische oder epistemische Funktion, und sie ist insofern wissenschaftlich legitim, m.E. sogar notwendig.¹⁶ Marx hat dies in seiner Skizze zur "Methode der politischen Ökonomie" ausdrücklich betont: "Das Ganze, wie es im Kopf als Gedankenganzes erscheint, ist ein Produkt des denkenden Kopfes, der sich die Welt *in der ihm einzig möglichen Weise* aneignet, einer Weise, die verschieden ist von der künstlerischen, religiösen, praktisch-geistigen Aneignung dieser Welt."¹⁷

Die Kategorie der Totalität wird genau dann zum Bestandteil eines spekulativen Systems, wenn und insofern sie nicht mehr als theoretisch-methodisches Organon begriffen, sondern zum Ausgangspunkt resp. Bestandteil einer weiteren, umfassenden logisch-metaphysischen Konstruktion wird, die sich empirischer Überprüfung prinzipiell entzieht, ja ihrerseits nunmehr umgekehrt als unbedingte, *ontologische* Voraussetzung jeder möglichen empirischen Erkenntnis ausgegeben wird.¹⁸

¹⁵ Es sei denn, man konzidiere dem erkennenden Subjekt die Möglichkeit der heute im Rahmen der Diskussion um einen philosophischen Realismus vielfach erörterten "Gottesaugen-Sicht". Vgl. H. Putnam, Realismus, in: DIALEKTIK 1991/H.1, hier insbes. S. 83ff. Vgl. auch R. Tuomela, Kausaler interner Realismus, a.a.O., S. 87ff. Die ontologische Frage nach der Realität der "Totalität", des "Weltganzen" usw. schließe ich hier also bewußt aus.

¹⁶ Ich wende mich also hier ebensowohl gegen jede Form einer "gedanken-" resp. "begriffslosen" Empirie, wie gegen die "empirielose" Spekulation.

¹⁷ Vgl. K. Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 22. Hervorh. vom Verf.

¹⁸ Dies behauptet z.B. H. H. Holz, m.E. einer der bedeutendsten Vertreter eines spekulativen Marxismus, der für sich im übrigen mit dem partei-politischen Dogmatismus des Marxismus-Leninismus so gut wie nichts zu tun hatte. Wenn er von der "ontologischen Fundierung, deren die Marxsche Theorie bedarf", spricht, gibt er im übrigen zu, daß diese Ontologie bei Marx selbst nicht zu finden ist. Vgl. H. H. Holz, Anthropologie, Ge-

Ich wende mich hier also - um ein berühmtes, wenngleich vielfach geschmähtes Muster aufzugreifen - gegen die Spekulation als System¹⁹, nicht jedoch gegen das Spekulative als Moment der dialektischen Methode. Das Entscheidende bei der Spekulation als System ist die Verselbständigung des Denkens gegenüber seinem Gegenstand, wie übrigens in seiner 'stärksten' Variante (im objektiven Idealismus) auch gegenüber dem denkenden Subjekt. Dies hat regelmäßig die Identifizierung des Gedachten (d.h. dem Resultat des Denkens, z. B. des Begriffs als des theoretisch erfassten 'Wesens') mit dem eigentlichen 'wesentlicheren' Gegenstand zur Folge, wohingegen die profane, empirische Realität zur bloßen Erscheinung des Begriffs degradiert wird. Die logische Deduktion der objektiven Realität aus dem Begriff ist die eigentliche "Erbsünde"²⁰ der Spekulation gegen die Wissenschaft.²¹ Bei Hegel ist daher nicht etwa der Begriff (sofern er denn logisch-dialektisch korrekt konstruiert ist!) unwahr oder falsch, sondern ggf. die empirische Realität, nach dem Motto *tant pis für die Wirklichkeit* - man denke beispielsweise an seinen Begriff des Staates: Nicht die substantielle Bestimmung als "Wirklichkeit der sittlichen Idee" ist falsch, sondern der real-existierende Staat ist falsch resp. "unwirklich" insofern er der sittlichen Idee nicht entspricht.

So wie dem Staat durch die orthodoxen Hegelianer, ergeht bzw. erging es der Arbeiterklasse durch bestimmte Marxisten.²² Während nun aber der Hegelsche Begriff des Staates sich - möglicherweise gegen die Intention seines empirischen Schöpfers - in einem bestimmten Sinne (etwa durch die Junghegelianer im Vormärz) zur Kritik eignete, steht es um die Kritik der Arbeiterklasse durch den Marxismus naturgemäß problematischer. Da allerdings, wo der sich spekulativ begründende, dogmatische Marxismus das staatlich zentralisierte Gewalt- und Ideologiemonopol besaß, hat er sich in der Regel nicht gescheut, die real existierende Arbeiterklasse im Namen einer geschichtsphilosophischen 'Wahrheit' (notfalls aber auch ohne Rückgriff auf diesen Euphemismus) mit ganz und gar unphilosophischen Mit-

Fundierung, deren die Marxsche Theorie bedarf", spricht, gibt er im übrigen zu, daß diese Ontologie bei Marx selbst nicht zu finden ist. Vgl. H. H. Holz, Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Ökonomie, in: Geschichtliche Erkenntnis - Zum Theorietypus 'Marx', DIALEKTIK 1991/2, S. 93.

¹⁹ Oder wenn man so will, gegen die Metaphysik, auch wenn sie im materialistischen Gewande auftritt, was sie im System des einst so genannten Dialektischen Materialismus stets tat.

²⁰ Vgl. MEW 2, S. 205.

²¹ Besonders deutlich wird dies bei allen Positionen, die die Voraussetzungslosigkeit des Denkens postulieren und damit auch die Deduktion des Gegenstandes, wie dies am reinsten etwa bei Descartes oder Fichte der Fall ist. Hegel bringt mit seiner Phänomenologie sogar das enorme Kunststück einer spekulativen 'Empirie' fertig. Es ist dies die bei Marx so genannte "selbständige Philosophie", die mit der Darstellung der Wirklichkeit ihr Existenzmedium verliert. Vgl. MEW 3, S. 27.

²² Ein berühmtes und vielfach kritisiertes Beispiel hierfür ist bei Lukács in *Geschichte und Klassenbewußtsein* zu finden, aber die Mehrheit seiner marxistischen Kritiker vertrat den gleichen Standpunkt - nur in einer oberflächlich materialistisch eingefärbten Terminologie verborgen.

teln in Übereinstimmung mit ihrem spekulativen Begriff zu zwingen - *tant pis für die Arbeiterklasse*.

III.

Marx bemerkt an irgendeiner Stelle (ich glaube in den *Manuskripten von 1861-63*, vormals *Theorien über den Mehrwert*), daß die wirkliche Methode eines Autors sich sehr häufig - im guten wie im schlechten - von seiner explizit formulierten Methode unterscheidet; dies ist m.E. auch bei Marx selbst der Fall. Als explizit antispekulativer Theoretiker ist er selbst nicht frei von spekulativen Restbeständen der Hegelschen (Geschichts-)Philosophie. Dies hängt letzten Endes mit der - auf Feuerbach zurückgehenden - theoretisch unzulänglichen Hegel-Kritik zusammen, wie sie in der Formel von der Notwendigkeit des "Umstülpens" der Hegelschen Dialektik zum Ausdruck kommt.²³ Das bloße "Umstülpens" läßt jedoch die inneren Konstruktionsprinzipien, d.h. das Spekulative der idealistischen Philosophie unberührt, derart, daß 'materialistische' Kategorien an die Stelle von 'idealistischen' treten - dies ist das charakteristische Merkmal des spekulativen Marxismus (oder Materialismus). Nun hat Marx - anders als etwa der Marxismus-Leninismus in Form des 'dialektischen Materialismus' - gewiss kein spekulatives System entwickelt. Aber ausgerechnet die Bestimmung der historischen Rolle des Proletariats als einzigem und notwendigem Subjekt der "menschlichen Emanzipation", später der "sozialen", "sozialistischen" oder auch "kommunistischen" Revolution, beruht letzten Endes im gesamten Marxschen Werk auf einer sehr frühen, spekulativen Konstruktion, die durch spätere historische Studien und Erfahrungen zwar bereichert, aber ihren spekulativen Grundcharakter niemals ganz verloren hat. Ich habe diese These in zwei Untersuchungen zum Marx-Engelsschen Frühwerk und zum *Kapital* nachzuweisen versucht.²⁴

Das Ergebnis dieser Untersuchungen läßt sich grob so zusammenfassen²⁵: Die Vorstellung von einer historisch besonderen, revolutionären Aufgabe ("Beruf") des Proletariats ist zweifelsfrei zentraler Bestandteil des Marx-Engelsschen Sozialismus. Marx hatte diese Vorstellung aus Konzeptionen des zeitgenössischen Sozialismus/Kommunismus übernommen, aber er beanspruchte, sie erstmals wissenschaftlich nachgewiesen zu haben. Ver-

²³ MEW 23, S. 27. Allerdings läßt sich Marx' Hegel-Kritik hierauf gewiß nicht reduzieren, sie reicht im einzelnen viel weiter und tiefer, vgl. vor allem die Kritik des Hegelschen Staatsrechts und die Pariser Manuskripte von 1844.

²⁴ W. Goldschmidt, Zum Zusammenhang von Lage und Rolle der Arbeiterklasse im Frühwerk von Karl Marx und Friedrich Engels, in: *Geschichtliche Erkenntnis - Zum Theorietypus 'Marx'*, DIALEKTIK 1991/2 und ders., 'Über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation'. Zum wissenschaftlichen Status der Revolutionstheorie im *Kapital* zwischen 'positiver Wissenschaft' und 'Konstruktion a priori', in: *Zur Kritik der politischen Ökonomie - 125 Jahre Das Kapital*, DIALEKTIK 1992/3.

²⁵ Ich bin mir im klaren darüber, daß meine Argumentation in hohem Maße von diesem Nachweis abhängt, der in der folgenden Zusammenfassung natürlich nicht geführt wird. Kritiker seien daher an die beiden in FN 24 genannten Texte verwiesen.

sucht man diesen 'Nachweis' zu rekonstruieren, so stößt man auf zwei unterschiedliche theoretische Konstruktionen - beide sind m.E. spekulativer Natur.

Die erste hat in der Arbeiterbewegung eine große Rolle gespielt und ist in den wichtigsten Werken der 'Klassiker' des Marxismus (in Marx' Frühwerk, im *Manifest*, im *Kapital*, in Engels' *Anti-Dühring*, u.a.) enthalten und von hier aus von der späteren Arbeiterbewegung gewissermaßen kanonisiert worden. Es handelt sich um eine *spekulativ-dialektische Ableitung* der revolutionären Rolle des Proletariats aus den menschlich unerträglichen Bedingungen seiner materiellen Existenz unter der Herrschaft des Kapitals (Zusammenhang von Verelendung und der Notwendigkeit der Revolution). Erstmals ist diese Ableitung in sehr roher Form entwickelt in Marx' *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*. Ihre berühmteste und m.E. zu Recht berüchtigte Formulierung findet diese Konzeption schon wenig später in der *Heiligen Familie*. Dort entwickelte Marx die "weltgeschichtliche Rolle" des Proletariats aus dem Gegensatz von "Proletariat und Reichtum", d.h. aus der Dialektik der beiden "Gestaltungen der Welt des Privateigentums". Das Resultat dieser rein spekulativ entwickelten Ableitung lautet schließlich: "Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*. Es handelt sich darum, was es ist und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Aktion ist in seiner eignen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sinnfällig, unwiderruflich vorgezeichnet."²⁶ Diese Konzeption findet sich schließlich - wenngleich weniger offen formuliert und in einem in wissenschaftlicher Hinsicht weitaus besser entwickelten Zusammenhang, aber im spekulativen Kern unverändert - auch noch an sehr 'prominenter' Stelle im *Kapital* (Die historische Tendenz der kapitalistischen Akkumulation).²⁷

Die zweite Konstruktion ist am ausgefeiltesten enthalten in den *Pariser Manuskripten* von 1844, sie findet sich aber auch in vielen 'Stellen' der *Grundrisse* und vereinzelt jedoch nur noch im *Kapital*; sie konnte schon deshalb keine große Karriere machen, weil diese Texte überwiegend erst sehr spät veröffentlicht worden sind und von ihrer ganzen Anlage und Ausführung her zur Popularisierung in der Arbeiterbewegung wenig ge-

²⁶ Vgl. MEW 2, S. 37f., hier S. 38. Der dieser Passage folgende Satz, scheint dagegen die empirische Orientierung von Marx zu belegen, aber er besagt selber nichts als die Selbstverständlichkeit, daß sich das real existierende Proletariat in einem historisch-konkreten Prozeß ein entsprechendes revolutionäres Bewußtsein herausbilden muß; aber es findet sich hier keinerlei empirisch-hypothetischer Vorbehalt. Die Feststellung des spekulativen Charakters dieser ganzen Ableitung ist insofern besonders paradox, als Marx gerade in der *Heiligen Familie* eine beißende Kritik an Hegels und der Junghegelianer' 'spekulativen Konstruktionen' übt.

²⁷ Diese These ist schon früh behauptet und von Engels m.E. nicht überzeugend zurückgewiesen worden. Vgl. hierzu W. Goldschmidt, in: DIALEKTIK 1992/3, S. 109ff, insbes. S. 111.

eignet schienen - umso größere Resonanz fand sie freilich bei gewissen Teilen der Intelligenz. Der entscheidende Punkt ist der höhere Komplexitätsgrad dieser 'esoterischen' Konzeption, insofern die o.g. Dialektik der Verelendung hier in der Kategorie der "Entfremdung" wieder erscheint, diese aber wiederum in einer spekulativen (hegelianisch-feuerbachischen) Anthropologie aufgehoben ist, in der das Wesen des Menschen als Arbeitender bestimmt wird, und somit die gesamte (physische, psychische wie geistige und moralische) Existenz der moderne Arbeiterklasse als Inkarnation menschlicher Selbstentfremdung erscheint, deren Emanzipation (Kommunismus) mit der Emanzipation der Menschheit zusammenfällt.

Die Besonderheit dieser (beiden) Konstruktion(en) beruht nun darauf, daß sie auf der konkreten Anschauung der materiellen Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse im Prozeß der industriellen Revolution beruht; Friedrich Engels' Untersuchungen über *Die Lage der arbeitenden Klasse in England* haben dazu ebenso beigetragen wie später Marx' außerordentlich reiches historisch-empirisches Anschauungsmaterial während seines jahrzehntelangen Aufenthaltes in London resp. England, so daß der spekulative Charakter dieser Konstruktion - ähnlich wie bei Hegel in seinen besten 'materialistischen' Analysen - hinter oder unter diesen 'empirischen' Materialien relativ verborgen blieb. Dies änderte sich freilich in dem Maße, wie die empirische Grundlage (die Lage der Arbeiterklasse) sich durch die Weiterentwicklung der Produktivkräfte und die sozialen Kämpfe der Arbeiter wandelte.

Nun hindert uns freilich nichts daran, die von Marx spekulativ gewonnene(n) Konzeption(en) der historischen Rolle der Arbeiterklasse im Sinne der obigen methodischen Überlegungen als wissenschaftliche *Hypothese* zu interpretieren und sie an der wirklichen Geschichte der letzten 150 Jahre zu überprüfen. Dies ist gewiß eine quantitativ immense und theoretisch schwierige Aufgabe, m.E. aber der einzige, wissenschaftlich vertretbare Weg, die tatsächliche Rolle der Arbeiterklasse (als Arbeiterbewegung) in der wirklichen Geschichte zu bestimmen und daraus Rückschlüsse für eine zukünftige politisch, sozial und ökologisch emanzipative Praxis zu gewinnen. Eine in diesem Sinne wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte der Arbeiterbewegung wird m.E. zu einer sehr differenzierten Schlußfolgerung hinsichtlich des Subjekts der bisherigen und vor allem der zukünftigen Stufen des menschlichen Emanzipationsprozesses gelangen, so daß zumindest die fraglose Selbstverständlichkeit, mit der noch immer viele die marxistische Erneuerung von der theoretischen Anerkennung einer historisch-praktisch privilegierten Rolle der Arbeiterbewegung abhängig machen, nicht unwidersprochen sein sollte. Dies gilt vor allem angesichts der historisch neuartigen Probleme vor die sich die menschliche Zivilisation insgesamt im Übergang zum 21. Jahrhundert gestellt sieht, und die nicht nur die kapitalistische Form, sondern durchaus auch den Inhalt des nun schon seit mehr als 200 Jahren tradierten indu-

strialistisch-konsumistischen Mensch-Natur-Verhältnisses grundsätzlich in Frage stellen.

Der Marxismus ist *wissenschaftlicher* Sozialismus, oder er ist nicht - und ich bin der Auffassung, daß er dies nur im Sinne einer empirischen (allerdings nicht 'empiristischen!') Wissenschaft sein kann. Allein auf der Basis eines empirischen Wissenschaftsbegriffs ist es in einem strengen Sinne möglich, aus der Geschichte zu lernen, sich selbst zu korrigieren und d.h. hier für den Marxismus, sich als wissenschaftlicher Sozialismus theoretisch und praktisch zu erneuern und sich vor allem auch den neuen Problemlagen zuzuwenden. Ein solches Verständnis bedeutet jedoch keineswegs, die Möglichkeit einer marxistischen Philosophie zu leugnen. Sie hat vielmehr durchaus eine wichtige und in mancher Hinsicht wachsende Bedeutung als 'allgemeine' (was nicht identisch ist mit 'spekulativer!') Wissenschaft, wie dies etwa in der *Deutsche(n) Ideologie* und in Engels' *Ludwig Feuerbach* angedeutet ist, die heute allerdings - angesichts unabweisbarer universeller Menschheitsprobleme - erneut und viel gründlicher durchdacht und diskutiert werden müßte, zwischen Philosophen und Einzelwissenschaftlern. Vor allem aber scheint es mir wichtig, zu diskutieren, ob, wie und inwieweit nicht nur eine wissenschaftlich fundierte neue Ökonomie, sondern auch eine (politische und ökologische) Ethik resp. eine entsprechende Theorie der Gerechtigkeit für die Erneuerung des Marxismus fruchtbar gemacht werden kann.

Der spekulative Marxismus ist hingegen durch Geschichte und Erfahrung prinzipiell unwiderlegbar, und daher durch diese auch unbelehrbar und praktisch unfähig, sich zu erneuern. Zu sagen, daß zwischen beiden Positionen letztlich die geschichtliche Praxis entscheide, erscheint mir nach dem Zusammenbruch des übrigens nicht einmal im spekulativen Sinne 'realen' Sozialismus als bloße Floskel noch²⁸ - die Gefahr aber, daß schließlich auch die wissenschaftliche Erneuerung des Marxismus scheitern könnte, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Verantwortung für Erfolg oder Mißerfolg tragen aber ausschließlich die Marxisten selbst, nicht etwa ihre theoretischen und praktischen Gegner.

²⁸ Diejenigen, die angesichts gewisser Stimmungen in den ehemals 'realsozialistischen' Ländern an so etwas wie die politische Auferstehung oder Wiedergeburt des Ancien Régime glauben wollen, seien daran erinnert, daß weltgeschichtliche Tatsachen sich zwar durchaus zweimal ereignen können, beim zweiten Mal aber regelmäßig als Farce, wenn nicht gar als Katastrophe.

Gramsci, die Linke und die 90er Jahre

Ein Leitfaden für weitere Untersuchungen

Zweifel, Bestürzung, entschiedene Ablehnung der Vergangenheit und all dessen, was mit Marxismus oder Sozialismus zu tun hat - oder aber tapfere Versuche, zu retten, was zu retten scheint; dies sind nur einige der Reaktionen linker Intellektueller in Westeuropa und Nordamerika angesichts der Ereignisse in Mittel- und Osteuropa. Es überrascht daher kaum, daß ich beim Schreiben plötzlich merkte, daß der Titel des Aufsatzes weitaus affirmativer klingt als ich es sehe.¹ Denn zunächst muß man sagen, daß es nicht von vornherein einsichtig ist, weshalb wir uns heute für Gramsci interessieren sollten. Die Tatsache seines hundertjährigen Geburtstags vor einiger Zeit reicht allein nicht aus; wir müssen uns am Anfang die Frage stellen, ob er für uns heute noch von Bedeutung ist.

In einer Epoche solch enormer Veränderungen wird unser Verhältnis zu traditionellem politischem Denken, ja zur Vergangenheit selbst von allen Seiten her in Frage gestellt. Doch auch wenn wir uns selbst gerne von dieser Vergangenheit und von unserer Geschichte abtrennen wollen: Es gelingt uns nicht. Die Gegenwart und die Zukunft sind nicht so beschaffen, daß wir Marx nach Belieben interpretieren können. Die Frage, wie wir uns auf frühe Denker beziehen sollen, ist eng verknüpft mit der Frage, welches gedankliche Instrumentarium wir brauchen, um nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart und die in ihr enthaltenen Keime für die Zukunft zu verstehen. In diesem Sinn fragen wir uns auch, in welcher Weise ein Denker wie Gramsci uns heute nützlich sein kann und wie wir einen Leitfaden entwickeln, d.h. ein Programm aufstellen können, mit dem wir die Bedingungen politischer Einflußnahme in unserer Zeit untersuchen.

Warum Gramsci heute so aktuell ist

Eins jedenfalls steht fest: Die Sehnsucht nach großen Theorien liegt begründet in einem Gefühl der Angst vor dem Ungewissen und spiegelt den Hunger nach Macht, nach Beherrschung des Unbekannten. Sie entstammt dem Wunsch, auf unsere Situation Einfluß zu nehmen und zu vermeiden, daß wir Ereignissen zum Opfer fallen, die außerhalb unserer Kontrolle lie-

¹ Die ursprüngliche Fassung dieses Aufsatzes wurde für eine internationale Konferenz zum Thema "Antonio Gramsci und die zivile Gesellschaft" erarbeitet, die am 23.-24. März 1991 in der Humboldt-Universität in Berlin stattfand. Meine Kollegen an der Carlton-Universität in Ottawa gaben mir hierzu nützliche Anregungen. (Gekürzte Übersetzung aus dem Englischen; d. Red.)

gen. Doch auch wenn wir den allgemein menschlichen Aspekt dieses Bestrebens akzeptieren können, müssen wir die Tendenz zum Aufbau von Denkmodellen und die Tendenz zu Kategorisierungen überwinden. Sonst wird es uns auch nicht gelingen, die ganze Breite und Tiefe eines kreativen und originellen Denkers wie Gramsci zu erfassen, der die Beschränkungen des Denkens durchbrach - nicht nur die Beschränkungen seiner Epoche, sondern auch der unseren. Gramscis erstaunliche Originalität geht in dem Maße verloren, in dem er anhand vorgefertigter Kategorien interpretiert wird - wie es so häufig in der angelsächsischen Welt und gewiß auch anderswo geschah; und zwar einfach deshalb, weil es bequemer ist und weil sein Denken so entwickelt ist, daß es uns häufig irritiert. Diese Irritation jedoch ist enorm aufschlußreich! Gramscis Ideen sind reich, eben weil sie nicht leichthin in das bisher Gewohnte und scheinbar Gewußte passen.

Es ist auch völlig in Ordnung, vorsichtig zu sein und zuzugeben: "Ich weiß nicht", "darüber muß ich noch nachdenken", "ich muß mir darüber noch selbst klar werden und entscheiden, was nützlich ist und was nicht". Denn die Erkenntnis der Realität ist eine wissenschaftliche Disziplin, genau wie die Naturwissenschaft. Was nicht einfach in alte Kategorien paßt und was ich bildhaft als "historische Versprecher" bezeichnen würde, kann gut der Keim eines neuen Verständnisses sein. Was als historischer Fehler erscheint, als eine Entwicklung, die der Logik von Projektionen nicht folgt, die auf alten Denkgewohnheiten beruhen - genau dies muß in allen Einzelheiten analysiert werden. Denn nur so kann sich zeigen, was in jenem Denken falsch war, und nur so können wir neue Einsichten in die Gegenwart und die Zukunft gewinnen. Wir können von Freud eine wichtige Lektion lernen, für den auch in den banalsten Versprechern etwas Aufschlußreiches lag - auch wenn Freuds Objekt der Erkenntnis ein völlig anderes war. Und wir können von Gramsci lernen, der stets davor warnte, bestimmte politische Entwicklungen nicht als bloßen Irrtum abzutun, nur weil sie sich nicht vorschnell auf ein Klasseninteresse zurückführen lassen. Um über das, was wir heute sind, hinauszugelangen, um unsere Ideen und unsere politische Strategie weiterzuentwickeln, müssen wir das Risiko der Ungewißheit eingehen und die bestehenden Ängste und Bedenken überwinden. Es scheint gewiß kein Zufall, daß gerade eine Frau dies sagt - denn dies ist nicht typisch für die männliche intellektuelle und politische Diskussion. Und doch ist dies eine Haltung, die ich in Gramsci höchst kritischem Ansatz erblicke, wenn er das scheinbar so Offensichtliche in Frage stellt und mit Zweifeln und Widersprüchen arbeitet.

Obwohl das Zentrum unseres Interesses die Gegenwart und die Zukunft bleiben muß: Ist es wirklich nötig, alles wegzuwerfen und ganz von vorne anzufangen (falls wir es tun), oder können wir einiges von dem verwenden, was wir bereits besitzen? Wie können wir es vermeiden, von früheren, woher auch immer stammenden Vorstellungen gefesselt zu werden, die uns den Blick auf die Wirklichkeit verstellen? Und wie vermeiden wir es andererseits, abzustoßen, was noch von Nutzen ist? Wie und in welchem Aus-

maß können wir aus der Geschichte lernen? Jede Situation ist eine historisch einmalige Konstellation von Umständen, sie besteht aus Elementen, die selbst wiederum historisch gewachsen sind und tiefe Wurzeln in der Vergangenheit haben.

Obwohl ich behaupten würde, daß für viele von uns Marx heute noch nützlich ist, weil wir ihn durch Gramscis Brille lesen², hat Gramscis Bedeutung weitaus tiefere Ursachen. Sie gehen über die oberflächliche Tatsache hinaus, daß er von dem Vorwurf "frei ist", für die Fehler der sozialistischen Systeme mitverantwortlich zu sein. Seine Bedeutung liegt in etwas Grundsätzlicherem, das bei der Neuformulierung der Rolle linker Intellektueller von großer Wichtigkeit ist.

Das Interesse an Gramsci in der heutigen Zeit liegt, jedenfalls für mich, in der sehr fragmentarischen, vielgestaltigen und offenen Art seines Diskurses; in seiner Skepsis gegenüber dem alten Denkschema, das seiner Meinung nach nicht mehr ausreicht; in seiner Auffassung, daß die Realität eine komplizierte Dynamik besitzt, die jeweils unserer Art der Aneignung der Realität entsprechend eine Veränderung verlangt. Seine Aufzeichnungen vermitteln uns einen faszinierenden Eindruck, weil er sich durch neue und unerwartete Entwicklungen herausgefordert fühlte. Wir werden durch die Lektüre angeregt, weil Gramsci die Überzeugung zum Ausdruck bringt, diese Entwicklungen beinhalteten Elemente der Möglichkeit, ja der Notwendigkeit einer grundlegenden Umgestaltung der Gesellschaft. Gleichzeitig mahnt er uns, weder optimistisch noch fatalistisch, sondern realistisch zu sein. Er hängt keiner falschen Utopie an. Vielmehr besitzt er eine klare Vorstellung davon, daß die Verhältnisse von Herrschen und Beherrschten im Augenblick und vielleicht auch weiterhin als das Ergebnis der politischen Bedingungen reproduziert werden, in denen diese Entwicklungen stattfinden.

Staat und Gesellschaft bei Gramsci

Die Erkenntnis der Probleme und Gefahren, die mit dem historischen Wandel verbunden sind, ist die Grundvoraussetzung für die Entwicklung einer politischen Strategie, die den Möglichkeiten des historischen Augenblicks gerecht wird. Die Tatsache, daß Gramsci seine Aufzeichnungen verfaßte, als die fortwährenden Schwierigkeiten bei dem ersten konkreten Versuch, den Sozialismus aufzubauen, zunehmend offenbar wurden, verschaffte ihm gegenüber Lenin einen großen Vorteil. Während für die Bolschewiken das Jahr 1917 überraschend kam und sie kaum mehr theoretisches Rüstzeug als die abstrakten Gedankengänge von "Staat und Revolution" hatten, konnte Gramsci seine Gefängnishefte aus einer entwickelteren, breiteren Perspektive schreiben: Es war die Realität der Staats-

² Siehe Anne Showstack-Sassoon, Vorwort zur zweiten Auflage, *Gramsci's Politics*, London und Minneapolis, 1987, S. XI.

macht im entwickelten Kapitalismus. Er analysierte Probleme wie die Bedeutung der Bürokratie, die im Kapitalismus entsteht und sich im Sozialismus fortsetzt, sowie die neuen Widersprüche bei dem Versuch, teilweise - in der Tat nur teilweise - einen neuen Staatstyp zu schaffen, der zugleich den Notwendigkeiten einer modernen Gesellschaft entsprach.

Nicht zuletzt wird unsere Aufmerksamkeit auf Gramscis Schriften gelenkt durch die Tatsache, daß sie in einer Epoche tiefgreifenden Wandels verwurzelt sind, der sowohl die traditionelle Gesellschaft als auch die Institutionen und Ideen progressiver Politik in Frage zu stellen schien. Die Geschichte, die wir jetzt durchleben, mag neu sein, doch gibt es historische Beispiele einer noch tieferen Verwerfung, als wir sie heute erleben, einer Verwerfung, die nicht nur den Marxismus, sondern auch andere traditionelle Denkschulen wie etwa den Liberalismus in seinen Grundfesten erschütterte. Hierbei denke ich insbesondere an die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts, an den Ersten Weltkrieg; das Auseinanderbrechen der internationalen Solidarität der Arbeiterklasse, als sozialistische Parteien sich hinter ihre Nationalregierungen stellten; und an das Phänomen einer völlig neuen Art nicht nur der Kriegsführung, sondern der Gesellschaftsorganisation. Die außerordentliche Komplexität und das hohe Maß an Organisation in den Gesellschaften des 20. Jahrhunderts, das damals zutage trat, wurde durch den Ersten Weltkrieg anschaulich demonstriert. Und es ist kein Zufall, daß Gramsci durch die Metaphern, die dieser Krieg hervorbrachte, so betroffen war. Man denke nur an seinen Begriff des Stellungskriegs.

Der Erste Weltkrieg veranschaulichte für Gramsci eine der modernen Gesellschaft immanente Tendenz: die Verknüpfung von Staat und Gesellschaft. Gramsci widersprach Mussolinis Konzept eines totalitären Staats und der Reduzierung aller Dinge auf Politik - möglicherweise eine Konsequenz dieser Tendenz -, was implizit auch eine Kritik der sowjetischen Führung war. Er vertrat den Standpunkt, eine weitere mögliche Konsequenz der historischen Entwicklung sei die Entfaltung des Potentials der Zivilgesellschaft und die Umgestaltung der Politik. Indem wir heute in unterschiedlichen Gesellschaften und in verschiedenen Formen und politischen Umständen eine Restituierung der Rolle des Staats erleben und nicht dessen "Rückzug", werden wir Zeuge eines Spätstadiums jenes Phänomens, dessen widersprüchliche Aspekte bereits Gramsci zu analysieren begonnen hatte.

Doch der Erste Weltkrieg war nur eine von vielen historischen Tragödien, die neues Denken erforderlich machten. In einer Zeit, in der die Ereignisse uns zwingen, grundlegend und häufig schmerzvoll die Tradition bis ins Jahr 1917 neu zu überdenken, dürfen wir nicht vergessen, daß die Russische Revolution selbst und die internationale Reaktion darauf sowohl von Seiten der Arbeiterbewegung als auch ihrer Gegner eine neue Situation schufen. Der Aufstieg des Faschismus, die Entwicklung des Fordismus,

Veränderungen in der Rolle des Staats, die Ausweitung seiner Funktionen als Wohlfahrtsstaat, die Entwicklung des Korporativismus, Debatten über Planung und Planungsexperimente, die Große Depression und die verschiedenen politischen Reaktionen darauf - all dies führte zu Irritationen und Dilemmata, zu persönlichen und politischen Krisen, die unseren heutigen vergleichbar sind.

Deshalb können wir auch versuchen, von ihm zu lernen; nicht nur von seinen Ideen; und ich bin der Meinung, daß viele seiner Ideen für die gegenwärtige Zeit von allergrößtem Nutzen sind: nicht nur seine Definition des Staates, aller Staaten, als Einverständnis auf der Grundlage von Zwang, oder seine Neudefinition des Hegemoniebegriffs; sondern insbesondere auch einige jener weniger häufig diskutierten Ideen, wie etwa die passive Revolution oder die organische Krise³, auf die zwar häufiger Bezug genommen wird, deren volle Tragweite aber noch nicht ganz erfaßt worden ist. Dies zu demonstrieren, ist ein langwieriges Unterfangen. An dieser Stelle möchte ich die Aufmerksamkeit lieber auf etwas anderes richten. Vor allem können wir aus Gramscis Methode lernen, einer Methode wie ich meine, die sich auch in der Form seines Werks spiegelt. Andere haben in faschistischen Gefängnissen Bücher geschrieben. Gramsci schrieb Aufsätze.⁴ Ich glaube nicht, daß es ein Zufall war oder einfach nur auf die Gefängnisbedingungen zurückzuführen ist, daß er in Briefform schrieb, oder daß er sein Werk nicht auf ein ganz bestimmtes Thema beschränken wollte. Seine Auffassung von der vielgestaltigen und unendlich komplexen Realität bedingt, daß man sein Werk nicht so einfach in den Griff bekommen kann. Die kurze Textform schafft einen offenen Text, der von jedem Leser neu zusammengesetzt werden muß, da jede Zeit neue Fragen aufwirft.

Gramscis Werk beinhaltet eine komplexe politische und vor allem kritisch-theoretische Strategie, die auf seiner Überzeugung beruht, daß jede effektive Theorie und Praxis sich gegen die Vereinnahmung durch überholte Konzepte und Kategorien zur Wehr setzen müsse. Dies zeigt sich sogar in seiner Sprache; Gramsci benutzt die Begriffe stets auf unterschiedliche Art und Weise; er kämpft mit Begriffen, deren ursprüngliche Bedeutung zwar noch Teile der Realität reflektieren, deren Inhalt sich aber mit der Veränderung der Realität verändern muß. Beispiele sind Begriffe wie etwa Staat, Intellektueller, Hegemonie.⁵ Unsere Schwierigkeit, Gramsci zu verstehen - und es steht außer Frage, daß er schwierig zu verstehen ist -, besteht darin, daß er es sich nicht leicht machte und Fragen stellte, die sich nicht im alten Schema bewegten; Fragen, die den Herausforderungen der bewegten Zei-

³ Siehe meine kurze Abhandlung im Vorwort zur zweiten Auflage von *Gramsci's Politics*, London 1987, S. XI.

⁴ Zum Beispiel schrieb Pietro Grifone während seines Gefängnisaufenthaltes unter den Faschisten ein umfangreiches Werk über das italienische Finanzkapital.

⁵ Siehe Anne Showstack-Sassoon: "Gramsci's Subversion of the Language of Politics", in: *Rethinking Marxism*, Frühjahr 1990.

ten, in denen er lebte, entsprangen. Doch sein Ziel verlor er dabei niemals aus dem Blick. Dieses Ziel bestand darin, politisch einzugreifen - jedenfalls potentiell - und mit einer großen Zuhörerschaft in Kontakt zu treten. Deshalb strapazierte er die Wörter bis zum Äußersten, etwa indem er den Begriff des Intellektuellen ausweitete, und füllte sie mit einer Bedeutung, die der modernen Gesellschaft angemessen ist.

Gramsci sah sich gezwungen - ich gebrauche hier einen sehr umstrittenen Terminus -, Begriffe dialektisch zu verwenden. Sein Sprachgebrauch spiegelt seinen Versuch wider, die Gegebenheiten und das, was daraus entsteht - d.h. das, was sein könnte - zu verstehen; denn dies ist das Feld des Möglichen, der Kontext jedes realistischen politischen Eingreifens. Und bei der Erkundung dieses Feldes war eine historische Analyse nötig, um stets zu entscheiden, was noch aufrechtzuerhalten und was unzeitgemäß war, abgelöst werden mußte, selbst wenn es auf den ersten Blick nicht so schien. Die dialektische Spannung in Gramscis Werk entstammt der Notwendigkeit (und ich gebrauche hier das Wort ganz bewußt in seinem ganzen philosophischen Gehalt), der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart Rechnung zu tragen, immer aber auch jene Faktoren nicht aus dem Auge zu verlieren, die irgendwann einmal aufgegeben wurden, dennoch aber den Keim für eine ganz andere Zukunft in sich tragen.⁶

Gefängnishefte und Intellektuellenfrage

Die Strategie, die Gramsci in den Gefängnisheften verfolgt, hat drei Ebenen, nämlich eine theoretische, eine historische und eine analytische. Er liest Marx neu, um ihn vom Marxismus zu befreien, das heißt von dem, was die Leute aufgrund der Darstellungen der Zweiten Internationale zu wissen *meinten*. Daran denke ich häufig, wenn ich heute höre, der Marxismus sei erledigt - oder wenn er verteidigt wird. Denn dieser Marxismus hat so gar nichts mit Gramsci gemein, nicht einmal mit Marx selbst. Er hat sich die Maske eines Mythos angelegt, und seine Wirkung ist dementsprechend. Gramsci erkannte jedoch - und auch das ist uns eine Lehre -, daß die Krise des Marxismus Teil einer umfassenderen Krise des traditionellen Denkens ist.⁷ Gramsci befreite sich aus der Zwangsjacke vorgefundener

⁶ Zum Vergleich seiner Dialektik mit derjenigen von Marx sei noch hinzugefügt, daß eine Analyse des Gewichts des Historischen bei Gramsci ihn in die Nähe von konservativen Kritikern der Aufklärung und der Französischen Revolution, wie zum Beispiel Burke, rücken könnte. Man kann sagen, daß Burke indirekt Gramscis analytische Kategorie der passiven Revolution bzw. der "Revolution-Restauration" (wie er sie manchmal nennt) beeinflusst hat, die er zum Verständnis der dominanten Strategien zur Transformation und Erhaltung staatlicher Macht entwickelte.

⁷ In der vollständigen und kritischen Ausgabe der *Gefängnishefte* (die, soweit sie bekannt waren, der Anordnung folgen, die sie bei Gramsci hatten - anders als in der ersten italienischen Ausgabe, in der die Hefte entsprechend der Systematik der Herausgeber angeordnet sind) diskutiert Gramsci die Probleme des Marxismus innerhalb eines Rahmens der Probleme der Philosophie insgesamt. Eine faszinierende Darstellung der Entstehung der *Hefte*, die sich ein wenig wie eine Detektivgeschichte liest, ist Gianni Francionis

Diskussionszusammenhänge und gewann in seiner vorurteilsfreien, aber zugleich aufmerksam-kritischen Suche nach einem reicheren Verständnis Einblick in ein breit angelegtes Gedankenspektrum. Aus der Erfahrung des italienischen Faschismus lernte er, daß die Zeiten der Elite, der begrenzt liberalen Politik, des Nachwächter-Staats und des Intellektuellen im Elfenbeinturm ein für allemal vorüber waren. In ähnlicher Weise aber lernte Gramsci aus dem sowjetischen Experiment und aus dem Konzept des "New Deal" in den Vereinigten Staaten.

Einsichten zu gewinnen impliziert jedoch nicht, bestimmte Schlußfolgerungen zu akzeptieren. Daß Gramsci zum Beispiel die *politische Frage* der Intellektuellen ins Zentrum seiner Untersuchungen im Gefängnis stellt, mag damit zu tun haben, daß Sorel, Croce, Lenin und auch Mussolini den Intellektuellen großes Gewicht beigemessen haben. Seine Analyse jedoch, wie sich in der konkreten Entwicklung der modernen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts die Existenzweise und die soziale Rolle des Intellektuellen wandeln, ist einzigartig. Fragen, die dem historischen Fortschritt entspringen, noch einmal neu zu stellen, herausfinden zu wollen, was es denn genau war, was andere Denkrichtungen und politische Strömungen, die von der Bewegung der Arbeiterklasse ignoriert wurden, begriffen haben (wenngleich deren Praxis und die meisten ihrer Vorstellungen - wie im Falle von Sorel, Croce und dem Faschismus - auch abzulehnen sind), war ein zwangsläufiger Schritt, um die Basis für ein politisches Eingreifen zu schaffen, das über die bloße Reproduktion der gegenwärtigen Gesellschaft hinausgehen könnte. Zugleich war es die notwendige Grundlage für die Analyse der sowjetischen Praxis und ihrer historischen und nationalen Besonderheiten; und es war Voraussetzung, um unter dem Eindruck des Mitempfindens an diesem gewaltigen menschlichen Drama zur notwendigen Neudefinition des sozialistischen Projekts zu gelangen. Und ist das nicht auch genau die Aufgabe, vor der wir heute erneut stehen?

Im Hinblick auf die Einsichten, die die gegenwärtigen Diskussionen über den Postmodernismus vermitteln, liegt der vielleicht interessanteste Punkt darin, daß Gramsci eine Kritik der abstrakten, schematischen Utopiebildung seit dem Zeitalter der Aufklärung erstellt, eine Kritik der Grenzen der Erkenntnis bei traditionellen Intellektuellen deren ganze Existenzweise - darunter vor allem die Distanz zu den Problemen, mit denen die Masse der Bevölkerung konfrontiert ist - allmählich verschwand, selbst wenn sie das nicht erkannten. Ein Beispiel hierfür sind diejenigen Intellektuellen, die, obgleich ihr Denken bedeutsame politische Folgen hatte, sich aus den Auseinandersetzungen heraushalten wollten, aber schließlich doch gezwungen waren, in das politische Geschehen einzugreifen - wie der italienische Philosoph des Idealismus, Benedetto Croce.⁸

⁸ *L'officina gramsciana*, Neapel 1984. Francionis Entdeckungen stellen einige der Annahmen, auf denen die kritische Ausgabe beruht, in Frage.

⁸ Ich diskutiere diesen Punkt im Nachwort zu *Gramsci's Politics*, zweite Auflage, a.a.O.

Gramsci als historischer Materialist

Gramsci zog vor zu fragen, was das "wirkliche Leben", die konkrete historische Entwicklung erlaubt, fordert und lehrt. Für Gramsci mußte der Intellektuelle sich vor allem mit dem realen, tiefgreifenden historischen Wandel beschäftigen. Mit seiner Dialektik - das heißt sowohl Methode als auch Verständnis des historischen Prozesses - untersucht er die Komplexität, die Rätsel, die Möglichkeiten, die historischen Zufälle, die Besonderheiten, die sich einer einfachen Kategorisierung entziehen. An Modellen ist er nicht interessiert; sein Ziel ist weiter gesteckt. Gramscis explizite Kritik der abstrakten, deduktiven, rationalistischen Projekte⁹, die sich nicht auf Erfahrung und die Gefühle der nichtspezialisierten, normalen Intellektuellen gründen, die die Masse der Bevölkerung darstellen und die über einen großen Reichtum an Fähigkeiten, Information und Wissen verfügen - ist keine Form von Populismus.¹⁰ Auch das ist eine lange Diskussion.¹¹ Ich kann an dieser Stelle nur sagen, daß Gramsci die meisten der volkstümlichen Ideen und Praktiken nicht billigt, selbst diejenigen nicht, die Widerstand konstituieren (wie seine Kritik am italienischen "Bandenwesen" illustriert), die - soweit sie Produkt einer subalternen, wenn auch komplexen Position darstellen, nicht in der Lage sind, die Gesellschaft zu verändern. Gleichzeitig konstatiert Gramsci, daß die gewöhnlichen Menschen den Ideen der Intellektuellen, aus welchem Lager sie auch stammen, mit zu geringem Selbstvertrauen begegnen. In einer besonders bissigen Passage empfindet er nach, wie der Mann (sic!) der Straße argwöhnisch auf die aalglatten, logischen und geschliffenen Ermahnungen der Berufsintellektuellen und -politiker reagiert.¹² Denn dieser Mann des Volkes erkennt, daß - verglichen mit dem unartikulierten, inkohärenten und widersprüchlichen Zustand seines eigenen Denkens - heute ein Teil der Intellektuellen zwar besonders überzeugend sein mag, doch schon morgen könnte jemand anderer auf der Szene erscheinen, mit einem ähnlich überzeugenden, aber ganz anderen Bündel von Argumenten. Er bleibt lieber auf Distanz, hält sich zurück, verläßt sich auf die Tradition und die Erfahrung. Gramsci zog es vor, die Gründe für den Konservatismus so vieler Menschen zu analysieren, als sie dafür zu tadeln!

⁹ Dies wurde in seinen Aufzeichnungen zum Risorgimento sehr deutlich, in denen er Mazzini, Pisacane und andere kritisierte, weil sie entweder die Erfahrung der Franzosen kopieren oder vermessene Schemata einführen wollten. Gramsci verglich sie, unter Anspielung auf den Romantizismus Garibaldis, mit dem Realismus eines Cavour und der Moderaten, die - so schrieb er - ihre strategische Aufgabe sehr gut verstanden hatten und in der Lage waren, den Erfolg der Partito d'Azione zuvorzukommen. Ich habe mich oft gefragt, was Gramsci zu der freundlichen Kritik am Risorgimento-Romantizismus gesagt hätte, den die Gebrüder Taciani in Allonsanfan üben, einem Film, in dem die Parallelen zu 1968 unschwer auszumachen sind.

¹⁰ Antonio Gramsci: *Selections from the Prison Notebooks*, London 1971, S. 418.

¹¹ Siehe "The People, Intellectuals and Specialized Knowledge", a.a.O.

¹² Antonio Gramsci: *Selections from the Prison Notebooks*, a.a.O., S. 338 - 340.

Die These, daß Ideen materielle Folgen haben, ist ein Aspekt seiner Wert-schätzung der Volkskultur als einem wesentlichen Bereich für kritische Analyse und politischem Eingreifen; damit will er jedoch weder Wirkung spezialisierter Intellektueller leugnen noch populäre Ideen romantisieren. In der modernen Zeit macht der permanente, effiziente Wandel von allem und jedem die Herstellung einer organischen Beziehung zur Masse der Bevölkerung notwendig. Folglich ist in der modernen Gesellschaft die Beziehung zwischen berufsmäßigen, spezialisierten Intellektuellen und der übrigen Bevölkerung stets ein Problem. Wenn aber das Ziel die Demokratisierung der Gesellschaft (oder der Sozialismus) sein soll, müssen, so Gramsci, die gewaltigsten Probleme bewältigt werden, denn dabei wird nichts Geringeres benötigt als die Herstellung einer demokratischen Verbindung von solch einzigartiger historischer Qualität, daß präexistente Ideen und frühere Erfahrung dabei von geringem Nutzen sein werden, selbst wenn die Bedingungen, aus denen dieses Problem erwuchs, manche Elemente zu seiner Lösung bereitstellen.¹³ Wenn man über Gramsci hinausgeht und seine Aussage in zeitgenössische Begriffe umformuliert, gelangt man zu einem weitaus besseren Verständnis: Daß es vor jeder wirksamen Politik der Umgestaltung bzw. vor jedem "Management des Wandels" erforderlich ist, die Frage nach der Beziehung zwischen den Ideen, den Aktivitäten und der Leistungsfähigkeit der Masse der Bevölkerung einerseits und den Ideen, den Aktivitäten und der Leistungsfähigkeit der Experten, Politikgestalter, Politiker und Berufsinellektuellen andererseits zu stellen. So begreifen wir, daß das Dilemma eines sozialen Politikgestalters in einem entwickelten Wohlfahrtsstaat, das Dilemma der "Entwicklungsexperten" in geringer entwickelten Ländern, das generelle Dilemma von Politikern und jeder politischen Bewegung ist, die auf die Schaffung einer demokratischen, egalitären, sozialen und befreiten Gesellschaft - die wir als sozialistisch definieren können -, das heißt das Dilemma aller, die Wandel herbeiführen und die Gesellschaft entwickeln wollen, weniger im *Wesen* als in der *Form* differiert, in welcher die Frage nach der Beziehung zwischen Spezialisten, Berufsinellektuellen, Politikern, Experten, Managern des Wandels und der übrigen Gesellschaft formuliert wird. Gramscis Dialektik, die aus der Beschäftigung mit den dramatischsten Fragen seiner Zeit erwächst und die Probleme des entwickelten Kapitalismus ebenso umfaßt wie diejenigen des stalinistischen Sozialismus, führt uns unweigerlich zu den am weitesten fortgeschrittenen Problemen unserer eigenen Zeit.

Es ist wichtig, sich genau anzusehen, wie Gramsci den Begriff "historisch" verwendet. In vielen Zusammenhängen impliziert er den Gegensatz zu "natürlich" und korrespondiert aber mit "kulturell". Gramsci bezieht sich dabei auf Artefakte, die unter bestimmten sozialen und politischen Bedingungen von Menschen hervorgebracht werden. Diese Artefakte sind nicht

¹³ Siehe "The People, Intellectuals, and Specialized Knowledge", a.a.O.

"natürlich", kein Produkt der Natur, wenn sie es auch schon lange geben mag, wenn sie auch stabil und so unabwendbar erscheinen und daher materielle Wirkung ausüben, weshalb sie als "natürlich" erscheinen und uns zu dem Seufzer verleiten: "Das ist ja nur natürlich". Die Tatsache zum Beispiel, daß Frauen historisch gesehen bestimmte Rollen übernommen haben, läßt ihre Situation als "natürlich" erscheinen, und im Gegenzug erhalten die Annahmen, Institutionen und Praktiken, die diese Rollen verstärken, dadurch Legitimität, weil der Eindruck entsteht, daß sie einfach etwas widerspiegeln, was "natürlich" ist.

Gramsci ließ sich von den neuesten Entwicklungen des Kapitalismus und, allgemeiner gesagt, von den Problemen, Widersprüchen und Versprechen, die der Entwicklung der modernen Gesellschaft implizit und explizit sind, deshalb so faszinieren, weil er der Überzeugung war, daß die Formen zwar variieren, doch Kapitalismus und Sozialismus von diesen Problemen gleichermaßen betroffen sind.¹⁴ Gramsci ist historischer Materialist, sein Bezugsrahmen sind die Klassiker. Er greift zwar auf Marx zurück, doch er geht davon aus, daß vieles, wenn nicht das meiste dessen, was geschieht, ein neues Denken, ein neues Verständnis erfordert, um das wirkliche Leben begreifen zu können. Er fragt ständig, welche Impulse aus den großen sozioökonomischen Veränderungen für die Neuinterpretation der Politik zu gewinnen sind. In Gramscis Analyse der Bedeutung von Marx' "Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie" begegnen wir einem Gramscianen Materialismus, der jede einfache kausale Erklärung vermeidet und die Basis bildet für eine Analyse, mit deren Hilfe die dynamische, widersprüchliche und facettenreiche Realität erfaßt werden kann, in welcher die materiellen Bedingungen die Basis, die Garantie dafür abgeben, was möglich ist.¹⁵ Dieser Materialismus wurzelt im historischen Kontext der Politik für die Massen und in den theoretischen und politischen Bedürfnissen, die aus ihr erwachsen. Sie kann nicht losgelöst von den Impulsen verstanden werden, die aus dem täglichen Leben, aus der produktiven Sphäre, von der Gesellschaft insgesamt ausgehen. Eine exakte Erkundung des Terrains ist das *sine qua non* der wirksamen Organisation eines kollektiven Willens für die Verwirklichung eines politischen Projekts, dessen *Realismus* in den widersprüchlichen Möglichkeiten des historischen Prozesses liegt und dessen *Inhalt* zu einem großen Teil nicht nur von den materiellen Bedingungen, die ihn möglich machen, bestimmt wird, sondern von der Art seiner Realisierung und seinem Organisationsprinzip. Zwar kann die ursprüngliche Tatsache, "daß es wirklich Herrscher und Beherrschte, Führer und Geführte gibt", nicht geleugnet werden, die fundamentale Frage lautet jedoch, ob "es

¹⁴ Das ist einer der Gründe dafür, warum er so am Fordismus interessiert war.

¹⁵ Er schreibt, "die grundlegenden Prinzipien der politischen Wissenschaft" lauten, daß "1. keine soziale Formation verschwindet, solange die Produktivkräfte, die sich in ihr herausgebildet haben, noch Raum finden für weitere Entwicklung; 2. keine Gesellschaft sich selbst Aufgaben setzt, für deren Lösung die notwendigen Bedingungen nicht bereits herangereift sind". *Selections from the Prison Notebooks*, a.a.O., S. 106.

immer Herrscher und Beherrschte geben soll oder ob es Ziel ist, die Bedingungen zu schaffen, unter denen diese Spaltung der Gesellschaft nicht mehr notwendig ist.¹⁶ Zweck und Mittel, politische Analyse und Strategie, die Bewegung und das Ziel, Demokratie und Sozialismus können nicht voneinander losgelöst werden.

Im Zeitalter der internationalen Integration bei gleichzeitiger Behauptung nationaler Besonderheiten ist es so schwierig, die Dynamik der Realität in ihrer Komplexität zu verstehen, daß ohne den Beitrag eines Denkers wie Gramsci die Untersuchung der Grundlagen für wirksames politisches Eingreifen nicht gelingen kann.

Doch Vorsicht! Wir brauchen Gramsci zwar, aber wir müssen auch erkennen, daß sich seine Methode einer organischen Verinnerlichung - Integration in ein Konzept - widersetzt und man dazu neigt, beim Gebrauch seiner Kategorien diese auf präexistente Begriffe zu reduzieren. In dieser Hinsicht wäre es interessant, eine historische Analyse durchzuführen und eine kulturelle Anthropologie der intellektuellen Diskurse unserer Zeit auszuarbeiten. Wie zum Beispiel ist es möglich, daß in einer Phase, in der die Legitimität von Regierungsformen im Osten wie im Westen (und hierbei denke ich an den Keynesianischen Wohlfahrtsstaat) grundlegend in Frage gestellt wurde und die zu einer Umbildung so vieler Gesellschaften geführt hat, interessante Schriften über Legitimität und zivile Gesellschaften - in Auseinandersetzung mit dem Marxismus - verfaßt werden, als habe es Gramsci nie gegeben?¹⁷ Oder daß der Marxismus in seiner reduziertesten Form angegriffen bzw. verteidigt wird? Vielleicht ist es einfacher, hierfür die historischen und politischen Gründe als die intellektuellen Praktiken, die in diese Diskurse eingeschrieben sind, zu analysieren.

Die unvermeidliche intellektuelle Beschränktheit infolge einer Arbeitsteilung, die durch die Komplexität und bloße Fülle des verfügbaren Wissens unumgänglich ist, die unvermeidbaren Grenzen dessen, was man nur als Regionalisierung des Wissens im Sinne einer Geographie der intellektuellen Produktion bezeichnen kann - dieses beides im Hinblick auf die nationale und akademische Trennung der verschiedenen Diskurse läßt jedes Projekt, das auf Universalisierung zielt, extrem problematisch werden. Und doch stellen zur gleichen Zeit die immensen Möglichkeiten der Kommunikation und des Austausches, nicht nur zwischen Berufsinтеллекuellen, sondern auch für jene Massenintellektuellen, die laut Gramsci die einzige Möglichkeit für eine grundlegende, langfristige historische Veränderung darstellen, eine der bedeutsamsten Bedingungen zur Verfügung, um die Schlüsselfragen für die neuen Zeiten, denen wir entgegengehen,

¹⁶ *Selections from the Prison Notebooks*, a.a.O., S. 144.

¹⁷ Hierbei denke ich an das Werk von Jürgen Habermas und Claus Offe, an David Held und John Keane (Großbritannien) und an Sammelwerke wie *Legitimacy and the State*, hg. von William Connolly, Oxford 1984. Daß in den Diskussionen in Osteuropa so gut wie kein Bezug auf Gramsci genommen wird, ist verständlicher.

stellen zu können. Gramsci wurde nie müde, zu wiederholen, daß nur solche Probleme in einer historischen Phase auftreten, für deren potentielle Lösung die Bedingungen bereitstehen - worauf natürlich neue, fortgeschrittenere und vielleicht auch viel schwierigere Widersprüche auftauchen. Um das Ergebnis dieses Prozesses zu beeinflussen, bedarf es eines kollektiven Willens, und dieser ist nur möglich, wenn sich mehrere und oft auch widersprüchliche Kräfte zu einem langfristigen kollektiven Projekt zusammenschließen.

Veröffentlichungen des IMSF e.V.

Nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus: Internationaler Kapitalismus und neue Weltordnung

Band 10 der Reihe IMSF-Forschung und Diskussion; ISBN 3-888077-96-1

Beiträge einer gemeinsamen Tagung von IMSF, "Sozialismus", "Utopie Kreativ" und "Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" von Joachim Bischoff, Dieter Boris, Michael Brie, Hansgeorg Conert, Frank Deppe, Horst Heininger, Henning Melber, Jörg Huffschild, Uwe Kremer, Dorothee Piermont u.a., Frankfurt/M. 1992, 140 S., 15,- DM

Defizite im Marx'schen Werk

Band 4 der Reihe Marx-Engels-Forschung heute; ISBN 3-88807-95-3

Mit Beiträgen von Michael Heinrich, Wulf D. Hund, Wolfgang Jahn, Jürgen Jungnickel, Alessandro Mazzone, Ernst Theodor Mohl, Helmut Reichelt, Hans Jörg Sandkühler, Peter Schafmeister, Reinhard Schweicher, Sozialistische Studiengruppen (SoSt), Frankfurt/M. 1992, 136 S., 15,- DM

Lothar Peter, Dogma oder Wissenschaft? Marxistisch-leninistische Soziologie und staatssozialistisches System in der DDR, Frankfurt/M. 1991, 110 S., 12,80 DM

Band 7 der Reihe IMSF-Forschung und Diskussion; ISBN 3-88807-093-7

Heinz Jung, Abschied von einer Realität. Zur Niederlage des Sozialismus und zum Abgang der DDR. Ein politisches Tagebuch - Sommer 1989 bis Herbst 1990. Historischer Abriß, Chronik und ausgewählte Dokumente von Fritz Krause, Frankfurt/M. 1990, 436 S., 29,80 DM

Band 6 der Reihe IMSF-Forschung und Diskussion; ISBN 3-88807-092-9

Bestellungen und Kataloganforderung bei IMSF e.V., Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M., Tel. 069/739 29 34

**Standpunkte:
Was ist marxistische Erneuerung heute und welchen Beitrag
kann Z dazu leisten?***

Horst Heining

Diese Anmerkungen gehen von einer Position aus, die Marxismus nach wie vor vor allem als historisch-dialektische Methode begreift, die von der Einheitlichkeit der materiell existierenden Welt ausgeht und die Produktion als Grundlage sowie die Produktionsverhältnisse als das wichtigste Gestaltungselement der menschlichen Gesellschaft betrachtet. Diese Positionsbestimmung ist ein weltanschauliches Bekenntnis und zugleich ein Votum für die auch heute weiter bestehende Gültigkeit des Marxismus als wissenschaftliche Methode und Theorie zur Erforschung gesellschaftlicher Prozesse sowie zur Aufhellung alternativer Lösungsmöglichkeiten und grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen.

Dieses Bekenntnis bedarf jedoch wesentlicher Präzisierungen, wenn es dem heutigen Erkenntnisstand gerecht und nicht auch als Identifizierung mit bisherigen dogmatischen Auffassungen mißverstanden werden will. Erneuerung des Marxismus ist für mich daher in erster Linie die Forderung, frühere und auch heutige marxistische Theorien und Konzepte nach ihrer Gültigkeit zu befragen, d.h. sie nicht nur von dogmatischem Ballast frei zu machen, sondern auch generell auf ihre Tauglichkeit zur Erklärung der heutigen gesellschaftlichen Prozesse zu überprüfen.

Genau genommen, müßte der Erneuerungsprozeß des Marxismus zumindest folgenden Anforderungen gerecht werden:

1. Erneuerung des Marxismus bedeutet vor allem eine Auseinandersetzung über Entstellungen der Marx'schen Theorie und über Mängel der Fortführung des Marxismus durch Lenin und andere Marxisten. Auf meinem Gebiet der Politischen Ökonomie rechne ich hierzu vor allem die Theorie der Allgemeinen Krise des Kapitalismus sowie Aussagen der Imperialismustheorie und der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus.

2. Noch wesentlicher für einen Erneuerungsprozeß ist m.E. die Diskussion über Grundfragen der marxistischen Theorie, die zu einseitigen oder sogar falschen Orientierungen in der Gesellschaftsanalyse verleitet haben und die in dieser Form von der geschichtlichen Entwicklung nicht bestätigt wurden. Dies gilt m.E. vor allem für die marxistische Formationstheorie. Eine grundlegende Auseinandersetzung steht hier immer noch aus. Dazu gehört auch die Diskussion über die "Menschheits-" und/oder "Zivilisati-

onskrise" und die Krise des Kapitalismus, über "Moderne" und Gesellschaftssystem usw.

Andere Grundfragen wären die Einschätzung der Rolle von Klassen und Klassenkampf für die gesellschaftliche Entwicklung, die Rolle der Ökonomie als bestimmendes Element politischer und geistiger Prozesse u.a.

3. Es geht um das Schließen wesentlicher Lücken in der marxistischen Forschung, wie sie bereits auf den bisherigen Herausgeber- bzw. Beiratstagungen von Z namhaft gemacht wurden: die Rolle ökologischer Probleme, die Rolle des Individuums in der Gesellschaft, die Geschlechterfrage in der gesellschaftlichen Entwicklung u.a.

4. Zum Erneuerungsprozeß gehört eine kritische und selbstkritische Aufarbeitung der Hauptbereiche marxistischer Theorie in den einzelnen Fachdisziplinen, wo dies angesichts des Versagens bisheriger Theorienansätze besonders deutlich geworden ist. Als Beispiel wäre die gründliche Analyse der heutigen sozialen und politischen Struktur des Kapitalismus hinsichtlich sowohl der herrschenden als auch der unterdrückten Schichten zu nennen. Die Frage nach der "Arbeiterklasse heute" und nach dem möglichen politischen Subjekt gesellschaftlicher Veränderungen nimmt dabei einen zentralen Platz ein.

5. Ein erneuerter Marxismus wird sich, wie schon vielfach festgestellt, als pluralistischer Marxismus verstehen müssen, in dem unterschiedliche Auffassungen auch zu Grundfragen als selbstverständlich gelten. Eine besondere Aufgabe hierbei ist die Aufarbeitung marxistischer Arbeiten, die in der Vergangenheit unter das Verdikt des Revisionismus, Trotzismus usw. fielen. Hierzu gehört auch die theoretische und politische "Verarbeitung" von Transformationsprozessen in sozialistischen Staaten wie China, Vietnam und Kuba.

6. Marxistische Erneuerung muß sicher auch heißen, die wissenschaftlichen Ergebnisse und Methoden anderer Linker oder auch progressivbürgerlicher Theorien in kritischer Auseinandersetzung zu nutzen. Die Skala reicht von radikalen Ökologen über sozialdemokratische Auffassungen und die Frankfurter Schule bis zu einem Hans Jonas.

Die vorstehend genannten Anforderungen können natürlich nur als eine Art "Raster" des Erneuerungsprozesses verstanden werden. Würde man nur eine komplette Erfüllung dieser Anforderungen als marxistische Erneuerung gelten lassen, würde man sich eine für absehbare Zeit unlösbare Aufgabe stellen. Man kann diese (und sicher auch noch andere) Anforderungen daher nur als allgemeine Verständigungsbasis für einen marxistischen Erneuerungsprozeß verstehen, und man sollte sich darauf einigen, daß jede dieser Anforderungen ihre Berechtigung hat und selbst Beiträge auf nur einem der Teilgebiete als Bemühen um marxistische Erneuerung anerkannt werden.

* Fortsetzung der Diskussion zu den Fragen der Z-Redaktion in Z 16, S. 158.

Anders gesagt: Ich plädiere nicht dafür, solche Anforderungen an einen Erneuerungsprozeß wie einen Katechismus "abzuarbeiten" - wengleich jeder Versuch eines umfassenderen Erneuerungsansatzes sehr verdienstvoll wäre -, sondern ich bin dafür, das Schwergewicht auf eine marxistische Analyse der heutigen Wirklichkeit, d.h. der grundlegenden Probleme der Weltentwicklung wie auch des heutigen Kapitalismus in seiner ökonomischen, politischen, sozialen und geistigen Struktur zu legen und die *Diskussion über die Einschätzung dieser heutigen Gesellschaftsprozesse* sowie über alternative Gestaltungsmöglichkeiten und gesellschaftliche Veränderungen *mit Grundfragen der marxistischen Theorie zu verbinden*. Bei dieser Auseinandersetzung wird sich zeigen, inwiefern bisherige marxistische Theorieansätze taugen bzw. wo sie zu ergänzen, zu korrigieren oder gar zu revidieren sind. Nur so wird es m.E. gelingen, den bedeutenden Rang der marxistischen Theorie und Methode einer Analyse gesellschaftlicher Prozesse und sozialer Bewegungen wieder unter Beweis zu stellen. So könnte eine Diskussion über die heutigen ökonomischen Herrschaftsstrukturen in Deutschland und das Wechselverhältnis von ökonomischer und politischer Macht zutage fördern, inwieweit die Monopoltheorie bzw. die Stamokap-Theorie hierzu Schlüssiges beitragen kann. Gleiches gilt für die internationalen Machtstrukturen des Kapitalismus.

Ich will mit diesen Anmerkungen keineswegs nur einem Pragmatismus bei der Auseinandersetzung um die Erneuerung des Marxismus das Wort führen, dazu bin ich selbst viel zu sehr an Diskussionen zu theoretischen Grundfragen interessiert. Nur meine ich, daß die Hauptzielsetzung des Marxismus auch heute in der Analyse der konkreten Situation sowie im Aufzeigen von alternativen Lösungen für gesellschaftliche Konflikte und von Veränderungen des kapitalistischen Systems besteht. So gesehen haben Beiträge zu einzelnen Grundfragen der marxistischen Theorie ebenso eine Berechtigung in der Diskussion um die Erneuerung des Marxismus wie marxistische Analysen der heutigen ökonomischen, politischen und sozialen Entwicklung des Kapitalismus oder Diskussionsbeiträge über Konzepte zur Veränderung dieses Systems.

Wenn ich diese Meßlatte an die bisherige Arbeit der Zeitschrift anlege, dann komme ich zu der Auffassung, daß sie insgesamt ihrer Aufgabe gerecht geworden ist. Sie hat wie (zumindest nach meiner Kenntnis) keine andere Zeitschrift das breite Spektrum der Anforderungen einer Erneuerung des Marxismus bedient und dabei, so meine ich, im allgemeinen ein beachtliches wissenschaftliches Niveau gehalten. Sicher ist kritisch anzumerken, daß einige der schwierigen Aufgaben marxistischer Erneuerung wie z.B. die Auseinandersetzung mit Grundfragen der marxistischen Theorie (Formationstheorie, revolutionäres Subjekt, Klassen und Klassenkampf u.a.) und das Schließen von Lücken (Ökologie, Individuum und Gesellschaft, Produktionsverhältnisse und ihre Rolle für die politische und geistige Entwicklung u.a.) bisher zu kurz gekommen sind. Wen kann das aber verwundern? Befriedigende Antworten werden hier nur sehr allmäh-

lich gefunden werden können. Vielleicht wäre es daher zweckmäßig, die Diskussion dadurch zu fördern, daß man unter den Rubriken "Standpunkte" oder "Diskussion" gezielt Meinungen zu solchen Fragen einholt und durch solche kurzen Befragungsbeiträge der Diskussion auf die Sprünge hilft.

Harald Werner

Historiker, wenn sie es denn überhaupt für wert befinden sollten, werden es später einmal schwer haben, das Projekt "Marxistische Erneuerung" auf einen Begriff zu bringen. Schon jetzt, viereinhalb Jahre nach dem ersten Entwurf eines Gründungsaufrufs für Z, haben sich das Verständnis von "marxistischer Erneuerung" und die Positionen der daran Beteiligten in einem Maße ausdifferenziert, daß man sich kaum noch "Erneuerer" nennen kann, ohne sich von diversen anderen zu distanzieren.

Als die ersten Zeilen für das Gründungsdokument der Z geschrieben wurden, bereitete sich die DDR gerade auf den 40. Jahrestag vor, das IMSF existierte noch, die Erneuererkonferenz in Frankfurt hatte gerade an die 2000 TeilnehmerInnen angezogen, die GründerInnen der Zeitschrift waren ausnahmslos Mitglieder der DKP - und die meisten wollten es wohl auch bleiben. Viele Identitäten waren bereits zerbrochen, aber was die Realität betraf, so schien sie auf der Seite der ErneuererInnen zu sein. Der erste Prospekt von Z wurde noch programmatisch mit einem Gorbatschow-Zitat geschmückt, und Heinz Jung schlug am 30.9.1989 in seinem Themenplan für das erste Halbjahr an erster Stelle einen Artikel vor: "Perestroika: Katharsis und Perspektive (Was wäre wenn die P. erfolgreich wäre?)". Wir, die wir unsere Widersacher damals geschichtsblind nannten, hatten nur wenig Ahnung von unser eigenen Sehbehinderung. Vor dieser Geschichte der vergangenen viereinhalb Jahre kann ich marxistische Erneuerung für mich selbst nur noch begreifen, wenn ich die Erneuerung selbst kritisiere. Insofern hat sich zumindest eine Tradition der Erneuerungsbewegung erhalten, nämlich zu kritisieren, womit man sich verbunden fühlt.

In den Wochen vor der Wende, als das Projekt Z seine ersten zaghaften Schritte machte, schien "marxistische Erneuerung" noch eine erkennbare Aufgabe zu sein, weil scheinbar klar war, von welcher Praxis man sich verabschiedete und worauf man sich zubewegte. Doch mit dem Zusammenbruch der Realitäten geriet alles ins Rutschen. Die Gegner der Erneuerung verloren ebenso ihren Bezugspunkt wie nach und nach die ErneuererInnen selbst, und der Vorrat an Tröstungen, der aus dieser oder jener Wirklichkeit geschöpft werden konnte, ging endgültig zur Neige. Geblieben sind überholte Grenzlinien und ein inzwischen ebenso allgemeines wie diffuses Bekenntnis zur Erneuerung des Marxismus.

Immer wieder stoße ich auf Versuche, den theoretischen Korpus des im 20. Jahrhundert zu einem geschlossenen System abgerundeten Marxismus

an die neue Realität anzupassen. Nicht abreiende Versuche, Theoreme durch Umbauten haltbar zu machen oder zum wiederholten Male den Sozialismus als Idee vor seiner real existierenden Wirklichkeit in Schutz zu nehmen. Erneuerung als Restauration, Zugestnisse des Modells an die Realität, aber keine neuen Auseinandersetzungen mit den real vorfindlichen Prozessen. Mit dem Ruf nach undogmatischer Herangehensweise werden ganz selbstverständlich jede Menge Dogmen wieder aufgenommen. So ruft Willi Gerns dazu auf "neue Sozialismusvorstellungen" zu erarbeiten.¹ Als wäre nicht der Versuch, die Geschichte nach Konzepten zu modeln, der erste Sündenfall selbst gewesen. Kommt es nicht viel mehr darauf an, "die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt"² zum Ausgangspunkt der Erneuerung zu machen? Schließlich geht es nicht um einen "Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben" wird.³ Der Gerechtigkeit halber muß ergänzt werden, daß Willi Gerns nur eine Seite weiter mit einem Lenin-Zitat das ganze Gegenteil ausdrückt, was ihn aber nicht daran hindert, nach altem Sprachgebrauch von "Fundamenten" zu sprechen, "auf denen das Gebäude des Sozialismus errichtet werden muß".⁴ Es scheint mir das Dilemma einer bestimmten Erneuerungsdiskussion zu sein, daß sie sich immer wieder in den Denkgewohnheiten der Vergangenheit verheddert. Etwa darin, daß Geschichte als sich selbst erfüllende Entwicklung und nicht als offene Evolution begriffen wird, daß bei aller Dialektik unter dem Strich immer wieder Teleologie herauskommt und trotz der neuerlichen Wertschätzung des Individuums die Subjekte immer noch als Agenten der historischen Gesetze in Erscheinung treten.

Auf der anderen Seite verflüchtigt sich gerade unter vielen, die den realen Sozialismus persönlich real erlebt haben, die Erneuerung des marxistischen Denkens zu einem Moderne-Diskurs, der den Sozialismus als "Gegenmoderne" auf den Müllhaufen der Geschichte befördert. So schreibt Rainer Land heute, bei der Aufarbeitung des Konzepts eines "Modernen Sozialismus" durch die letzte Reformergeneration der SED: "Die versteckte Radikalität dieses Sozialismuskonzepts besteht darin, die Institutionen der Moderne sukzessive wieder einzuführen, zum Kapitalismus, zur parlamentarischen Demokratie, zum Verfassungs- und Rechtsstaat, zur Gewaltenteilung zurückzukehren, diese zum Ausgangspunkt einer Reform des Sozialismus zu machen."⁵ Während sich also ein Teil der ErneuerInnen redlich mht, über der Kritik der kapitalistischen Ökonomie nicht die relative Eigenständigkeit anderer gesellschaftlicher Bereiche und darin auch den Fortschritt zu sehen, fllt für andere alles wieder zusam-

¹ Willi Gerns, Was bleibt vom Konzept des "realen Sozialismus"?, in: Z 16, S. 60.

² Karl Marx/Friedrich Engels, Deutsche Ideologie, MEW 3, S. 35.

³ Ebenda.

⁴ A.a.O., S. 62.

⁵ Rainer Land, Evolution der Moderne und Emanzipation, in: Initial 6/1993, S. 61.

men. Das heißt: Die kapitalistische Ökonomie, und nicht etwa wie bei Marx die gesellschaftliche Kooperation, erscheint als "Institution der Moderne", so daß über den Fortschritt des gesellschaftlichen Verkehrs der Skandal der gesellschaftlichen Aneignung vergessen gemacht wird.

Heinz Jung stellt fest, indem er sich solch erinnerungslosen Erneuerungen entgegenstemmt, "daß eine geistig-theoretische Aneignung der Welt über Begriffe, Paradigmen, Theorien stattfindet"⁶ und will damit wohl sagen, daß die Erneuerung nicht ohne eine gewisse begriffliche Grundausstattung auskommt. Dem scheint im gleichen Heft Jakob Juchler zu entsprechen, wenn er seinen "erweiterten Formationsansatz" ausdrücklich als Methode des "Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten" darstellt.⁷ Doch die Probleme beginnen gerade damit, daß beide Aussagen in ihrer Allgemeinheit sowohl richtig als auch falsch sind. Denn es ist zwar richtig, daß sich die Welt nur über Begriffe begreifen läßt und das Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten "die Art für das Denken ist, sich das Konkrete anzueignen"⁸, aber in der unvermittelten Schlichtheit beider Aussagen liegen alle Irrwege des Dogmatismus begründet. Begriffe sind nicht nur gedankliche Werkzeuge zur geistigen Aneignung der Welt, sie sind auch Selektionsinstrumente, die gerade im marxistischen Denken dieses Jahrhunderts durch die interessierte Sichtweise des Staatssozialismus deformiert wurden. Auf welche "Begriffe, Paradigmen, Theorien" wollen wir uns stützen, auf welche nicht? Wurden im Namen des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten nicht die geistlosesten Wirklichkeitskonstruktionen in die Welt gesetzt?

Bekanntlich hat Marx die Methode des Aufsteigens vom Abstrakten zum Konkreten nur als Methode der Reproduktion des Konkreten im Denken bezeichnet und keinen Zweifel daran gelassen, daß sich die Wissenschaft in ihrem Entstehungsprozeß nicht darum herumdrcken kann, vom "sinnlich Konkreten" zu immer dünneren Abstrakta vorzudringen, ehe sie zum "gedanklich Konkreten" aufsteigen kann. Gerade im Fall der Kritik der Politischen Ökonomie, in der Marx am eindeutigsten seine Methode expliziert hat und als "Naturform des Denkens" bezeichnete, wird deutlich, wie er selbst mit Begriffen und Abstraktionen umging. Er verwandte sie nicht unhinterfragt, er stieg auch nicht von den in seiner Zeit vorfindlichen Abstraktionen zu einer neu gegliederten Konkretheit auf, wie das einige ErneuerInnen tun, die an neuen Sozialismusvorstellungen arbeiten, sondern er verfolgte die vorfindlichen Abstraktionen zurück bis hin zu ihrer sinnlich konkreten Grundlage um sie neu nachzuarbeiten.

Das Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten ist kein linearer Prozeß, sondern eine dialektische Suchbewegung, bei der das Denken immer wie-

⁶ Heinz Jung, Marxistische Erneuerung, in: Z 16, S. 165.

⁷ Jakob Juchler, Ende des Sozialismus - Ende der Formationstheorie?, in: Z 16, S. 23.

⁸ Karl Marx, Einführung zur Kritik der Politischen Ökonomie, MEW 13, S. 632.

der zur sinnlichen und historisch konkreten Wirklichkeit zurückkehrt, um die Angemessenheit der Begriffe und den Wahrheitsgehalt der Paradigmen zu überprüfen, ehe es wagt, ein Stück weiter zum gedanklich Konkreten aufzusteigen. Marx Leistung in der Ökonomie bestand ja gerade darin, daß er die vorgefundenen Abstraktionen mit der Realität konfrontierte und ihnen neue hinzufügte, tiefer eindrang in den gesellschaftlichen Prozeß und das wissenschaftliche Erbe fortsetzte, indem er es verwarf.

Marxistische Erneuerung kann sich heute weder darauf beschränken, die sinnlich konkrete Wirklichkeit mit den überbrachten Begriffen neu zu ordnen, noch wird es ausreichen, die an der Realität gescheiterten Paradigmen durch Versatzstücke anderer Wirklichkeitsdeutungen zu ergänzen. Ausgehend von den real vorfindlichen Problemen müssen die Begriffe nachgearbeitet, zurückgewonnen und differenziert werden, besteht doch der Fortschritt im wissenschaftlichen Denken in der Regel in einer Aufspaltung vorfindlicher Begriffe. Diese "rettende Kritik", wie sie Benjamin nennt, wird sich am ehesten als eine praktische Angelegenheit erweisen, wenn der Marxismus selbst nur als theoretischer Ausdruck einer alltagsbezogenen Veränderungspraxis begriffen wird, in der nicht die Rettung irgendeines Weltbildes, sondern die Rettung dieser Welt im Vordergrund steht.

Hermann Krüger/Friedemann Schuster

Dieser Versuch einer Zwischenbilanz zum Thema "marxistische Erneuerung" entspringt der subjektiven Sicht der Autoren, die den langen Weg der KPD nach 1945, der DKP seit ihrer Gründung bis hin zum Zerfall dieser Partei in Zusammenhang mit dem Niedergang des realen Sozialismus mitgegangen sind.

Der Begriff "Marxistische Erneuerung" wurzelt tiefer als es der "Wellengang" an der Oberfläche vermuten läßt. Sieht man einmal ab davon, daß Marxinterpretationen seit Marx eine ganz normale und fruchtbare Erscheinung sind, so gewinnt der Begriff "marxistische Erneuerung" seit der zugespitzten Krise des "realen Sozialismus" eine neue Dimension.

Schon lange vor der Wende von 1989/90 gab es z.B. in der Bundesrepublik "Erneuerer" als Opposition zu den orthodoxen "Marxisten-Leninisten", die sich in einem Machtdenken einigelten, das den "realen Sozialismus" zur Grundlage hatte und, das kann man heute mit Bestimmtheit sagen, an ihn gebunden war. Obwohl sich diese Konstellation im wesentlichen innerhalb der DKP vollzog, korrespondierte sie stets mit sozialistischen Strömungen auch außerhalb der DKP.

Bis heute hat sich die absolut "unkritische Rechtfertigungshaltung" gegenüber dem realen Sozialismus als die verhängnisvollste Fehlentwicklung marxistischen Denkens erwiesen - aber hier beginnt schon das Problem für

uns: War denn überhaupt marxistisch, was da mit Marx-Zitaten festgeklopft wurde? Hätte Marx überhaupt solche Positionen gerechtfertigt? Bis zur Oktoberrevolution von 1917 konnte man zumindest insofern von einem "offenen" Marxismus reden, als es im wesentlichen ein theoretischer Streit war. Kautsky, Trotzki, Bucharin, Sinojew, Lenin u.v.a. verstanden sich als Marxisten, und solange keiner den Marxismus für sich alleine beanspruchte und wechselnde Mehrheiten möglich gewesen wären, hätte die Praxis das "letzte Wort" haben können. Wenn überhaupt, dann hätte nur so das sozialistische Experiment erfolgreich sein können. Als spätestens mit dem Tode Lenins der Marxismus als Partei- und Staatsdoktrin verstanden wurde und nur noch dazu diente, die Herrscher und ihre Meinungen zu legitimieren, hatte dies nichts mehr mit Marx und Engels zu tun.

Die heutige Rückbesinnung auf Marx und Engels muß wieder jene Offenheit der wissenschaftlichen Diskussion herstellen, mit der die sozialistische Bewegung im 19. und 20. Jahrhundert zu einer gewaltigen geistigen Macht wurde, die Millionen Menschen in ihren Bann zog. Unser Schluß: Was durch gesellschaftliche Praxis über die Jahrzehnte seit Marx bestätigt ist, kann als gesichertes Wissen in den Erneuerungsprozeß einbezogen werden.

Heinz Jung schreibt in Z 16: "Wenn die Formel von der Krise des Marxismus akzeptiert wird, dann ist vorauszusetzen, daß der Marxismus nicht nur aus einem überlieferten Schriften- und Textkorpus besteht, sondern sich als politische und geistige Bewegung, die sich im Kontext und in bezug auf das Wirken von Marx und Engels bildete, bis zur Gegenwart durch Siege und Niederlagen, Deformationen und neue Ansätze weiterentwickelte und somit auch immer die Menschen, die sich als Marxisten verstehen, mit ihren Vorstellungen vom Marxismus und dem davon inspirierten politischen Handeln einschließt. Marx und Engels für die Krise des Marxismus verantwortlich zu machen, gibt wenig Sinn. Diese muß vielmehr bei den heutigen Marxistinnen und Marxisten verortet werden."

Eigentlich müßte man an dem Punkt, an dem Heinz Jung von "Menschen, die sich als Marxisten verstehen", spricht, ergänzen durch eine Ausweitung auch auf Menschen, die sich nicht als Marxisten verstehen, sondern als Kritiker und Ablehnende ... Nur aus diesem Widerspruch heraus ist Marx zu verstehen, und daher lägen auch heutige Korrekturen an Erkenntnissen von Marx und Engels durchaus in deren Sinne. So, wie Marx selbst seine Kritiker und Widersacher seinerzeit in seine Theoriebildung miteinbezog, so muß heute, mehr denn je, der Blick in die "gesamte Runde" gerichtet werden, um zu neuen Erkenntnissen zu kommen.

Wenn also der Begriff des "Marxismus" überhaupt einen Sinn machen soll, dann den, als wissenschaftliche Methode zur Gewinnung neuer Erkenntnisse des gesellschaftlichen Fortschritts, d.h. zur Überwindung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse, konkret-historisch: zur Überwindung des

Kapitalismus, zu dienen. Jede Art von Subjektivismus ist einem solchen Marxismus fremd.

Es gibt, so gesehen, auch keine "Krise des Marxismus" im theoretischen Sinn, denn dazu müßte es diesen imaginären Marxismus ja erst geben. Mit der Anwendung z.B. der Hegelschen Dialektik auf die Gesellschaft und das Denken selbst haben Marx und Engels jenes allgemeine Entwicklungsgesetz anerkannt, das den Gegenpol des Widerspruchs zum existentiellen Bestandteil des Ganzen macht. Der Versuch einer Definition von Marxismus läuft immer Gefahr, eine noch so breite und differenzierte Denkrichtung (nämlich den "Marxismus") aus dem Wissenschaftsbegriff insgesamt herauszulösen bis hin zur Dogmatisierung. Wenn im folgenden der Begriff "Marxismus" verwendet wird, dann stets als jener Teil des wissenschaftlichen Denkens, der den "Widerspruchspol" (im weitesten Sinne) zum Bestehenden meint.

"Marxistische Erneuerung" bricht mit allen Tabus

"Marxistische Erneuerung" bezeichnet (aus unserer Sicht) eigentlich die Stellung der Opposition in den Reihen der orthodoxen "Marxisten - Leninisten" im letzten Stadium ihrer Parteixistenz. Mitte der 80er Jahre war z.B. schon das Wort "Erneuerer" für Orthodoxe ein absolutes Tabu. Es galt als Beweis für das Abweichen vom Marxismus.

Die "Erneuerer" in der DKP vertraten damals u.a. folgende Positionen:

- Notwendigkeit einer Reformierung des realen Sozialismus, seine Demokratisierung.
- Herstellung innerparteilicher Demokratie, Zulassung von Minderheitsmeinungen und die Bildung entsprechender Diskussionszusammenhänge.
- Aufgabe des Monopolanspruchs als "Partei der Arbeiterklasse".
- Überprüfung der "Prinzipien" auf ihre Allgemeingültigkeit.

"Marxistische Erneuerung" war zunächst nur wenig auf theoretisch-inhaltliche Positionen gerichtet, sondern vielmehr auf die Herstellung von Meinungsfreiheit und das Aufbrechen bestehender Verkrustungen, also auf die Schaffung von Voraussetzungen demokratischer Meinungsbildung. Sukzessives Ausgrenzen und Hinausdrängen der sog. Minderheiten (heute weiß man, es war die Mehrheit der offiziell rund 40 000 Mitglieder, von denen laut UZ, Zeitung der DKP, noch ca. 7 000 übrigblieben) löste einen Spaltungs- und Differenzierungsprozeß aus, der die DKP in ihre heutige desolate organisationspolitische und ideologische Situation gebracht hat. Die "Erneuerer" zerstreuten sich "fächerartig" im linken Spektrum oder aber versanken völlig in der Passivität.

In dieser Situation entstand Z. Zunächst herrschte noch der Gedanke vor, auf den Grundpositionen des hergebrachten Marxismus ein neues Gebäude zu errichten (siehe Z 1), sicher noch in der Hoffnung, im "realen

Sozialismus", vor allem in der Sowjetunion unter Gorbatschows Initiativen, seien grundlegende Reformen im Gange. Auf jeden Fall wollte man sich jeder Bevormundung entledigen. Die nun einsetzende Entwicklungsphase war gekennzeichnet von einer immer weitergehenden Bandbreite marxistischen Denkens (wofür gerade Z 16 ein Beispiel abgeben könnte). Die "Marxistischen Blätter" versuchten sich in die Entwicklung einzuklinken, aber selbst die Übernahme von "Erneuerungspositionen" wirkte mehr als Abfederung für die Beibehaltung alter Positionen denn als wirkliche Wandlung.

Für "Z" blieb die Entwicklung nicht stehen. Zu sehr waren mit ihr und in ihr Autorität und Kompetenz linker und sozialistischer Wissenschaftler bestätigt worden als daß man sie übersehen konnte und auch nicht wollte. Hinzu stießen eine ganze Schar von marxistischen Wissenschaftlern aus der ehemaligen DDR und dem Gebiet des ehemaligen Sozialismus, die z.T. viele Jahre als Reformierere einen vergeblichen Kampf zur Rettung des Sozialismus geführt hatten. Aus der Erneuerungsrichtung ging immer mehr eine über den traditionellen Marxismus hinausgehende Alternativströmung zum Kapitalismus hervor, in der dieser Marxismus potentiell enthalten war. Das unterschiedliche Marxismus-Verständnis der "Z"-Autoren ist in verschiedenen Beiträgen produktiv in die Neuarbeitung von Erkenntnissen eingeordnet, läßt den "Marxismus" als Begriff in den Hintergrund treten; man/frau praktizieren Marxismus als Methode. Dies schadet offensichtlich der Diskussion nicht, in der z.B. Heinz Jung und Willi Gerns die "Marxismus-Erneuerungsvariante" vertreten.

"Die Zäsur der Praxis ..."

So könnte man einen dritten Entwicklungsabschnitt nennen, der jedoch noch einmal auf die Wendejahre 1989/90 zurückgeht.

Mit dem totalen Zusammenbruch der Hauptkräfte des realen Sozialismus war natürlich auch die mit der Erneuerungsdiskussion verbundene Hoffnung auf eine Reformierung des realen Sozialismus gescheitert. Die Frage, ob eine rechtzeitige Reformierung möglich gewesen wäre, ist (unserer Meinung nach) von der Geschichte beantwortet. Das Scheitern Chruschtschows im ersten Anlauf und das Scheitern Gorbatschows im zweiten Anlauf hatten vor allem objektive Ursachen in den verfestigten Strukturen des alten Systems. Selbst denkbare Experimente (z.B. einer sozialistischen Marktwirtschaft) mußten an einem in Jahrzehnten gewachsenen demokratieunfähigen Apparat scheitern, gegen den weder von oben noch von unten ein Durchkommen möglich war.

Verteufelung des "Gorbatschowismus" oder Schuldzuweisungen an imperialistische Wühlarbeit übersehen die Tatsache, daß eine sozialistische Reformalternative - die Perestroika z.B. - nur hätte durchgesetzt werden können, wenn ein entsprechendes Reformpotential unter den sowjetischen Kommunisten vorhanden gewesen wäre. Hätte es so etwas auch in der

DDR etc. gegeben, dann hätte die Gorbatschow-Ära nicht ein so tragisches und dramatisches Ende gefunden. Gorbatschow hier mangelndes "Durchsetzungsvermögen" vorzuwerfen (wie dies z.B. Willi Gerns oder V. Falin tun), heißt, entweder die vorhandenen Realitäten und Kräfteverhältnisse nicht zu sehen, oder von Gorbatschow die Fortsetzung der alten Machtpolitik zu fordern - nämlich mit militärischer Gewalt eine inhaltslose Macht zu sichern.

Auch pures Wunschdenken darf nicht an die Stelle kritischer Aufarbeitung treten, so z.B. die Meinung, ein demokratischer Volksaufstand 1991 sei besser gewesen als der Putsch gegen Gorbatschow. Darauf kann man sich sicher sofort einigen - aber gerade das war ja leider nicht möglich. Eine Verurteilung des Putsches gegen Gorbatschow muß sich eindeutig gegen die alte Machtelite im Politbüro der KPdSU richten. Sie hat Jelzin den Weg geebnet zur Thronbesteigung. Gorbatschow war ihr nicht dogmatisch genug, Kompromisse waren ihr zuwider. Also müssen wir zu dem Schluß kommen: Der Zusammenbruch war unvermeidlich geworden und mußte unter den gegebenen Umständen restaurative Züge in Richtung Kapitalismus annehmen.

So bleibt es Gorbatschows tragisches Verdienst, den Weg für neue Entwicklungen freigegeben zu haben - mit allen Risiken, wie wir heute sehen.

Inzwischen dürfte unbestritten sein: Die Rahmenbedingungen jedweder Entwicklung sind heute global und systemübergreifend vorgegeben, also von allgemein menschlicher Natur. Dies muß bei jeder denkbaren Konfrontation in Zukunft beachtet werden, wie das Neue Denken fordert.

Noch einmal zurück zur Wendezeit 1989/90. Damit beginnt wieder eine neue Differenzierungslinie im sozialistischen Spektrum. Orthodoxe Marxisten (neben den Führungskräften der DKP sind hier alle ehemaligen "Linkssektierer" von KBW bis zu KPD/ML u.a. zu nennen) und "rückfällige" Reformer, deren Reformvorstellungen fest an die Existenz des realen Sozialismus gebunden waren, nähern sich an auf der Ebene gemeinsamer Schuldzuweisungen für die Katastrophe (Stichworte: Gorbatschowismus, Verrat am Sozialismus, kapitalistische Agenten usw. ...). Eine Reformalternative ohne Existenz des realen Sozialismus ist für sie nicht mehr denkbar wie einst, d.h. auch z.B. Vorstellungen, daß man neue Kapitalismusvarianten gegen andere herrschende Kapitalgruppen durchsetzen könnte, fußten offenbar vor allem auf der Rückenstärkung durch den erfolgreich konkurrierenden realen Sozialismus. In der Tat war dies ja eine real erscheinende Vorstellung, so lange die Hoffnung sich auf Realität gründen konnte. Eine Friedensfähigkeit des Kapitalismus wurde ohnehin von den Vertretern dieser These niemals anders verstanden denn als Anpassungszwang an ein entsprechendes Kräfteverhältnis einerseits und den objektiven Zwang der Zerstörungskraft nuklearer Waffen andererseits. Letzteres dürfte zumindest für den "großen Krieg" (mit Nuklearwaffen) unter der Bedingung zutreffen, daß sich die "Vernunft" auch innerhalb der

Herrschenden durchsetzt. (Dasselbe gilt auch für die globalen Menschheitsprobleme auf dem Gebiet der Ökologie und Physik.) Dennoch darf man die Entwicklung nicht dem Selbstlauf überlassen, denn jetzt kommt es mehr denn je darauf an, daß die Völker dieser Erde die Mächtigen ihrer Länder unter Kontrolle bekommen, indem sie die "Selbsterhaltungskräfte" und "Vernunftspotentiale" in allen Klassen mobilisieren, u.U. für nicht mehr als für das "bloße Überleben".

Es scheint heute so, daß es eine ganze gesellschaftliche Epoche um nichts anderes gehen wird als gerade um dies. Probleme der Ökologie, der "dritten Welt" und der sozialen Polarisierung in den hochentwickelten Industrieländern sind neben den Friedensproblemen die Meßlatte der politischen Auseinandersetzungen geworden. Wer hier vor Ort mit Lösungsvorstellungen die Volksmassen in Bewegung bringen kann, wird (aus Menschheitsfragen hervorgehend) auf eine fernere - wie wir meinen: sozialistische - Zukunftsvision glaubhaft und damit realistisch einwirken können.

spw

Zeitschrift
für
Sozialistische
Politik
und
Wirtschaft

Unsere Themen:

Rot-Grüne

Klassen und Bewegungen

Sozialstaat

Lateinamerika

Linke

Wirtschaftspolitik

Solarenergie

HerausgeberInnen:
*H. Albrecht
 K. Benz-Overhage
 E. Bulmahn, D. Dehm
 K. Fuchs
 C. Hanewinkel
 D. v. Larcher
 S. Möbbeck
 K. Neumann
 P. v. Oertzen, H. Peter
 S. Skarpelis-Sperk
 und T. Westphal*

**Probeheft
bestellen!**
 spw-Verlag
 Kieler Str. 13
 D-51065 Köln

Eine historische Mär von den Zwisten und Kümmerissen konservativer Literaten.

Fabelhaftes aus Werner Mittenzweis Studie "Der Untergang einer Akademie oder Die Mentalität des ewigen Deutschen"¹

Als dritte ihrer Art in Europa von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1696 begründet, war die *Preußische Akademie der Künste* den Schreiberlingen von Anbeginn nicht hold. Es brauchte fast hundert Jahre, bis sie sich 1789 entschloß, drei nicht eben geringe Dichter deutscher Zunge als Ehrenmitglieder hinzuzuwählen: Goethe, Herder und Wieland. Und wieder verging fast ein Jahrhundert, bis der Deutsch-Französische Krieg, der manchen Literaten Gelegenheit bot, sich als Kriegsberichterstatte nachhaltig im Bewußtsein des Lesepublikums einzunisten, Gustav Freytag, den Autor von *Soll und Haben* - auch er ein mutiger Korrespondent vor dem Feind-, veranlaßte, für das Schmücken der Poetenköpfe mit akademischem Lorbeer sich zu verwenden. Noch während des Feldzugs "erörtert(e) Gustav Freytag im Hauptquartier des Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, den Plan, eine Deutsche Akademie für Sprache und Literatur zu gründen." (525 f.) Sobald aber die ominösen fünf Milliarden Francs als Kriegskontribution im Tresor der Seehandlung eingetroffen waren, hatte das offizielle Preußen seine Skribenten auch schon wieder vergessen.

Selbst der ums *fin de siècle* ventilierte Plan zweier literarisch interessierter preußischer Beamter des gehobenen Diensts, gleichsam Landesverrat zu begehen und die eigene Regierung unter Druck zu setzen, verlief im Sande. Der Plan sah vor, "die fehlende Sektion Literatur durch eine Deutsche Akademie für Literatur in Weimar unter der Schirmherrschaft des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach Karl Alexander zu ersetzen. Das Stiftungskapital von 1 Million Reichsmark soll(te) durch Förderkreise der Industrie und der Banken aufgebracht werden." (526) War es großbürgerliche Knauserei, war es ein donnerndes Machtwort aus Berlin - dem gekränkten Selbstbewußtsein der Gilde der Federfuchser mochte jedenfalls niemand zur Hilfe zu eilen, solange Willi unumschränkt regierte. Im Lande herrschte der Typus *Untertan* vor, dem Heinrich Mann sein Konterfei mit Hängebacken und Zwirbelbart, Stiernacken und Embonpoint vorhielt, ohne ihn indes aus seiner duckmäuserischen Selbstzufriedenheit aufschrecken zu können.

Aber auch nachdem der Kaiser auf Thron und Revenuen hatte Verzicht leisten müssen und in Holland sein Tafelgemüse selbst anbaute, nachdem

¹ Werner Mittenzwei, *Der Untergang einer Akademie oder Die Mentalität des ewigen Deutschen. Der Einfluß der nationalkonservativen Dichter an der Preußischen Akademie der Künste 1918-1947*, Aufbau-Verlag, Berlin 1992, 580 Seiten, DM 98.-.

das deutsche Volk - in maßloser Verkennung seiner Energien und Aspirationen - sich kurzweilig revolutionär gebärdet hatte, geschah nichts für die Sprache und Dichtkunst. Erst Mitte der zwanziger Jahre begann die politische Kaste sich der medialen Relevanz des geschriebenen Worts für die Durchsetzung ihrer Interessen bewußt zu werden. Werner Mittenzwei formuliert: "Der Staat konnte an der Akademie schon deshalb nicht vorbeigehen, weil er der geistigen Elite des Landes bedurfte. Um sich ihrer zu versichern, so daß der Staat mit ihr Staat machen konnte, gab es für eine Regierung keine bessere, elegantere Lösung als die Akademie. Über sie vollzog sie die Verständigung mit den herausragenden Vertretern von Kunst und Literatur." (25)

Umgekehrt verhiß die Gründung einer *Sektion für Dichtkunst* wenn nicht den Dichtern, so doch den gesellschaftliche Verantwortung empfindenden Schriftstellern mehr als bloß schnöden Ruhm. "Der Tauschwert des Ruhms verschaffte wiederum dem Dichter und Künstler über die Akademie ein relatives Mitspracherecht auf kulturellem Gebiet. Hier konnten bestimmte Interessen und Vorschläge zur Sprache gebracht und in die Zimmer der Regierung befördert werden. Auch ein Veto schien möglich. Auf diese Weise besaßen die Akademiemitglieder die Möglichkeit, die inneren Widersprüche des Staates für ihre Zwecke zu nutzen. So hatte zum Beispiel die geschickte Ausnutzung der Widersprüche des Ancien régime durch die *Académie française* zu den Erfolgen der Aufklärung geführt." (26)

1926, nach zweihundertdreißig Jahren Schwangerschaft, kam es endlich zur schweren Zangengeburt, nachdem der seit 1920 amtierende Akademiepräsident Max Liebermann "erneut den Plan auf(gegriffen hatte), eine Sektion für Dichtkunst zu schaffen". (527) Als Gründungsmitglieder schlug Liebermann u.a. Gerhard Hauptmann, Arno Holz, Stefan George und Thomas Mann vor, die *Crème* der Vorkriegsliteratur also. Hauptmann und George lehnten ab, der unbedeutende Wilhelm von Scholz wurde der erste Vorsitzende der Sektion.

Schon auf der festlichen Gründungsversammlung kam es zu den ersten Auseinandersetzungen. Arno Holz bat ums Wort und verlas zwei Briefe, "die seine Forderung nach einer Deutschen Akademie der Künste billigten. Dann geißelte Holz den Nonsens, daß Akademiemitglieder, die nicht ihren Wohnsitz in Berlin haben, zu stimmrechtlosen Statisten gemacht würden. '(...) einen solchen, ich wiederhole, Nonsens kann und werde ich nicht mitmachen (...). Die bisherigen Statuten, die uns fesseln und knechten, haben zu fallen, und neue, die es ermöglichen, daß aus der preußischen Akademie eine deutsche erwächst, haben an ihre Stelle zu treten!'" (64 f.)

Arno Holz beabsichtigte zweierlei: die Funktionsfähigkeit von Akademie und Sektion nach innen wie außen erhöhen und ihr damit ein größeres politisch-gesellschaftliches Gewicht verschaffen. Da er keinen Mitstreiter fand, nahm er an der Arbeit der Sektion nicht mehr teil. Umso emsiger wühlte eine andere Fraktion, die der nationalkonservativen Autoren, im

Untergrund, um im Herbst 1927 mit ihren Forderungen an die Rampe zu treten. Ihr Sprecher, Erwin Guido Kolbenheyer, eröffnete mit seinem "Vorstoß (...) die direkten Richtungskämpfe innerhalb der Akademie." (84) "Kolbenheyer nannte nicht nur die Namen derer, die er in der Akademie haben wollte, er lieferte dafür auch die Begründung in einer Form, die einer Herausforderung gleichkam. Er plädierte für Repräsentanten einer 'spezifisch deutsch' empfundenen Kunst und nannte an Namen: Hans Friedrich Blunck, Paul Ernst, Hans Grimm, Börries Freiherr von Münchhausen, Jacob Schaffner. (...) Allerdings war das, was diese Dichter außer der Betonung ihrer 'Deutschheit' verband, mehr das, wogegen sie sich stemmten: die Moderne, die europäisch orientierte Literatur. (...) Die Kandidatenliste Kolbenheyers wurde sogleich als das begriffen, was sie war, ein Programm, und deshalb entschieden abgelehnt. (...) Da man seinen Vorschlag als Provokation empfand, sah man auch keinen Grund, ihn allseitig zu erörtern. (...) Kolbenheyer betrachtete daraufhin diese Entscheidung als eine 'Angelegenheit linkspolitischer Observanz'." (84 f.)

Nichts hätte unsinniger sein können als Kolbenheyers Verdächtigung - die außerhalb der Akademie auf fruchtbaren Boden fiel -, die seinen Rechtsputsch verhindernde Mehrheit der Sektionsmitglieder stünde politisch links. Gottfried Benn ein Linker? Ricarda Huch eine verkappte Rote? Außer Georg Kaiser und Bernhard Kellermann war Heinrich Mann damals der einzige linksbürgerliche Anwalt der Weimarer Republik in der Sektion für Dichtkunst. Erst 1928 erhielten die drei Standhaften Unterstützung durch zwei neugewählte Mitglieder: Alfred Döblin und Leonhard Frank.

Umso erstaunlicher ist es - bedenkt man den in diesen Jahren massiver werdenden Rechtsdrall in Deutschland -, daß sich Heinrich Mann 1930 in der Sektion mit Programmpunkten durchzusetzen vermochte, die Mittenzwei folgendermaßen resümiert: "1. Wir wollen die Geistesfreiheit verteidigen. 2. Wir wollen die geistige Formung des heranwachsenden Geschlechts beeinflussen durch Mitwirkung an den in Frage kommenden Lehrbüchern. 3. Wir beanspruchen bei gesetzgeberischen Maßnahmen, wenn sie Literatur und Theater betreffen, gehört zu werden. 4. Wir bestehen darauf, auf diesem Gebiet amtliche Sachverständige in Prozessen zu sein. Um zu demonstrieren, in welcher Weise sich die Mitglieder zu engagieren gedächten, fügte (Heinrich Mann) hinzu: 'Unsere Entschlußkraft könnte eines Tages soweit gehen, daß wir die Schulbücher von allem reinigen, was der Jugend schadet: veraltete Geschichtsauffassung, Irrtümer über andere Völker und über die Erlebnisse des unsren. Wohlverstanden, so weit sind wir nicht. Keine deutsche Versammlung, auch die unsere nicht, wird heute über diese Dinge zu einer einmütigen Meinung gelangen. Der Beschluß liegt dennoch vor, einzugreifen, - es wird sich finden, wie. Von einer Gemeinschaft, die einzig und allein intellektuell begündet ist, wird niemals zu befürchten sein, sie könnte stärkere Beweggründe kennen als die Gerechtigkeit und als die Wahrheit.'" (136 f.)

Mutige Forderungen, die, wäre Heinrich Mann nach dem Ende des faschistischen Terrorregimes aus seinem kalifornischen Exil etwa nach Westdeutschland zurückgekehrt, ihm aus Regierungskreisen die ehrenvolle Bezeichnung 'Pinscher' eingetragen hätten - was wiederum Rückschlüsse erlaubt auf den demokratischen Charakter unserer Wirtschaftswunderrepublik. Nun lag - wenige Monate nach Beginn der Weltwirtschaftskrise - zwar der "Beschluß vor, einzugreifen", doch wie das zu geschehen hätte, davon hatte auch Heinrich Mann keine klare Vorstellung, wie sich noch zeigen wird. Zunächst stand jedoch die Neuwahl des Sektionsvorstands an. Am 27. Januar 1931 wurde Heinrich Mann zum Vorsitzenden, Ricarda Huch zu seiner Stellvertreterin gewählt.

"Der 60. Geburtstag von Heinrich Mann am 27. Mai 1931 wurde zu einem Höhepunkt für die Akademie. Dieser Tag machte der Öffentlichkeit klar, daß mit Heinrich Mann die Sektion wieder eine geistige Führung besaß, die sich auch im politischen Leben Gehör zu verschaffen verstand. An äußerem Aufwand gab man sich am Pariser Platz an diesem Tag bescheiden, man lud die Mitglieder und Freunde zum Abendtee ein. Präsident Max Liebermann hielt als erster eine kleine Rede, in der er in seiner saloppen, aber stets mit Geist und Witz gepaarten Art zum Ausdruck brachte, daß er heute nicht nur einen bedeutenden Dichter ehre, sondern auch einen Mann, dem er persönlich viele bleibende Eindrücke verdanke. 'Ich bin in diesem Kreise, leider, leider, der Älteste an Jahren, aber ich glaube mich auch Ihren ältesten Verehrer nennen zu dürfen.' Danach sprachen Kultusminister Adolf Grimme, Thomas Mann und Lion Feuchtwanger. Feuchtwanger, im Frack und ganz auf Festlichkeit eingestellt, ließ in seiner Rede vor allem den 'Kämpfer Heinrich Mann' hochleben. Eine von 130 Schriftstellern und Künstlern des In- und Auslandes unterzeichnete Grußadresse überreichten Alfred Döblin, Wilhelm Herzog und Hermann Kesten dem Jubilar." (140 f.)

Wer Werner Mittenzwei in seiner mit gewohnter Sorgfalt dokumentierten, herrlich eindringlich erzählten Geschichte vom *Untergang einer Akademie* bis zu ihrem Höhepunkt gefolgt ist, der wird begriffen haben, weshalb der Autor den Titel um eine alternative zweite Hälfte ergänzt hat, die lautet: *oder Die Mentalität des ewigen Deutschen*. Die Geschichte des Umgangs der Deutschen mit ihrer Literatur und deren Schöpfern, die in diesem Land bis heute andauernde mangelhafte Einbeziehung der Literatur ins gesellschaftliche Leben - das alles mutet wie eine Kette dümmlicher Schildbürgerstreiche an. Ihre großen Satiriker - Rabener, Jean Paul, E.T.A. Hoffmann - haben die Deutschen entweder nicht wahrgenommen, oder sie haben sie - was noch schlimmer - bei Kerzenschein mit der Zipfelmütze über den Ohren als idyllische Romantiker genossen, auf daß ihr ängstliches Gemüt schön oder schön gruselig hat träumen können. Aus dieser Haltung haben sie einer der fruchtbarsten Schaffensperioden der deutschen Literatur das entsetzliche Etikett *Innerlichkeit* aufgepappt, während die so verunglimpften Autoren so offen, wie unter den Zensurbedin-

gungen der Zeit nur möglich, zur Revolutionierung der Gesellschaft aufzurufen.

Bis auf singuläre Ausnahmen blieb die deutsche Literaturgeschichtsschreibung diesem verschwiegelten Denken treu. Erst nach dem Ende des Faschismus begannen einige Historiker, Literatur als konstitutiven Teil des gesellschaftlichen Überbaus und als von gesellschaftlichen Prozessen geprägtes und von diesen vernünftigerweise nicht ablösbares Phänomen zu analysieren. Solches geschah - weil die Dialektik zwischen Unter- und Überbau dort reflektierter - häufiger und konsequenter in der ehemaligen DDR als in der alten BRD, obzwar die dort regierenden Kader ein eher kleinbürgerliches Verhältnis zur Literatur besaßen, sie andererseits aber auch fürchteten.

Werner Mittenzwei war Teil dieser neuen, von gesellschaftlichem Bewußtsein getragenen Literaturhistoriographie. Sie definierte seine Arbeit, sei es als Dramaturg des Berliner Ensembles, sei es als Organisator, Herausgeber und Autor einer hoch bedeutsamen Serie von Studien des künstlerisch-literarischen deutschen Exils im Nazi-Jahrzwölf, sei es als Brecht-Biograph, und nun als Erzähler der kaum glaublichen Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste. Deshalb stellt sich bei der Lektüre dieser spannenden Abhandlung die Frage: Wird sich trotz des so typisch deutschen intellektuellen, ökonomischen und moralischen Totschlags, den unsere Regierenden an den Künstlern, Literaten und Wissenschaftlern aus der ex-DDR begehen, etwas von dieser gesellschaftlichen Betrachtung künstlerischer Produkte in der neuen Bundesrepublik erhalten? Oder werden schon lange vor der Wende begonnene Arbeiten wie diese von Mittenzwei oder die famose analytische Biographie Giacomo Meyerbeers von Reiner Zimmermann² die letzten ihrer Art und Qualität sein?

Der Weitergang unserer Geschichte macht deutlich, daß selbst die wenigen gesellschaftlich denkenden Literaten der Weimarer Zeit von ihrer Abdrängung aus dem politischen Zentrum stark geprägt waren und sich den Nazis gegenüber verhielten, als säßen sie an König Artus' ritterlicher Tafelrunde. Wir schreiben mittlerweile das Jahr 1933: "Am 11. oder 12. Februar klebte an den Litfaßsäulen ein 'Dringender Appell', in dem ein Zusammengehen von SPD und KPD für den Wahlkampf gefordert wurde. 'Die Vernichtung aller persönlichen und politischen Freiheit in Deutschland steht unmittelbar bevor, wenn es nicht in letzter Minute gelingt, unbeschadet von Prinzipiengegensätzen alle Kräfte zusammenzufassen, die in der Ablehnung des Faschismus einig sind.' Dieser Aufruf des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes trug die Namen bekannter Künstler und Wissenschaftler, darunter auch die von Käthe Kollwitz und Heinrich Mann." (223 f.)

² Reiner Zimmermann, Giacomo Meyerbeer. Eine Biographie nach Dokumenten, Henschel Verlag, Berlin 1991.

Zu diesem Zeitpunkt hatte das Großkapital die Macht im Reich den Nazis noch nicht endgültig übergeben. Gerade trug der General Kurt von Schleicher als ihr letzter Reichskanzler die Weimarer Republik zu Grabe. Aber sein Amtsvorgänger, der 'Herrenreiter' Franz von Papen, hatte bereits ein halbes Jahr vorher in einem Staatsstreich die sozialdemokratische Regierung Preußens per Notverordnung amtsenthaben. Die preußischen Minister wurden durch Erzkonservative und Nazis als Staatskommissare ersetzt. Am 4. Februar 1933 wurde Hitlers Parteigenosse Bernhard Rust zum Kommissar für das preußische Kultusministerium bestellt und zum Kultusminister ernannt, nachdem Reichsmarschall Hermann Göring mit der Machtübergabe am 30. Januar u.a. auch preußischer Ministerpräsident wurde. Kulturkommissar Rust nahm den antifaschistischen Aufruf zum Anlaß, um die Sektion für Dichtkunst zu säubern und die gesamte Akademie gleichzuschalten.

"Der neue Mann an der Spitze des preußischen Kultusministeriums war in dieser Eigenschaft zugleich Kurator der Akademie. Am 15. Februar sprach er dort vor und verlangte den Rücktritt von Heinrich Mann, oder er werde die Dichterakademie auflösen. Max von Schillings (als Nachfolger Liebermanns Präsident der Akademie) setzte sein ganzes Verhandlungsgeschick (...) und seine erpresserische Energie dafür ein, die Angelegenheit im Sinne von Rust (...) zu bereinigen. Noch am gleichen Tage rief er für den Abend durch Rohrpost das Plenum der Akademie zusammen. Wen er nicht einlud, war der Mann, um den es ging, war Heinrich Mann." (224 f.)

Die abendliche Plenarsitzung, die in ihrem Ablauf wie ein konspiratives Geheimgespräch aus einer burlesken kleinbürgerlichen Komödie - Carl Sternheim könnte sie geschrieben haben - anmutet, wurde unter Schillings' Regie zum vollen Erfolg der Gleichschaltungspolitik. Präsident von Schillings, ein unterwürfiger Diener seines Herrn, informierte die versammelten Gesinnungsrichter folgendermaßen: Er habe Rust gegenüber "eingewandt, daß man für das Verhalten zweier Mitglieder, das er mißbillige, nicht die gesamte Akademie zur Verantwortung ziehen könne. Dem Reichskommissar habe er zugesagt, daß das Vorgehen der beiden Mitglieder mit ihrer Stellung nicht mehr zu vereinbaren sei. Frau Kollwitz habe bereits die Konsequenzen gezogen und sei aus der Akademie ausgetreten. Nun fragte (Gottfried) Benn, ob Heinrich Mann von der heutigen Sitzung unterrichtet sei. Nein, das sei nicht geschehen, weil er hier die Alternative stellen müsse, entweder scheidet Heinrich Mann aus der Akademie aus, oder er lege sein Amt nieder. Diese Erpressung bestimmte von nun an den Verlauf. (Ludwig) Fulda bestand jedoch darauf, daß Heinrich Mann herbeigeholt werde." (225)

Anderthalb Jahre vorher noch Parteigänger seiner Demokratisierungsbemühungen, fielen sie jetzt - unter dem leisesten Anhauch einer etwaigen Maßregelung - von ihrem Vorsitzenden ab und erwiesen sich als genau so unsolidarisch und antidemokratisch, wie sie in ihrer Mehrheit insgeheim wohl stets gewesen waren. Allein der wahrlich nicht der avancierten Lite-

ratur zugehörnde Jude Ludwig Fulda hielt sich strikt an die Tradition des Talmudstudiums und bestand darauf, daß die Sache 'geklärt' werde. Dafür trieben ihn die Nazis 1939 in den Selbstmord.

Emissäre wurden ausgeschiedt, nach Heinrich Mann zu suchen; der aber blieb zunächst unauffindbar, womöglich, weil mit falschen Adressen gemogelt wurde. Trotzdem traf Heinrich Mann um 21.45 Uhr am Pariser Platz ein. Vor dem Haustor lauerte Oskar Loerke, Lektor des Verlags *S. Fischer*, ihm auf und schleppte den Ahnungslosen vor ein Standgericht, bestehend aus Loerke und von Schillings, das im Präsidentenzimmer tagte. Die seiner im Plenarsaal harrenden Kolleginnen und Kollegen bekamen ihn an diesem Abend überhaupt nicht zu sehen. Nach längeren Präliminarien verkündete das Standgericht das bereits vorher beschlossene Urteil. Der von den politischen Ränken und faschistischen Manipulationen verwirrte Heinrich Mann nahm das Urteil an.

"Mit großmütiger, selbstloser Haltung, die bei ihm niemals nur leere Geste war, akzeptierte er das, was ihm der Fallensteller von Schillings vorschlug. Er solle durch seinen Rücktritt die Akademie retten. Doch an diesem Abend wäre es darauf angekommen, seinen Posten zu verteidigen, um die Solidarität der Kollegen herauszufordern. Der neue Mann im Kultusministerium mußte gezwungen werden, die Maske fallen zu lassen. Heinrich Mann hatte es in der Hand auszuprobieren, ob Rust es wagen würde, die drittälteste Akademie in Europa aufzulösen. Er hätte die Zähne zeigen müssen und nicht diese entsetzliche Großzügigkeit. (...) Heinrich Mann aber trat mit nobler Selbstverständlichkeit zurück. Vielleicht vollzog sich diese Szene unter sechs Augen so, wie uns René Schickele Heinrich Manns Verhalten in entscheidenden Augenblicken schilderte: 'Dann faltet er die Hände und sieht einen aus seinen blauen Augen an. Sie sind harmloser als die eines Kindes. Beim geringsten Anlaß bricht ein Ausdruck von Mißtrauen durch.' (...) Am anderen Tag gestand Heinrich Mann in einem Interview, daß er den Appell, den er unterzeichnete, schon völlig vergessen hatte (...). Was vergeben worden war, verstand eigentlich nur Ricarda Huch, die Heinrich Manns Entschluß kritisierte: 'Es ist nach meiner Ansicht sehr zu beklagen, daß Herr Mann ausgetreten ist; ich finde, man hätte es darauf ankommen lassen müssen, ob der Kultusminister wirklich den Mut hatte, unsere Abteilung aufzulösen.'" (226 f.)

Als in der folgenden Sitzung am 20. Februar Alfred Döblin das Standgericht im Präsidentenzimmer für nicht rechtens erklärte und Rudolf Binding Heinrich Mann zumindest Dank sagen wollte für seine Arbeit in der Sektion, da "fuhr Gottfried Benn dazwischen, wie einer, der die Binden und Wattebäusche von den Wunden wegriß. In dem Protokoll, das Loerke stets von allzu radikalen und drastischen Formulierungen säuberte, hieß es: 'Er wendet sich gegen die Einstellung aller derjenigen Mitglieder, die immer und ohne Weiteres geneigt sind, alles, was die Akademie und ihr eigenes Wesen betrifft, zu bagatellisieren. Alles sei nach deren Meinung weit wichtiger: die Weimarer Verfassung, der Zusammenschluß der Arbeiterpar-

teien, hemmungslose politische Agitation, als gerade die Akademie. Die Akademie sei aber nach ihrer jahrhundertelangen Tradition und nach ihrer Funktion eine glanzvolle Angelegenheit, sie könne es jedenfalls sein als die einzige Stätte zur literarischen Traditionsbildung und zur künstlerischen Repräsentation, die Deutschland heute hat.' Obwohl er (...) Heinrich Mann außerordentlich schätze, (...) müsse er (...) fragen, ob ein Mitglied, das ein Amt innegehabt habe, dafür eine jährliche Aufwandsentschädigung bezog, das durch Handschlag dem Minister als Sachverständiger verpflichtet war, zur Bekämpfung 'eben dieses Ministers und seiner Partei' aufrufen könne? Indessen Heinrich Mann eröffne den Kampf gegen die legal und verfassungsmäßig gebildete Regierung und sage, bei dieser Regierung sei die Barbarei." (231)

Um bei den Nazis sich anzubiedern, betrieb Gottfried Benn blanke Geschichtsklitterung und forderte gedankenlose Unterwürfigkeit. Wie vorhin dargestellt, war die preußische 'Regierung' das Produkt eines Verfassungsbruchs, eines Staatsstreichs, das Gegenteil also einer "legal und verfassungsmäßig gebildeten Regierung", wie Benn wissen mußte. Nicht dem verfassungswidrigen Reichskommissar Rust hatte sich Mann "durch Handschlag verpflichtet", sondern dem demokratisch gewählten sozialdemokratischen Kultusminister Adolf Grimme, den von Papen aus dem Amt gejagt hatte. Gab sich Benn am 20. Februar 1933, eine Woche vor dem Reichstagsbrand, noch formaldemokratisch, in der nächsten Sitzung am 13. März ließ er den braunen Nazi-Hasen aus dem Sack. Benn verlangte die Ausmerzung unbotmäßiger Demokraten und die gleichschaltende Selbstreinigung der Akademie:

"Die Akademie müsse an ihre Zukunft denken. Zweckmäßig sei, allen Mitgliedern eine Erklärung vorzulegen, die von den Mitgliedern zu unterzeichnen sei. Sie könne als Grundlage für die Reorganisation und für eine zuverlässige Fortsetzung der Arbeit dienen. Die von ihm vorbereitete Erklärung lautete: 'Sind Sie bereit, unter Anerkennung der veränderten geschichtlichen Lage weiter Ihre Person der Preußischen Akademie der Künste zur Verfügung zu stellen? Eine Bejahung dieser Frage schließt die öffentliche politische Betätigung gegen die Regierung aus und verpflichtet Sie zu einer loyalen Mitarbeit an den satzungsgemäß der Akademie zu fallenden Aufgaben der Nation.'" (232)

Exakt 14 Tage nach dem Reichstagsbrand verabreichte Dr. Gottfried Benn, approbierter Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten, der Patientin die fatale Injektion, doch 12 lange, düstere Hitlerjahre siechte sie noch dahin. Es ist aufschlußreich, aus Mittenzweis Erzählung zu erfahren, mit welchen Donquichotterien, Rodomontaden, Intrigen, Denunziationen und Konkurrenzkämpfen die den Nazis genehmen Mitglieder der Sektion für Dichtkunst ihren nationalkonservativen Stimmen im Goebbels'schen Propagandaorchester Gehör zu verschaffen suchten.

Es ist Mittenzwei hoch anzurechnen, diese traurige Episode in der deutschen Literaturgeschichte mit Akribie und unparteiischer Analyse erstmals dargestellt zu haben. Diese Analyse macht die zweite Hälfte seiner Studie aus. Bislang ist sie - wie das Dritte Reich insgesamt - dem Lieblingssport der Nachkriegsdeutschen zum Opfer gefallen: der Verdrängung. Aber Mittenzweis Analyse verdeutlicht einen eigentlich selbstverständlichen Sachverhalt: Die schon in der Weimarer Zeit nicht unbedeutende und im Dritten Reich florierende nationalkonservative Literatur artikulierte recht präzise die Bangnis in der Seele der deutschen Mehrheit und das aus Existenzangst zum Faschismus vorwärtspeitschende Movens.

Heutigentags sind die Namen der Autoren verdrängt, die Titel ihrer Werke vergessen. Wer erinnert sich noch an die Balladen des Börries Freiherrn von Münchhausen, an Ernst Guido Kolbenheyers *Die Kindheit des Paracelsus*, an Hanns Johsts Drama *Schlageter*, an Friedrich Bluncks *Urvätersaga*, an Werner Beumelburgs *Sperfeuer um Deutschland*, an Arthur Dinters *Die Sünde wider das Blut* oder an das Hauptwerk der nationalkonservativen Literatur: Hans Grimms *Volk ohne Raum*, das schon vor 1933 eine Bestsellerauflage von 390000 erreicht hatte? Es ist auch bezeichnend für den faschistischen Geisteszustand großer Teile der Bevölkerung im Weimarer Deutschland wie für das geisttötende Klima im Dritten Reich, daß diese Autoren ihre bedeutenderen Werke fast ausnahmslos vor Hitler schrieben und unter Hitler ihrem Gewerbe nachgingen, als wären sie lebende Tote.

"Durch Gesetz Nr. 46 des Alliierten Kontrollrates (vom 25. Februar 1947) wird der preußische Staat für aufgelöst erklärt. 'Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst.'" (534)

Die Preußische Akademie der Künste ist eine solche "nachgeordnete Behörde", ihr langwieriger Untergang und Todeskampf ist zuende. Einige ihrer Mitglieder werden in Spruchkammerverfahren 'entnazifiziert' und kommen reichlich glimpflich davon, die meisten tauchen einfach im Wiederaufbaubetrieb unter. Unverbesserlich sind sie fast alle. Einige aber halten sich immer noch für die Elite des deutschen Volks, für seine von der Vorsehung bestimmten Meistersinger. Sie gieren nach einer neuen Akademie, doch diesmal nach einer deutschen. Zu deren emsigsten Fürsprechern gehört Hans Grimm, der im Klosterhaus zu Lippoldsberg, wo er vordem seine geistigen Reichsparteitage veranstaltete, um Deutschlands Schicksal bangt: "Das Trauma seines Lebens bestand in der Angst vor der Überbevölkerung. Mit *Volk ohne Raum* suchte er dieses Trauma dichterisch zu bewältigen. (...) Am Ende des zweiten Weltkriegs holte ihn diese Lebensangst wieder ein. In Hitlers Drittem Reich fand er dagegen einen Damm aufgerichtet. Jetzt meinte (Hans Grimm) sich in einem 'dammlosen Europa' zu befinden. (...) Ihn ängstigte die Vision, daß aus dem Osten Millionen von Menschen nach Europa strömen und diesen Kontinent kahlfressen könnten." (497)

Dieter Boris

Demokratisierung in Lateinamerika unter Krisenbedingungen

I. Die Fragestellung

Das populäre Bild von Lateinamerika als Terrain ständiger Militärputsche ("Golpes del estado", der "Cuartelazos"), der Palastrevolutionen, der "Pronunciamientos", des häufigen Ausnahmezustandes ("Estado de sitio") - kurz: der sinnlosen Bewegung des politischen Führungspersonals auf der Oberfläche - wird durch die neuere Entwicklung in Lateinamerika teils bestätigt, teils dementiert. Bestätigt, wenn man sich die Ereignisse in Guatemala im Mai 1993, in Venezuela und in Peru 1992 und in Haiti 1991 vergegenwärtigt. In allen Fällen wurden verfassungsmäßige Repräsentanten bzw. Institutionen beseitigt oder doch zumindest erheblich bedroht und die Gefahr einer erneuten Diktatur heraufbeschworen. Bislang scheint diese Gefahr jedoch - außer im Falle Haitis - weitgehend abgewendet worden zu sein. Allerdings signalisieren diese jüngsten Prozesse, die im übrigen einen sehr unterschiedlichen Hintergrund und Inhalt haben, Zeichen der Gefährdung des fast allgemein gewordenen Demokratisierungsprozesses, der seit Ende der 70er Jahre ganz Lateinamerika erfaßt hatte. War z.B. in den Jahren 1976 - 1979 (mit Ausnahme Venezuelas, Kolumbiens, Costa Ricas und teilweise Mexikos) ganz Lateinamerika von militärischen und zivilen Diktaturen beherrscht, so haben sich seither die Verhältnisse grundlegend verändert: Gegenwärtig gibt es nur in Haiti eindeutig eine Militärdiktatur, welche ebenfalls einem gewissen Verhandlungsdruck seitens demokratischer Kräfte ausgesetzt ist. Trotz dieses gefährlichen Wetterleuchtens für die neuen Demokratien wird daher das soeben erwähnte populäre Bild von Lateinamerika *auch* dementiert. In einigen Ländern haben seit dem Übergang zur formellen Demokratie schon die zweiten oder dritten nationalen Wahlen stattgefunden (z.B. in Bolivien, Ecuador, Peru, Argentinien etc.), was sicher eine gewisse Stabilisierung und Veralltäglichsung demokratischer Spielregeln bedeutet.

Die Frage ist nun, wie dies unter akuten, langandauernden Krisenbedingungen möglich war, welche eigentlich als nicht gerade günstig für Demokratie und Pluralismus gelten können. Dieses *Paradoxon*: breiter Übergang zu formell demokratischen Regierungsformen bei gleichzeitigen tiefgreifenden ökonomischen und sozialen Krisen widerspricht sowohl den bisherigen modernisierungs- wie dependenztheoretischen Annahmen. Nach modernisierungstheoretischen Vorstellungen kann es stabile Demokratien nur unter relativ entwickelten, dauerhaft prosperierenden Wirtschaftsgesellschaften geben. Dies schien für Lateinamerika, zumindestens in einigen

Ländern, für die 50er und 60er Jahre im Prinzip zuzutreffen. Allerdings tauchte ein Erklärungsnotstand in bezug auf Argentinien, Chile und Uruguay im Laufe der 60er und Anfang der 70er Jahre auf, als diese in längere Stagnationsperioden gerieten. Nach bestimmten Varianten der Dependenztheorie sind tiefe und dauerhafte Krisen Ausdruck der Ausweglosigkeit abhängig-kapitalistischer Entwicklung, die eine deutliche Tendenz zu diktatorischen Lösungen bzw. bürokratisch-autoritären Regimevarianten hervorbringt. Dies konnte seit Mitte der 60er Jahre, verstärkt seit Beginn der 70er Jahre eine große Plausibilität für sich beanspruchen (z.B. Brasilien 1964, Argentinien 1966 usw.). Beide Theorievarianten können aber den gegenwärtigen Demokratisierungsprozeß unter Krisenbedingungen nicht hinreichend erklären. *Meine zentrale These ist, daß die politischen Rahmenbedingungen und die sozialstrukturellen Veränderungen am Ende der Diktaturperiode so beschaffen waren, daß ein Übergang zu formell-demokratischen Herrschaftsformen keine systembedrohenden Gefahrenmomente oder Nachteile für die herrschenden Sektoren der lateinamerikanischen Gesellschaften mehr enthielten; umgekehrt waren aber für diese durchaus Vorteile (Legitimationszuwachs, Offenheit von Opposition etc.) mit diesem Übergang verbunden.* Um diese These etwas zu untermauern, muß ich mich auf bestimmte Aspekte konzentrieren und andere Dinge weglassen. So z.B. werde ich von den internationalen politischen und ökonomischen Bedingungen dieser Transitionsprozesse weitgehend abstrahieren; auch werden die konkreten Umstände der Übergangsformen (z.B. schnell oder langsam; ausgehandelt oder bedingungslos etc.) und ihre sozialen Träger kaum behandelt werden. Eine Unterscheidung zwischen "Liberalisierung" und "Demokratisierung" sowie zwischen den einzelnen Phasen des Übergangsprozesses werde ich der Kürze halber hier auch nicht vornehmen. Ein weiteres (in Kauf zu nehmendes) Versäumnis wird darin liegen, nicht ausreichend zwischen den unterschiedlichen Diktatur-Typen, von denen aus der Übergang erfolgte, zu differenzieren.

Dafür aber will ich folgende Punkte behandeln:

1. Einige Bemerkungen zum Charakter der ökonomischen Krise seit Beginn der 80er Jahre und zur fast generell angewandten Anti-Krisenpolitik in Gestalt neoliberaler Anpassungsprogramme.
2. Über den zeitlichen und sachlichen Zusammenhang von Demokratisierungs- und Krisenprozessen in einzelnen Ländern.
3. Zu den politischen Rahmenbedingungen und sozialstrukturellen Voraussetzungen, die den Übergangsprozess erst möglich gemacht haben.
4. Vermutungen zu den weiteren Perspektiven der Demokratie bzw. zum Zyklus Demokratie/Diktatur in Lateinamerika.

II. Zum Charakter des gegenwärtigen Krisenprozesses und der neoliberalen Anpassungspolitiken

Fast alle Beobachter und Autoren sind sich mittlerweile in der Auffassung einig, daß die Krise der 80er Jahre in Lateinamerika keine bloße Verschuldungskrise war, daß umgekehrt die Verschuldung die Krisenmomente temporär *überdeckt* hatte, den Krisenausbruch *verzögerte* und drittens die *Tiefe* der dann ausgebrochenen Krise mit *bestimmt* hat. Weitgehend Einigkeit besteht auch darüber, daß diese Krise der 80er Jahre in ihren verschiedenen Dimensionen seit der Weltwirtschaftskrise Ende der 20er und zu Beginn der 30er Jahre die dauerhafteste und tiefgreifendste Krise in Lateinamerika gewesen ist (Müller-Plantenberg, 1991). Eine Reihe von ökonomischen und sozialen Indikatoren (z.B. Pro-Kopf-Einkommen, Investitionsquote, Arbeitslosigkeit, absolute und relative Armut, Ausdehnung des informellen Sektors, durchschnittlicher Reallohn, Säuglingssterblichkeit usw.) rutschten auf Werte der 70er oder gar 60er Jahre zurück bzw. erreichten neue "Rekordhöhen". Es scheint daher auch nicht strittig zu sein, daß die zu Beginn der 80er Jahre aufgebrochene Krise nicht bloß zyklischer Natur war, sondern in ihr eine strukturelle Komponente wirksam war bzw. ist, d.h. daß sie auch eine Krise des bisherigen Entwicklungsmodells gewesen ist. Und zwar in dem Sinne, daß sie in den Gegebenheiten einer abhängig-unterentwickelten kapitalistischen Ökonomie und in den über Jahrzehnte gewachsenen Sozialstrukturen verwurzelt ist, demzufolge auch nicht kurzfristig durch eine vorgeblich "optimale Wirtschaftspolitik" (z.B. Übergang von der binnenmarktorientierten Industrialisierung durch Importsubstitution zu einer Strategie der industriellen Exportorientierung) verändert werden kann. Die lange "gewachsenen" defizitären Strukturen des abhängigen, heterogenen Kapitalismus (gering verflochtener industrieller Sektor, hoher Konzentrationsgrad und Monopolisierung der Industrie, Preisstarrheit und Angebotsinelastizität, große Diskrepanzen zwischen den Wirtschaftssektoren, Abwesenheit einer autochthonen Fähigkeit zur Generierung angepaßter Technologien im eigenen Land, überwiegende Angewiesenheit auf den Export weniger Rohstoffe, geringe Fähigkeit zur Mobilisierung interner Ressourcen, d.h. Steuern etc.) sind charakteristisch für die Entfaltung des Kapitalismus in Lateinamerika und können nicht einfach im Namen eines "idealtypischen Kapitalismus", den es in der Dritten Welt aller Wahrscheinlichkeit nach nie geben wird, "weggewünscht" werden. Wenn also eine Entwicklungsstrategie ("importsubstituierende Industrialisierung") und die Momente ihres relativen Scheiterns nur im Kontext der ihr zugrundeliegenden spezifischen Gesellschaftsformation zu begreifen sind, ist gerade zu analysieren, warum eine andere, rein ökonomisch gesehen, rationalere Strategievariante in Lateinamerika offenbar nicht zu realisieren war und stattdessen die genannten Defizite ständig Disproportionen (chronisches Handelsbilanzdefizit, dauerhaftes Haushaltsdefizit, hohes Inflationstempo etc.) hervorgebracht haben.

Nach Aufbrechen der Verschuldungskrise mußten fast alle Länder Lateinamerikas sich den IWF-Anpassungsprogrammen unterwerfen, um ihre sog. Kreditfähigkeit aufrechtzuerhalten. Da die Krisenanalyse des IWF selbstverständlich nicht die kapitalistisch erzeugten Disproportionen des Produktionssystems thematisierte, sondern in einer "Übernachfrage" die Gründe für die Inflation, die Überbewertung der Landeswährung, den Importüberschuß, die Zinsüberhöhung und die geringen Investitionsraten etc. sah, waren die wirtschaftspolitischen Empfehlungen entsprechend angelegt. Diese bezogen sich allesamt darauf, die sogenannte Übernachfrage abzubauen, was über die Reduktion der Staatsausgaben, die Verringerung des Budgetdefizits u.a. durch Abbau von Subventionen, die Entlassung staatlicher Beschäftigter, Lohnstoppdekrete etc. erreicht werden sollte; Importsperrern und eine fast vollständige Öffnung der Zollmauern gegenüber der Außenwelt wurden mit dem Wunsch verbunden, die chronischen Defizite der Handelsbilanz und die Überbewertung der Landeswährung sowie die hohen Inflationsraten, die gelegentlich schon in die Hyperinflation übergegangen waren, abzubauen.

Die sozialen und ökonomischen Auswirkungen der Stabilisierungs- oder Anpassungsprogramme sind sehr häufig und kontrovers analysiert worden (vgl. Boris, 1993b). Gegenüber der Frage, ob sie mittelfristig oder langfristig erfolgreich sein können (eine Frage, die grundsätzliche Urteile über die Integration in den Weltmarkt, die Vorrangigkeit der Exportproduktion, die Perspektiven des kapitalistischen Weltmarktes etc. impliziert und daher besonders umstritten ist), scheint die Problematik der kurzfristigen Wirkungen relativ klar und wenig umstritten zu sein. Die Austeritätspolitik wirkte zunächst überall krisenverschärfend: Geringe Investitionen (nicht zuletzt infolge der hohen Schuldendienstzahlungen), steigende Arbeitslosigkeit, Streichung der öffentlichen Subventionen für Grundnahrungsmittel und Transportmöglichkeiten etc. haben die Binnenkaufkraft zusätzlich eingeschränkt und die gesellschaftliche Polarisierung erhöht (Boris, 1993a).

III. Über den zeitlichen und sachlichen Zusammenhang von Demokratisierungs- und Krisenprozessen

Die Frage ist nun, wie die verschiedenen Phasen des Krisenprozesses (Krisenbeginn, Krisenmanagement durch Austeritätspolitik, Auswirkungen der Austeritätspolitik etc.) mit den Phasen des Demokratisierungsprozesses verwoben sind; ob es Zusammenhänge, Parallelitäten oder gar Kausalbeziehungen gibt, oder ob beides relativ unabhängig voneinander oder zufällig eingetreten ist. Eine eindeutige Zuordnung der Phasen des Krisenprozesses zu Phasen der Redemokratisierung läßt sich m.E. nicht vornehmen. Dazu sind die internen Voraussetzungen für die Demokratisierungsprozesse zu verschieden gewesen. Es gibt einmal Fälle, bei denen der Demokratisierungsbeginn relativ unabhängig von ökonomischen Konjunkturen zu beobachten ist und der Tiefpunkt der Krise (einschl. der krisenver-

schärfenden Anpassungspolitiken) erst nach der vollzogenen Demokratisierung eintrat (z.B. Nicaragua, Ecuador). Es gibt zweitens Fälle, in denen der Krisenbeginn, erste krisenverschärfende Austeritätsmaßnahmen und der Beginn des Demokratisierungsprozesses relativ parallel laufen (z.B. Brasilien ab 1974 mit langen Intervallen bis 1985, z.B. Argentinien 1982/83 und Peru 1977/78 bis 1980, wo die großen Protestbewegungen vor allem durch die praktische Umsetzung der IWF-Stabilisierungsprogramme seit 1977/78 ins Leben gerufen worden waren.) Es gibt auch drittens den Fall (ich meine den chilenischen), daß im tiefsten Krisenabschnitt (1982/83) eine bedeutende Protestbewegung entstand, das Regime beträchtlich wankte, es aber erst mit erheblicher Verzögerung 1989/90 zugunsten einer zivil-demokratischen Regierung abtrat, in einer Phase anhaltender Hochkonjunktur, so daß die zivile Regierung die wirtschaftspolitische Leitlinie der Militärregierung weitgehend übernahm.

IV. Zu den politischen Rahmenbedingungen und sozialstrukturellen Voraussetzungen des Übergangsprozesses

Wenn es zutrifft, daß dem Übergang vom Militärregime zur zivilen, demokratischen Regierung noch nicht einmal eine wesentliche Kräfteverschiebung innerhalb der Segmente der herrschenden Klasse und noch weniger zwischen dieser und der Arbeiterschaft bzw. der Mehrheit der Bevölkerung zugrunde lag, drängt sich die Frage nach den *Gründen*, der *inneren Logik* eines solchen "Demokratisierungsprozesses" auf. Die Diskussion darüber ist bei weitem noch nicht abgeschlossen, festzuhalten sind aber zumindest folgende Gesichtspunkte:

a) Offensichtlich ist, daß die Demokratisierung in den meisten Fällen nur sehr oberflächlich war, insofern, als sich die Militärs überall gewisse verfassungsmäßige oder faktisch wichtige Kontroll- und Überwachungsfunktionen gegenüber den Zivilregierungen vorbehielten. Überall - außer in Argentinien - wurde ihnen Straffreiheit zugesichert. Aber auch in Argentinien ist die Bestrafung im Zuge des sukzessiven "Roll-Back-Prozesses" fast ausschließlich auf die Junta-Mitglieder beschränkt worden; und selbst diese sind mittlerweile amnestiert worden.

b) Die Demokratisierung bedeutet - insbesondere in Argentinien, aber auch in anderer Form in Brasilien, Uruguay etc. - eine Verstaatlichung bzw. Sozialisierung der Verluste, die durch die staatliche Kreditaufnahme- und Vergabepolitik, durch Wechselkursmanipulationen entstanden sind und die wesentlich die Verschuldungskrise bzw. die parallel dazu sich entfaltende Kapitalflucht verursachten. Für die z.B. von der argentinischen Diktatur aufgenommenen Auslandskredite, die an Inländer zu günstigen Wechselkursrelationen weitergegeben wurden (d.h. an die Export- und Finanzoligarchie), und die damit entweder im Inland spekulative Geschäfte tätigten oder diese Gelder gleich im Ausland wieder anlegten, soll nun die

Allgemeinheit, offenkundig repräsentiert durch die demokratisch gewählte Regierung, geradestehen.

c) Die Opposition der Massen gegen die Militärs hat potentiell gefährlichere Konsequenzen als gegen eine gewählte Regierung, die Opposition kann in formal-demokratischen Bahnen kanalisiert und abgemindert werden; die Spielregeln der Demokratie werden offenbar von der Mehrheit anerkannt, ein Konsens kann leichter herbeigeführt werden.

d) Nach den traumatisch wirkenden Erfahrungen mit den Diktaturen, die vor allem in Chile und Argentinien sowie in Uruguay zu den grausamsten ihrer Geschichte zählten, sind die Massen (zunächst und vielleicht noch für einige Zeit) bereit, gewissermaßen im Austausch gegen das hohe Gut der politischen Demokratie und der relativen Rechtsstaatlichkeit, auch (weiterhin) ökonomische Opfer zu bringen.¹

Aus all diesen Gründen bringt eine solche moderate, "kontrollierte Demokratie"² in dieser Situation viele Vorteile für den herrschenden Block an der Macht im Inland ebenso wie für die entsprechenden Kreise im Ausland, ohne dabei allzu hohe Risiken einzugehen.

Besonders erleichtert wurde für die Herrschenden der Übergang zur politischen Demokratie durch tiefgreifende Sozialstrukturveränderungen, die während der Zeit der Militärdiktaturen bzw. während der ökonomischen Krisenperiode stattgefunden haben. Die Sozialstrukturveränderungen seit Mitte der 60er Jahre bis Mitte der 80er Jahre lassen sich - in ihren politischen Konsequenzen - fast alle dahingehend zusammenfassen, daß durch sie Oppositionsbewegungen gegen die existierende sozioökonomische Grundstruktur enorm geschwächt wurden. Dies ist sozusagen ein gesellschaftlich-politisches "Nebenprodukt" der Desindustrialisierung, der ökonomischen Stagnation und Dauerkrise gewesen; in fast allen Ländern Lateinamerikas haben sich diese sozialstrukturellen Tendenzen mehr oder minder stark durchgesetzt:

- abnehmende Lohnabhängigenquote, entsprechender Anstieg des "Cuentapropismus", d.h. des Anteils der "Arbeiter auf eigene Rechnung" (Kioskbesitzer, Losverkäufer, Schuhputzer etc.), was einer Zunahme des "informellen Sektors" gleichkommt.

- Abnahme des Anteils der industriellen Arbeiter an den Lohnabhängigen insgesamt; dem Rückgang der industriellen Produktion in vielen Ländern (speziell in Argentinien, Chile und Uruguay) entsprach in der Regel eine noch stärkere Reduktion der industriell Beschäftigten, was auf einen starken Produktivitätsanstieg in diesem Bereich hindeutet.

¹ Gesprochen wird in Lateinamerika von einer Wiederaufwertung ("Revalorización") der Demokratie, die nunmehr als "Demokratie ohne Adjektive" zu begreifen und grundsätzlich zu bejahen sei - auch von der politischen Linken, die früher ein bloß "taktisches Verhältnis" zur "formellen" oder "bürgerlichen Demokratie" gehabt habe.

² Die Rede ist von "democracia restringida" oder "democracia controlada".

- Die Lohnquote sank in dieser Periode der Militärherrschaft in der Regel bemerkenswert stark, auch die Reduktion der durchschnittlichen Real-löhne war in den meisten Ländern deutlich spürbar.

- Da von den Massenentlassungen überproportional Großbetriebe (z.B. in der Automobilindustrie, aber auch solche im staatlichen Sektor: Eisenbahner, Elektrizitätswerke etc.) betroffen waren, kam es auch zu einer gewissen De-Konzentration der Arbeiterklasse, was natürlich ebenfalls zu ihrer Schwächung beitrug.

Zu der Rechtlosigkeit, der zahlenmäßigen Reduktion, dem starken Reallohnverlust und Wegfall von sozialen Leistungen kam als weiteres Schwächungsmoment der Arbeitenden die bewußte Politik einer weitgehenden Lohndifferenzierung hinzu. Die angestrebte Verringerung der internen Homogenität der Arbeiterklasse durch die Einführung einer sehr breit gestaffelten Lohnskala hatte ebenso wie häufig die Verabschiedung neuer Gewerkschafts- und Arbeitsgesetze zum Ziel, die Arbeiterbewegung als kollektive Gegenmacht durch Individualisierung, Entsolidarisierung und Dezentralisierung zu entkräften. Die Vernichtung oder Exilierung von Arbeiterfunktionären und Vertretern der kritischen Intelligenz, die Tradition der korporativen Einbindung von zumindest Teilen der Gewerkschaftsbürokratie sowie die - zumindest in einigen Ländern - traditionell geringe Bedeutung der politischen Parteien waren weitere Gesichtspunkte dafür, eine formale Demokratisierung in den Augen des Kerns der herrschenden Klasse als ungefährlich und damit hinnehmbar erscheinen zu lassen. Demnach kann der Übergang von einem Militärregime zu einer bürgerlichen Demokratie in vielen Fällen eher als Resultat eines nüchternen, situationsadäquaten Kalküls des Blockes an der Macht denn als Vorgang, der aus einer wesentlichen Veränderung der gesamtgesellschaftlichen Kräfteverhältnisse resultiert, verstanden werden. Wobei keineswegs ausgeschlossen ist, daß der Übergangsprozess durch soziale Bewegungen, Parteiaktivitäten, Menschenrechtsgruppen etc. mitbestimmt war. Aber auch diese Strömungen gingen überall von der weithin akzeptierten zentralen Botschaft der Militärdiktaturen an das Publikum aus, wie sie Perry Anderson ihnen zutreffend in den Mund legte: "Ihr könnt Demokratie haben, wenn ihr den Kapitalismus akzeptiert; wenn nicht, bleibt ihr ohne Demokratie und müßt ihn gleichwohl dulden." (Anderson, 1988: 64) In diesem Sinne kann der Abtritt der Militärregime zwar als relativer Fortschritt und vielfach als Weichen eines drückenden Alptraums begriffen werden; doch wäre es m.E. falsch, ihn einfach als Niederlage der Militärs oder als Eingeständnis ihres politischen und wirtschaftspolitischen Scheiterns oder ihrer Erfolglosigkeit zu begreifen; entsprechend kann die Reetablierung der formellen Demokratie auch nicht wesentlich als Triumph der Bevölkerungsmehrheit, der sog. Volkskräfte interpretiert werden.

V. Ist eine Konsolidierung der Demokratie möglich?

Die Dauerhaftigkeit und die Perspektiven der politischen Demokratie in Lateinamerika hängen von einer Vielzahl von Faktoren ab. Deutlich ist aber, daß der Handlungsspielraum der zivilen Regierungen bemerkenswert eng ist. Die schwere politische und noch mehr die ökonomische Hinterlassenschaft der Militärregime (Verschuldungskrise, Desindustrialisierung, Stagnation, hohe Arbeitslosigkeit, Verfall der Infrastrukturen etc.) sowie die Zwänge außenpolitischer und außenwirtschaftlicher Natur (weltwirtschaftliche Entwicklung, IWF-Auflagen etc.) machen einen mehr oder minder sichtbaren Kurswechsel im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bereich fast unmöglich. Dies wirft das Problem der Erwartungshaltung der Bevölkerungsmehrheit in den jeweiligen Ländern an die Demokratie auf. Die Hoffnung, daß mit der politischen Demokratie auch die reale Partizipation der Masse der Bevölkerung zunehmen werde und damit auch eine "volksfreundlichere" Politik im allgemeinen betrieben werden könnte, und dies sich auch in einer spürbar materiellen Besserstellung niederschlagen würde, sieht sich in den meisten Ländern getäuscht. Eine Konsequenz aus dieser Situation ist die Zunahme von Lethargie, tendenzieller Wahlenthaltung und möglicherweise der abermaligen Neigung, sich den Versprechungen populistischer oder gar diktatorischer Führer anheimzugeben. Die jüngsten Entwicklungen in Peru und Venezuela, aber auch in gewisser Weise in Argentinien und anderswo verweisen darauf, daß diese mögliche Entwicklung noch keineswegs endgültig abgeschnitten ist.³

Neben der wirtschaftlichen Krisensituation wird die Rolle der Militärs als weiteres Gefährdungsmoment für die politische Demokratie angesehen. In den meisten Fällen ist eine grundlegende Militärreform im Sinn der Neudefinition der gesellschaftlichen Rolle der Militärs und einer internen Strukturreform unterblieben. Einige Modifikationen - wie im Falle Argentiniens - haben nicht wesentlich die Bereitschaft der Militärs verändert, im "Not- und Bedarfsfall" in die Politik zu intervenieren. Fast überall hat sich das Militär eine Schiedsrichterrolle im Hintergrund vorbehalten und ist sogar formell - wie in Chile - mit bedeutenden politischen Kontrollbefugnissen ausgestattet. In Peru kann man bereits von einer partiellen Rückkehr des Militärs an die Macht im Zusammenhang mit dem "Autogolpe" (Selbstputsch) des Präsidenten Fujimori sprechen. In Guatemala sollte dieses Modell des "Autogolpe" mit Stützung des Militärs im Mai 1993 wiederholt werden, schlug aber aus bisher nicht geklärten Gründen fehl. In Verbindung mit einer nach wie vor ambivalenten Einschätzung demokratischer Normen und Spielregeln durch große Teile der Bevölkerung in La-

³ Die Indifferenz gegenüber der Demokratie wird mit einem Unbehagen, einer Desillusionierung ("desencanto") begründet. So z.B. nannten 1992 in einer Umfrage die Mehrheit der Bolivianer, Ecuadorianer und Peruaner die Demokratie als bevorzugte Staatsform, würden aber eine Diktatur unterstützen, wenn diese soziale Gerechtigkeit verwirklicht (vgl. Krumwiede, 1993: 18).

teinamerika⁴ könnte die Lethargie der Massen den Militärs auch in anderen Ländern eine neue Chance für das Eingreifen auf der politischen Bühne bieten.

Zentral scheint die Frage nach den mittelfristigen ökonomischen Resultaten der neoliberalen Strukturreformen zu sein. Hier liegen mittlerweile einige Resultate vor, die aber eine eindeutige Beurteilung nicht zulassen. Aber selbst Fälle wie Mexiko und Chile, die in großen Teilen der Wirtschaftsjournalistik als geglückte Beispiele neoliberaler Reformen hochgehobelt werden, sind weder aktuell noch in naher Zukunft in der Lage, die o.g. Strukturdefizite des abhängigen Kapitalismus, vor allem im sozialen Bereich, zu überwinden. Dennoch kann aus einer Analyse der begrenzten und zwieschlächtigen Erfolge neoliberaler Wirtschaftspolitik nicht unmittelbar auf die Fragilität der politischen Demokratie geschlossen werden. Ein klarer Zusammenhang zwischen Regimetyp und der Art der wirtschaftlichen Entwicklung existiert nicht, weder historisch noch aktuell (Remmer, 1990). Anders stellt sich allerdings das Problem, wenn die Wahrnehmung dieses Zusammenhangs durch relevante Bevölkerungsteile betrachtet wird; in diesem Fall könnte durchaus - entgegen den objektiven Befunden - eine Vorstellung etwa von der Art auftauchen, daß autoritäre Regime die ökonomisch bessere, effizientere Wirtschaftspolitik betreiben können und diese Regime sogar die Fürsorge für sozial schwache und unterprivilegierte Schichten besser gewährleisten können als dies den demokratischen Regierungen und beim Obwalten bloßer Marktgesetze möglich ist. Diese zur Mentalität verdichtete Sichtweise ist in Lateinamerika in gewissem Ausmaß durchaus noch verbreitet, wenngleich sie durch die in jeder Hinsicht desaströsen Erfahrungen mit den Militärdiktaturen an Überzeugungskraft zweifellos eingebüßt hat. Wenn von einer grundlegend veränderten "politischen Kultur" in Lateinamerika nach der Periode der Militärdiktaturen die Rede ist, und dieser neuen politischen Kultur zugetraut wird, die seit Jahrzehnten übliche Pendelbewegung zwischen Demokratie und Diktatur endlich zugunsten stabiler demokratischer Verhältnisse stillzustellen, so ist damit dieser Anti-Militäreffekt vorwiegend gemeint. Ob damit zugleich auch ein paternalistischer Autoritarismus, möglicherweise populistischer Prägung, abgewirtschaftet hat, müßte erst noch genauer überprüft werden. Gewiß haben neue Dimensionen der Selbstorganisation und Mobilisierung am Ende der Militärdiktaturen viele lateinamerikanische Gesellschaften weniger paternalistisch und autoritär werden lassen als dies vordem der Fall war. Manche Autoren sprechen sogar von einer "Explosion neuer sozialer Bewegungen" und, wie der argentinische Politologe G. O'Donnell, von einer "Wiederauferstehung der zivilen Gesell-

⁴ Hiermit ist die allgemeine Skepsis gegenüber bloßen - häufig von massivem Wahlbetrug begleiteten - Wahlprozeduren gemeint. Die in den populistischen Ideologien und Mentalitäten wirksame Gleichsetzung von "Liberalismus" mit "Demokratie" und von beiden mit kaum verhüllter "Herrschaft der Oligarchie" ist - verständlicherweise - immer noch stark verbreitet.

schaft". Damit ist vor allem die Bildung zahlreicher Menschenrechtsgruppen während der Militärdiktatur gemeint, die Entfaltung kirchlicher Basisbewegungen, die enorme Ausbreitung von unterschiedlichen Varianten der Frauenbewegung, deren außerordentliche Rolle während des Übergangsprozesses zur Demokratie erst jetzt stärker ins Blickfeld der Forschung rückt; auch das Wiederaufleben von indigenen Bevölkerungsbewegungen (z.B. in Ecuador, Bolivien und Mexiko) verweist auf neue Oppositionspotentiale. In einigen Fällen ist es zu einer stärkeren autonomen Entwicklung der Arbeiterbewegung gekommen (z.B. im Falle Brasiliens). Insgesamt kann von einer wacheren Öffentlichkeit, von kritischeren Medien gesprochen werden, ohne die z.B. die Aufdeckung gravierender Korruptionsfälle bei höchsten Amtsträgern, wie in Brasilien und Venezuela unmöglich gewesen wäre.

Diese neuen Elemente der gesellschaftlichen Wirklichkeit stellen zweifellos einen erheblichen Fortschritt dar und sind als nicht zu unterschätzendes Gegengewicht zu einer evtl. erneuten Militarisierung oder Entdemokratisierung der Gesellschaften Lateinamerikas anzusehen. Aber sie haben sich bisher nur sehr beschränkt als Ansatzpunkte zur Vertiefung des Demokratisierungsprozesses erwiesen: Der Höhepunkt ihrer Wirksamkeit lag gegen Ende des Militärregimes und im Übergangsprozess selbst. Mit der Rückkehr der politischen Parteien, der Wahlprozeduren, der Ämtervergabe etc. sind diese sog. neuen sozialen Bewegungen in vielen Gesellschaften mehr oder minder in den Hintergrund getreten oder gedrängt worden. Sie sind außerdem in sich und im Verhältnis zueinander zersplittert und wenig in der Lage, allgemeine politische Alternativen zu entwickeln, zu bündeln und als reale Opposition zu erscheinen. Wenn aber eine ernsthafte Opposition mit realen Alternativvorstellungen fehlt, kann - trotz zunehmender hoher sozialer Polarisierung der Bevölkerung - die bestehende politische Herrschaftsform der formellen Demokratie durchaus weiterexistieren. Aufgrund der "Fernwirkungen" der Militärdiktaturen, der verbliebenen militärischen Kontrollmöglichkeiten, der beschriebenen sozialstrukturellen Atomisierung und nicht zuletzt der Bereitschaft vieler ehemals linker Politiker und Intellektueller, den "gesellschaftlichen Konsens" (in Form von "Pakten" oder "konzertierten" Aktionen) fast um jeden Preis zu suchen, sind systemkritische Bewegungen nahezu überall schwächer geworden. Der Niedergang des sog. Realsozialismus hat diese Tendenz noch bestärkt. Insofern besteht für die bürgerlich-demokratischen Regimes kein Anlaß sich zurückzuziehen, und es gibt keinen aktuellen Grund für die gesellschaftlich Mächtigen, sie zugunsten autoritärer bzw. diktatorischer Regimevarianten auszuwechseln. Es ist also denkbar und nach Lage der Dinge am wahrscheinlichsten, daß die ökonomisch mäßigen Ergebnisse neoliberaler Strukturreformen und ihre kraß unsozialen Implikationen die vorhandenen Spannungen zur politischen Demokratie - mangels realer Alternativen - nicht per se zuspitzen werden. Formelle Demokratie und wachsende soziale Polarisierung sind keine absoluten Gegensätze; weder

die modernisierungstheoretische Annahme: Stabile Demokratie nur bei wirtschaftlicher Entwicklung und allgemeiner Prosperität, noch die katastrophistische Vision mancher Dependenztheorien: ökonomische Stagnation und soziale Polarisierung als entscheidende Determinante der Alternative: "Antikapitalistische Systemüberwindung oder restaurative Diktatur" ("Sozialismus oder Faschismus") hat sich als zutreffend erwiesen.

Vielleicht werden die Gesellschaften Lateinamerikas noch eine Zeitlang mit dem eingangs genannten Paradoxon leben müssen: Gerade weil die von den abgetretenen Militärdiktaturen freigesetzten demokratischen Potentiale zu schwach für das Vorantreiben des Demokratisierungsprozesses in Richtung auf substantielle Partizipation, höhere soziale Gerechtigkeit etc. sind, erweist sich die bestehende politische Demokratie - trotz wachsender sozialer Widersprüche - als vergleichsweise stabil. Eine gesellschaftlich koordinierte und wirksame Opposition gegenüber dieser düsteren Perspektive wird sich erst wieder entfalten können, wenn die kollektive Erinnerung an die ungeheueren Brutalitäten der Militärregime zu verblasen beginnt und die sich ausbreitenden akuten Überlebensnöte von wachsenden Bevölkerungsteilen in *neue Politikformen* und *-inhalte* umgesetzt werden. Ob und wann dies sein könnte, vermag heute wohl niemand zu sagen.

Literatur:

- Anderson, P. (1988): Dictadura y democracia en America Latina, in: ders. Democracia y socialismo, Buenos Aires, S. 43-46
- Boris, D. (1993a): Fünf Jahrzehnte erfolgloser Stabilisierungspolitik. Der Internationale Währungsfonds in Lateinamerika, in: Informationsbrief-Sonderdienst Weltwirtschaft und Entwicklung, Bonn, 8-9/93 (5. Nov. 1993), S. 1-7
- Boris, D. (1993b): Die Stabilisierungs- und Anpassungspolitik in der Dritten Welt. Ökonomische, soziale und ökologische Folgen, in: Arbeitsrecht im Betrieb, Köln, Nr. 12 (Dez. 1993), S. 764-769
- Krumwiede, H.W. (1993): Zu den Überlebenschancen von Demokratie in Lateinamerika, in: Lateinamerika Jahrbuch 1993, Frankfurt/M, S. 9-30
- Mainwaring, S. u.a. (Hg.) (1992): Issues in Democratic Consolidation. The New South American Democracies in Comparative Perspective, Notre Dame
- Müller-Plantenberg, U. (1991): Marktwirtschaft und Demokratie in Lateinamerika, in: PROKLA, Nr. 82, (März 1991), S. 74 - 89
- Nohlen, D. (1986): Militärregime und Redemokratisierung in Lateinamerika, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 1. März 1986, S. 3 - 16
- Remmer, K.L. (1990): Democracy and Economic Crisis: The Latinamerican Experience, in: World Politics, Vol. 42, No. 3, S. 315 - 335

"Wir schaffen Fakten"

'Neu Denkende' beim Konstruieren

An Frau Plümachers und Herrn Vogels (im folgenden: PV) erstaunlicher Replik in Z 16 (238ff.) auf meine Rezension von Sandkühlers *Wirklichkeit des Wissens* (WW) in Z 15 (221ff.) verstehe ich zunächst so viel: unzufrieden mit meiner haben sie sich ihre eigene Besprechung geschrieben, und zwar eine des vorbehaltlosen Einverständnisses mit ihrem Gegenstand. Eine solche Rezension ohne Kritik hätte ich nicht schreiben können und wollen. Wäre dies alles, könnte man es damit belassen, die Leser zu einer erneuten Lektüre aufzufordern, um sie beurteilen zu lassen, ob PV meine Positionen angemessen darstellen. Man brauchte dabei nur auf Lektürebereitschaft zu vertrauen. Dieses "nur" kann jedoch sehr viel bedeuten, wenn man es mit Lesern zu tun bekommt, die "Aufhorchen" oder das "In-Händen"-Halten von Texten für geeignete Lesemethoden halten.

Leider aber begnügen sich PV nicht damit, das zu mißdeuten, was ich geschrieben habe. Im überschwenglichen Drang des Konstruierens läßt sie die Kunst des Zeichenschens 'Fakten' wahrnehmen, die buchstäblich durch nichts in meinem Text abgedeckt sind. Sie haben politische Visionen, mehr noch: ihre ganze Replik ist politisch disponiert und wird dadurch erweiterungsbedürftig.

PV verbinden meine Rezension mit Differenzierungen "innerhalb der 'Erneuerer'", mit "Bestrebungen", die auf die "Ausgrenzung" derer hinausliefen, "die Prinzipien Gorbatschowschen 'neuen Denkens' vertreten" (Z 16, 238). Ob sie mit dieser doch sehr engen dichotomischen Verortung Sandkühlers Denken gerecht werden, lasse ich dahingestellt. Was mich angeht: Ich hatte und habe mit den Fraktionskämpfen in der (Ex-)DKP nichts zu tun, folglich auch nichts mit Differenzierungs- oder Zerfallsprozessen ihrer 'Erneuerer'-Fraktion.

Ohne Rücksicht auf die Texte, mit denen sie sich vorgeblich auseinandersetzen, überpolitisieren PV in ihrer Replik eine philosophische Debatte¹ und verbinden Autoren so zu einem Block, daß bisweilen kaum noch gesagt werden kann, ob ihre Bezeichnungen auf Heinz Jung oder auf mich gemünzt sind. Wer Überpolitisierung und Blockbildung (oder heißt das heute Blockkonstruktion?) für irgend etwas Neues unter der Sonne hält, weiß entweder nichts von der Geschichte 'seiner' Bewegung oder will ein solches Wissen nicht zulassen.

Nun kann die politische Einordnung noch für einigermaßen differenziert gelten, vergleicht man sie mit ihrer Übersetzung in eine theoretische Kon-

¹ Sandkühler polemisiert zu Recht gegen Überpolitisierung, beteiligt sich aber unter seinem Niveau an dieser Unsitte, wenn er Widerspiegelungstheorie ideologiekritisch mit der Haltung des Einverständnisses mit Unfreiheit und Alternativlosigkeit kurzschließt (vgl. WW, 375, 388f.).

stellation. Denn da wird mir schlicht die Parteinahme für "ein in Lehrbüchern fixiertes Denkgebäude 'dialektischer Materialismus'" unterstellt (Z 16, 241). Auch hier wüßte ich nicht, wie PV dies mit Äußerungen in meinem Text belegen könnten, abgesehen davon, daß unklar bleibt, was sie eigentlich unter ihrem Bezeichnungskonstrukt 'dialektischer Materialismus' verstehen.² Kritische Auseinandersetzung mit Sandkühlers Denken unter Dogmatismusverdacht zu stellen, ist ein Immunisierungsversuch. Nichtdogmatisches marxistisches Denken in Westdeutschland beginnt nicht mit und besteht nicht allein in Sandkühlers Denken. Ebenso wenig beginnen theoretische (und auch politisch-ideologische) Differenzierungen mit der Zersetzung der DKP und ihrer ehemaligen Fraktionen. Was denen, die an diesem Milieu kleben und nicht wahrhaben wollen, daß ihre höheren Indianerspielchen für Leute, die nicht erwachsen werden können oder wollen, ausgespielt sind, als Differenzierung ihrer Mini-Fraktion vorkommen mag, steht in Wirklichkeit in ganz anderen Kontexten und in der Tradition älterer Konflikte.³

Marxistisches philosophisches Denken in Westdeutschland war - selbst auf denkbar kleiner personeller Basis - differenziert in die praxeologische Richtung im Umkreis der Frankfurter Schule, in eine widerspiegelungstheoretisch-erkenntnistheoretische (Sandkühler), in eine naturontologische (Holz), eine ideologie- und kulturtheoretische, philosophiekritische (Haug) und eine von Peter Ruben inspirierte arbeitstheoretische Richtung um Peter Furth. Auf keine paßt das Verdikt des Dogmatismus. Sie standen (oder stehen) in Verhältnissen der Kooperation, der Kontroverse oder wechselseitigen Nichtzurkenntnisnahme. Knotenpunkte ihrer Entwicklung, in denen philosophische Fragen in politische umschlugen oder philosophische Differenzen durch politische zugespitzt bzw. von diesen überlagert wurden, waren die Widerspiegelungsdiskussion der 70er Jahre, die übergang in eine Sozialismuskritik, die Ausbürgerung Biermanns, die Auseinandersetzung um System und Kritik im Marxismus, schließlich auch

² Man achte bei ihrer Charakterisierung "marxistischer Widerspiegelungstheorie" (Z 16, 239) darauf, wie sie Benennungen für das Agens der Widerspiegelung sowie die Modalisierung richtigen Bewußtseins (von der Möglichkeit zur Notwendigkeit/Zwangsläufigkeit) wechseln. Diese ganze Passage ist m.E. ein Exemplum unseriöser Argumentation.

³ 1990 hatte ich ein längeres Manuskript zum Thema "Verdrängung, Renaissance, Krise: Rückblick auf den westdeutschen Marxismus" abgeschlossen. Daraufhin baten mich einige japanische Kollegen um die Ausarbeitung einzelner Aspekte. So erschien 1992 u.a. ein Aufsatz zur "Widerspiegelungsdiskussion" im "Argument". Man hatte mich darum gebeten, weil es in den 70er Jahren eine ähnliche Konstellation im japanischen Marxismus gab. Meine Sandkühler-Rezension war ein Nebenprodukt dieser Auftragsarbeit. Sie landete eher zufällig bei Z, ohne daß ich sie dort fehl plazierte fände. Z ist für mich etwas anderes als das Organ der von mir eher kritisch beurteilten DKP-'Erneuerer'. Zum engeren Kontext meiner Rezension gehört vor allem Thomas Laugstiens Kritik an der Europäischen Enzyklopädie. Sollten PV meine Hinweise zum Anlaß nehmen, versäumte Lektüren nachzuholen, werden sie bei Laugstien einen Hinweis auf das deutschsprachige Manuskript meines Aufsatzes zur Haug-Sandkühler-Debatte finden. Damit sie das beim 'Aufhorchen' nicht wieder mißverstehen: auch Hans Jörg Sandkühler kennt dieses Manuskript.

die Auseinandersetzung um die "Düsseldorfer Debatte", die vielleicht interessanteste Zeitschrift des westdeutschen Marxismus, deren rasches Ende möglicherweise vor allem eines demonstrierte: die Resonanzlosigkeit kritisch-marxistischen Denkens nicht nur im Umkreis der DKP.⁴ Daß es bei PV keinen Hinweis auf diese Konstellationen gibt, ist symptomatisch. Auf andere Weise symptomatisch ist, wie es bei Sandkühler Hinweise darauf gibt (WW, 152). Ist dort die Position von Holz noch identifizierbar, bleiben Hinweise auf "Bewußtseins- und Ideologietheorie" und auf gesellschaftswissenschaftliche Naturalisierung der Erkenntnistheorie seltsam adressatenlos und vage (vgl. Laugstien, 542 f.).

Das führt auf die zwei zentralen und zusammenhängenden Widerspruchskomplexe, die ich an Sandkühlers Denken identifiziert und - soweit das in einer Rezension möglich ist - erörtert habe.

Eine Gruppe von Widersprüchen resultiert daraus, daß das Buch eines des Überganges von der Widerspiegelungstheorie zum internen Realismus ist. Unverträglichkeiten zeigen sich etwa in Sandkühlers Äußerungen zum Problem der Repräsentation oder zu ontologischen materialistischen Annahmen. Terminologisch wird das dadurch überspielt, daß zentrale Begriffe wie "Theoriegeladenheit" oder "Konstruktion und Erfahrung" keine spezifische Bedeutung haben, also eine realistische und antirealistische Lesart ermöglichen. In diesen Zusammenhang gehört mein Hinweis auf die Texte, die dem Buch zugrundeliegen, und auf die Bearbeitung, die sie erfahren haben. Das gehört zum philologischen Handwerkszeug. Daß PV schon in seiner Anwendung eine "Diffamierung" sehen, ist eine der eher komischen Seiten ihrer Replik. Zu genau wollte es man ja noch nie wissen! PV zitieren meine *Beobachtung*, daß Sandkühler in der Bearbeitung der Texte "jede affirmative Selbstverortung im Feld materialistischer Dialektik" getilgt hat, und *unterstellen* mir, diese zu vermissen. Dabei verkehren sie meine Intention. Ich kritisiere Sandkühler dafür, daß er es bei einer Bereinigung der Selbstetikettierung beläßt und vor den immanenten 'diachronischen' Widersprüchen seines Textes haltmacht. Die Darstellung des Marxismus und die Distanzierung von ihm ist ein *internes* Problem des Textes und muß *daher* in einer Rezension erörtert werden und nicht, weil es darum ginge, ob Sandkühler "noch zum Kreis der Marxisten zu zählen sei" (Z 16, 238). Diese Frage, von Sandkühler für den Bereich marxistische Philosophie mittlerweile selbst beantwortet, ist in interner Perspektive gleichgültig. Ich stimme mit Sandkühler überein: "Es gibt aber auch die Möglichkeit, sich vom Boden eines anderen Paradigmas her ernsthaft für Marx und Engels und für den Marxismus zu interessieren." (1992 b, 15)

Ich kenne Sandkühlers Gründe dafür, sich vom Projekt einer marxistischen Philosophie zu verabschieden, nicht nur "von *bestimmten* Positionen in der marxistischen Philosophie" (Z 16, 238), und nenne sie auch - entgegen PV's

⁴ Vgl. die frühe Auseinandersetzung mit Sandkühlers Postmarxismus bei Thomas Neumann 1987, 35ff.

Behauptung - in meiner Rezension. Zugleich aber gestatte ich mir die Frage nach der Tragfähigkeit von Gründen, die mit Pauschalisierung und Anonymisierung der Kritisierten operieren. Damit stelle ich diesen Aspekt nicht in den "Mittelpunkt", wie PV meinen. Im Gegenteil, ich spreche von einem "Nebenkriegsschauplatz", zumindest in der Perspektive Sandkühlers, einem freilich "nicht gänzlich" unwichtigen, solange man den Anspruch ernsthafter Beschäftigung mit Marx und Engels und dem Marxismus erhebt.⁵ Meiner Frage nach der *Tragfähigkeit* von Thesen und Ansprüchen Sandkühlers begegnen PV damit, daß sie mir und den Lesern eben diese Thesen und Ansprüche erneut vorhalten, als sei mit solchen Wiederholungen irgendetwas gewonnen.

Man könnte nun die Frage stellen, warum Sandkühler solche Unverträglichkeiten unbearbeitet läßt, und fände eine Antwort vielleicht in der immanenten Widersprüchlichkeit der Position, die am vorläufigen Ende eines Kontinuums von Selbstrevisionen steht: des internen Realismus. Dessen konstitutionalistisches Konzept der Theoriegeladenheit der Erfahrung und Erkenntnis ist untrennbar verknüpft mit dem, was Winfried Franzen das "Mehrere-Versionen-Motiv" bei Putnam genannt hat (1985, 171), also der Zurückweisung der Vorstellung von der *einen* wahren Theorie. Damit steht Sandkühler vor mindestens folgenden Schwierigkeiten: 1. Wie ist der notwendige Theorien-Pluralismus zu vereinbaren mit dem Anspruch, an der Idee der "Einheit und Ganzheit" des Wissens (WW, 374) festzuhalten? Hierzu findet man vor allem bei Laugstien einige kritische Beobachtungen, auch Vermutungen. 2. Für mich zentral ist die Frage, wie Putnam und in seinem Gefolge Sandkühler die Fallen des Relativismus umgehen wollen. Ich zitiere das Problem, und zwar ausdrücklich aus einem nicht-marxistischen Kontext: "Wenn", wie bei Putnam und Sandkühler nicht 'alles möglich' sein soll, der Relativismus vermieden und daher "an der Dimension von Richtigkeit und Falschheit, von Besser und Schlechter festgehalten werden soll, dann, so scheint mir, gibt es auch Grenzen für den Internalismus selbst. Dasjenige nämlich, wodurch manche Versionen nicht zugelassen, sondern ausgeschlossen werden: was sollte das anders sein als etwas an oder in der Wirklichkeit selbst? ... Ein solches 'etwas' kann man vielleicht nur *unterstellen*, denn es gibt in der Tat keine Möglichkeit, seiner theorieunabhängig habhaft zu werden. Wenn man jedoch diese Unterstellung macht, wird es fragwürdig zu sagen, daß die Wirklichkeit *selbst* theorieabhängig ist." (1985, 174; vgl. auch Franzen 1992, 44)⁶ Hieran sollte man noch den Hinweis anschließen, für den man sich vor noch nicht allzu langer Zeit in einer Zeitschrift marxistischen Anspruchs vielleicht geschämt

⁵ Vgl. Laugstien 1992, 541. Im Unterschied zu ihm glaube ich nicht, daß es Sandkühler jemals um eine "Rückkehr zum Ursprung" (544) der marxistischen Theorie ging.

⁶ Franzen beeindruckt insbesondere durch die Erörterung von Implikationen der Fischnetz-Metapher der Erkenntnis (1992, 33 ff.). Er plädiert dafür, Erkenntnis als Repräsentation durch Interaktion zu fassen (39).

hätte, nämlich daß Theorien unterschiedliche 'Aggregatzustände' kennen, viele von ihnen z.B. in praktischen Zusammenhängen *funktionieren*.

Im Unterschied zu seinen Verteidigern sieht Sandkühler diese Schwachstelle des internen Realismus ziemlich genau; ausdrücklich attestiert er ihm eine "philosophische Unsicherheit", nämlich "gegen einen solipsistischen Antirealismus nicht hinreichend" abgesichert zu sein (1992 a, 76). Sandkühler sieht bekanntlich einen Ausweg im Rekurs auf apriorische logische Konstanten, die nicht nur die Erfahrungssynthese, sondern sogar Wissen sichern sollen. Unter Apriori sind keinesfalls die "Denktraditionen" zu verstehen, die PV mehrfach ins Feld führen. Das wäre eher der Sandkühler von 1973. 1991 fällt alles, was als 'relatives Apriori' "in marxistischen Argumentationen gängige Münze" geworden ist, unter das Verdikt, als bloß rhetorisches Zugeständnis sensualistischer Widerspiegelungstheorie in sich widersprüchlich zu sein (WW, 358). "Als 'apriorisch' können nur absolut (d.h. ontogenetisch und phylogenetisch) erfahrungsunabhängige Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrungssynthese bezeichnet werden." (ebd., 356) Das ist aber ein problematisches Feld. Angesichts fortschreitender "Bemühungen zur Naturalisierung des Apriorismus-Problems" könnte es diesem 'Gott' der Erkenntnistheorie gehen wie dem Gott der Wissenschaftler: er wird zu einer in ihren Beständen gefährdeten Restgröße oder - wie Sandkühler in kritischer Revision seiner Ausführungen von 1991 mittlerweile einräumt - zum "Postulat", dessen Aufstellung "von starken Rationalitätsannahmen geleitet wird" (1992 a, 67).

Könnte dies nun der Grund dafür sein, daß Sandkühler die These des 'metaphysischen Realismus' von der Bewußtseinsunabhängigkeit der Realität zwar als selbstwiderlegend verwirft, aber dennoch fortfährt von "Realobjekten" zu reden (WW, 35, 347 f., 365), gar "von der Erfahrung jener Eigengeartetheit der Dinge ausgeht, deren determinierende Kraft als Ursache und Grund man nur um den Preis des kognitiven und praktischen Scheiterns mißachten kann" (ebd., 360)?⁷ Könnte man denn auch ohne diese Annahme triftig von einer Dynamik reden, "aus der Theorieüberprüfung, Theorierevision und Theorierevolution erwächst" (WW, 21)? Und wäre ohne diese Annahme eine Kommunikation zwischen verschiedenen Theorieschulen überhaupt möglich und sinnvoll?

Von diesem Problembewußtsein sind PV - man muß es wiederholen - denkbar weit entfernt. Inkonsistenzen, Mißverständnisse, Fehltritte? Ge-

⁷ Es liegt aus vielen Gründen nahe, Sandkühlers Position mit der Epistemologie Althusser zu vergleichen, schon um dem Vorurteil vorzubeugen, eine "Entheroisierung" des Denkens der Klassiker beginne mit Sandkühler. Zu Recht macht Laugstien darauf aufmerksam, daß Althusser für Sandkühler nur als Urheber der Formel von der "Philosophie als Klassenkampf in der Theorie" existiert. Trotz seiner 'mechanischen' (wie man gesagt hat) Trennung von 'Real-' und 'Erkenntnisobjekt' kannte Althusser das Ausgeschlossene und unter Umständen flüchtig Anwesende in einer Theorie, ja, wie der Kant-Kritiker Georg Forster wußte er um das "Paradox einer Antwort ohne entsprechende Frage" (1972, 33).

weiß, es hat sie einmal gegeben, bei den 'Klassikern' von gestern, aber es scheint sie, ginge es nach PV, nicht zu geben bei den modernen Klassikern des 'Neuen Denkens'. "Wir leben", schreiben sie, "in unseren Wissensverhältnissen und können nur eine Theorie oder Sichtweise zugunsten einer anderen verlassen." (Z 16, 240) Es gibt Gründe, diesen Satz ideologiekritisch zu lesen, als Indiz einer Suche oder Sucht nach Weltbildgewißheit, der alle anderen Fragen, Fragen des Denkens und der Erkenntnis, untergeordnet werden. Das ist weniger "befremdlich" als auf eine schreckliche (oder langweilige) Weise zu vertraut. Wie gestern der Marxismus mit dem exoterischen Fanatismus von Novizinnen und Novizen traktiert wurde, ergeht es heute dem internen Realismus. Mit *Denkverboten* kann man darauf nicht reagieren, aber vielleicht hilft die Verbindung von Kritik, Geduld und Hoffnung, für deren Wirkung es eine populäre Metapher gibt: "einstürzende Neubauten".

Hans-Otto Röber

Literatur

- Althusser, Louis, 1972: Einführung: Vom 'Kapital' zur Philosophie von Marx. In: Ders. u. E. Balibar: Das Kapital lesen I. Reinbek bei Hamburg, 11-93.
- Franzen, Winfried 1985: "Vernunft nach Menschenmaß" - Hilary Putnams neue Philosophie als mittlerer Weg zwischen Absolutheitsdenken und Relativismus. Philosophische Rundschau 32, 161-197.
- Franzen, Winfried 1992: Totgesagte leben länger. Beyond Realism and Anti-Realism: Realism. In: Realismus und Antirealismus. Herausgegeben vom Forum für Philosophie Bad Homburg. Frankfurt am Main, 20-65.
- Laugstien, Thomas 1992: Eine enzyklopädische Metamorphose des Marxismus-Leninismus? Zu Sandkühlers philosophischem Wörterbuch. Das Argument 194, 529-548.
- Neumann, Thomas 1987: Der Ausbruch einer Ketzerei. Hans Jörg Sandkühlers Humanismustheorie. Düsseldorfer Debatte, H. 5, 35-42.
- Röber, Hans-Otto 1992: Nishi doitsu ni okeru haneiron-ronso no sokatsu - "Argumento shi no ronso o megutte. In: Tokyo Yuibutsuron-Kenkyukai (Hrsg.): Marukusu-shugi shiso - doko kara doko e. Tokyo, 189-213.
- Sandkühler, Hans Jörg 1992 a: Epistemologischer Realismus und die Wirklichkeit des Wissens. Eine Verteidigung der Philosophie des Geistes gegen Naturalismus und Reduktionismus. In: Wirklichkeit und Wissen. Eine Ringvorlesung im Sommersemester 1991, herausgegeben im Auftrag des Zentrum Philosophische Grundlagen der Wissenschaften von Hans Jörg Sandkühler. Bremen (Schriftenreihe Band 12), 57-85.
- Sandkühler, Hans Jörg 1992 b: Die Welt im Spiegel - Welt als Konstruktion. Marx-Engels-Stiftung Wuppertal. 27.-29. März 1992. Dokumentation einer Kontroverse. Bremen.

Kein neuer Nationalismus

Ein "Kleines Politisches Wörterbuch" aus dem Dietz Verlag klärte dereinst seine Leser auf: "Mit dem Übergang vom Kapitalismus der freien Konkurrenz zum Imperialismus wurde der *Nationalismus* zu einem ideologischen Instrument der imperialistischen Expansions- und Kolonialpolitik (...)." Chauvinismus, so hieß es weiter, sei ein "extremer, expansionistischer Na-

tionalismus, der mit Völkerhaß und Kriegshetze verbunden und auf die offene, direkte und brutale Diskriminierung, Unterjochung und Ausplünderung anderer Nationen und Völker gerichtet ist." In der Tat war dies das Verständnis von *Nationalismus*, das die Linke über Jahre hinweg, unabhängig von den divergierenden Auffassungen ihrer einzelnen Strömungen, gepflegt hat. *Nationalismus* - das war nach der Epoche der bürgerlich-demokratischen Revolutionen stets eine reaktionäre Ideologie, die im Dienst des militaristischen Expansionsstrebens des Imperialismus stand.

Zwei Weltkriege gaben Anlaß genug zu einem solchen Verständnis von *Nationalismus*. In beide Weltkriege waren die deutschen Massen - und auch Teile der deutschen Arbeiterschaft - unter den Vorzeichen des *Nationalismus* gezogen. Zumindest in den ersten dieser beiden Kriege mit kaum zu leugnender Begeisterung.

Heute meinen große Teile der Linken aufgrund der Ablehnung der Zuwanderung durch die Mehrheit der Bevölkerung, einen "neuen Nationalismus" nicht nur in Osteuropa, sondern auch in Deutschland ausmachen zu können. Doch einen *Nationalismus*, der ein militaristisches Expansionsstreben *einschließt*, in der heutigen bundesrepublikanischen Gesellschaft zu finden, fällt schwer. Abgesehen von gesellschaftlichen Randgruppen kommt es niemandem mehr in den Sinn, sein Leben für Schlesien oder Königsberg einzusetzen. Vollends ernüchert durch die finanziellen Lasten der Einheit, kann man die bundesrepublikanische Bevölkerung heute nicht wirksamer in Angst und Schrecken versetzen als durch die Parole "Schlesien bleibt unser!". Für Schlesien will niemand zahlen und erst recht nicht mit dem eigenen Leben.

Die Bevölkerung der BRD hat mit dem "Nationalismus" der beiden Weltkriege nichts, aber auch gar nichts zu schaffen. Wer heute "Deutschland" im Munde führt, will seinen bescheidenen Lebensstandard behalten und ist nicht bereit, daran Abstriche zu dulden; weder aufgrund der Zuwanderung fremder Nationalitäten und Ethnien noch aufgrund der Zuwanderung "blutsverwandter", "deutschstämmiger" Aussiedler. Dies ist kein *Nationalismus* klassischer Art. "Deutschland" ist eine Chiffre für etwas ganz anderes, dem *Nationalismus* direkt entgegengesetztes geworden, nämlich die eigene, individuelle Lebenslage. Die Bevölkerung führt nicht "Deutschland" im Munde, sondern fordert einen "Stop der Zuwanderung". Diese Forderung wird von der Linken mit dem Verdikt des Nationalismus und Rassismus belegt!

Die Zuwanderungsfrage ist eine soziale, keine nationale Frage

Mit dem Jahr 1987/88 gerieten die Verhältnisse in der Bundesrepublik langsam in Bewegung. Die Auflösung des Ostblocks setzte eine Wandlungsbewegung in Gang, die ihr Ziel hauptseitig in der Bundesrepublik hat. Von 1988 bis 1991 siedelten über eine Million DDR-Bürger nach

Westdeutschland über. Zusätzlich nahm die BRD von 1988-1990 eine Million Aussiedler auf. Deren Zahl pendelt sich gegenwärtig auf etwa 200.000 Personen pro Jahr ein. 1992 überschritt die Aufnahme von Asylbewerbern nach Art. 16, davon über zwei Drittel osteuropäischer Herkunft, die Zahl von 500.000. Hinzu kamen illegal Einreisende (1992: 310.000) und nicht statistisch erfaßte Bürgerkriegsflüchtlinge. Flankiert wird diese Zuwanderung von einem relativ konstanten Zuzug von etwa 250.000 Personen pro Jahr im Zuge der Familienzusammenführung.

Kein Staat der Welt und kein Wirtschaftssystem kann Arbeitsplätze und Wohnungen für eine jährliche Zuwanderungsrate von 500.000 bis 1.000.000 überwiegend unqualifizierter Arbeitskräfte schaffen. Weder gigantische Wohnungsbauprogramme noch eine Ausdehnung von ABM sind in der Lage, eine solche Zuwanderung zu kompensieren. Begann die Zuwanderungswelle in einer Zeit wirtschaftlicher Prosperität, in der das Kapital Hunderttausende von neuen Arbeitskräften absorbierte, so zahlen auf dem Boden der Krise Arbeiter und soziale Unterschichten die Kosten der Zuwanderung.

Die Kosten der Zuwanderung verteilen sich keineswegs gleichmäßig auf die verschiedenen Klassen und Schichten. So wie die Arbeiterklasse und die sozialen Unterschichten die Lasten der gegenwärtigen Krise hauptseitig auf ihren Schultern tragen, so zahlen sie seit geraumer Zeit auch die Kosten der Zuwanderung. Sie konkurrieren mit den Zuwanderern um wenig qualifizierte Arbeitsplätze und billige Wohnungen, und sie leisten in ihren Wohnvierteln die reale Assimilationsarbeit, während es sich gutsituierte Akademiker (noch) leisten können, in der Zuwanderung eine Bereicherung ihrer (multikulturellen) Lebensqualität zu sehen.

Die Hamburger Wahlen im September vergangenen Jahres waren in dieser Hinsicht ein politisches Lehrstück. Während das Bündnis "Linke Alternative" (AL) im Wahlkampf vehement gegen die Einschränkung des Asylrechts Stellung nahm, standen auf den Plakaten der Rechten zwei Worte, die den Linken offenbar nicht über die Lippen gingen: Arbeitsplätze und Wohnungen. Das Ergebnis ist bekannt. Während die Rechten zusammen acht Prozent der Wählerstimmen erhielten, ging die "Linke Alternative" mit 0,5 Prozent der Stimmen nach Hause. *Gewählt wurden die Rechten vornehmlich in traditionellen Arbeitervierteln, in Hamm und Wilhelmsburg gar zu 17 Prozent.*

Die Arbeiterklasse ist nicht mehr bereit, Parteien zu wählen, die ihre sozialen Interessen nicht wahrnehmen, sondern ihr größere Lasten und ein Mehr an Zuwanderung zumuten wollen. Dies gilt für die bürgerlichen Volksparteien genauso wie für die Linke.

In dieser Situation treten allein die rechten Rattenfänger für eine Begrenzung der Zuwanderung ein. Durch das Aufgreifen dieser Frage, die für die Arbeiterklasse eine soziale Frage ist, die ihre Lebenslage unmittelbar berührt, sind die Rechtsparteien von politischen Sekten zur Wahlalternative

der sozialen Unterschichten und der Arbeiterklasse geworden. Sie werden nicht auf Grund ihres Nationalismus gewählt - dieser Nationalismus hatte sie jahrelang zu einer Sektenexistenz am Rand der politischen Landschaft verurteilt -, sondern sie werden gewählt, weil sie mit der Zuwanderungsfrage ein Thema aufgegriffen haben, daß in den letzten Jahren zu einer realen Verschlechterung der Lebenslage von Arbeiterschaft und sozialen Unterschichten geführt hat. Anstatt der Linken sind es beschämenderweise die Rechtsparteien, die sich in Gestalt der Zuwanderungsfrage der Interessen der Arbeiterklasse und der sozialen Unterschichten angenommen haben. Allein gelassen von der Linken, artikuliert die Arbeiterschaft ihren sozialen Protest in die falsche Richtung - nach rechts. Und erst die rechten Parteien geben diesem Protest einen nationalistischen Anstrich.

Ohne ein Nachlassen des Zuwanderungsdrucks wird sich diese Entwicklung, gerade auf dem Boden der Wirtschaftskrise, nicht nur fortsetzen, sondern kann durchaus neue Qualitäten gewinnen und die vorhandene Parteienlandschaft grundlegend neu gestalten. Die Rechtsparteien werden zu Massenparteien auf dem Boden des Aufgreifens der sozialen Frage der Zuwanderung, die von den bürgerlichen Volksparteien auf Kosten der Arbeiterklasse gelöst und von der Linken tabuisiert wird.

"Die Arbeiter haben kein Vaterland"

"Die Arbeiter haben kein Vaterland." Diese Aussage des kommunistischen Manifests ist erst heute zu einer Realität geworden. Während 1914 und 1939 auch Arbeiter zu den Waffen eilten, interessiert den heutigen Arbeiter vor allem die monatliche Füllung seines Portemonnaies. Wir haben es spätestens seit Mitte der siebziger Jahre mit einer Arbeiterklasse zu tun, die - weitgehend uninteressiert an politischen Vorgängen, die ihre materielle Lage nicht direkt zu betreffen scheinen - ihre ökonomische Lage zum alleinigen Maßstab macht.

Während dieses politische Desinteresse in Zeiten der gesellschaftlichen Ruhe regelmäßig auftritt, ist es bemerkenswert, daß heute, "wo es bei den kleinen Leuten brodeln", die Linken keinen politischen Gewinn daraus ziehen. Hier macht sich der Mangel einer Partei bemerkbar, die bereit und in der Lage wäre, die ökonomischen Interessen der Arbeiter in politische Programmatik zu übersetzen.

"Die Arbeiter haben kein Vaterland." Die Passage des kommunistischen Manifests, der diese Aussage entnommen ist, ist in der Geschichte des Marxismus vielfach falsch, nämlich im Sinne Luxemburgs und Trozki, interpretiert worden. Rosa Luxemburg vertrat die Auffassung: "Die nationalen Interessen dienen nur als Täuschungsmittel." Dagegen verstanden Marx und Engels Nationen niemals als bloß imaginäre Gebilde, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt, deren Gesetzmäßigkeiten man also getrost ignorieren kann.

Im Zusammenhang lautet die berühmte Aussage des Manifests: "Den Kommunisten ist ferner vorgeworfen worden, sie wollten das Vaterland, die Nationalität abschaffen. Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben. Indem das Proletariat zunächst sich die politische Herrschaft erobern, sich zur nationalen Klasse erheben, sich selbst als Nation konstituieren muß, ist es selbst noch national, wenn auch keineswegs im Sinne der Bourgeoisie." Die Betonung liegt weniger auf der Tatsache, daß das Proletariat kein Vaterland hat, als in der Aussage, daß das Proletariat *sich selbst als Nation konstituieren muß*.

Die momentan vor sich gehende Loslösung der Arbeiterschaft aus der politischen Vorherrschaft der bürgerlichen Parteien ist ein erster Schritt in diese Richtung. Daß diese Entwicklung in den vorangegangenen Wahlen Stimmen für die politische Rechte brachte, liegt nicht unwesentlich an der Politik der Linken: Das Eintreten von Kapital, Mittelschichten und der politischen Linken für ein Mehr an Zuwanderung wird von den Werktätigen als Angriff auf ihre materielle Situation gewertet und an der Wahlurne politisch umgesetzt. Die Denunziation und Beschimpfung dieser Arbeiterwähler als "Ausländerfeinde", "Nationalisten" und "Reaktionäre", mag das Gewissen mancher Linker beruhigen. Um so sicherer aber werden die künftigen Wahlerfolge der Rechtsparteien und die vollständige Abwendung der Arbeiterschaft von der politischen Linken sein.

Petra Bach

"Mißachtung des Bandes der Brüderlichkeit"

Kritisches zu Petra Bach

1.

Petra Bachs implizite These, es gebe in der Arbeiterklasse der Bundesrepublik weder Nationalismus noch Rassismus, ist ein frommer Wunsch. Gerade *daß* rassistische und nationalistische Denkmuster in der Arbeiterklasse verbreitet sind, ist das Problem. Und es ist die für Linke zu beantwortende Frage, *warum* solche antisolidarischen und antihumanistischen Einstellungen in den letzten Jahren intensiver haben Fuß fassen können. Wenn man durchaus zu Recht der Lichterkettenbewegung die Abstraktheit ihres Appells an das Gute im Menschen vorhält, eines Appells, der geflissentlich an den sozialen Umständen rassistisch-nationalistischer Bewegungen und Anschläge vorbeisieht, dann ist es ebenso unsinnig, die Tatsache solcher Dispositionen in der Arbeiterklasse mit dem Verweis auf soziale Probleme wegzudefinieren. Wie es auch umgekehrt - bei Teilen der libertären Linken - unsinnig ist, *praktisch* den Sachverhalt zu ignorieren, daß die sozialen Belastungen und Identitäts-Zerstörungen der Krise den

sozialen Nährboden hierfür abgeben. Dem ist mit dem Lob des Multikulturalismus nicht beizukommen. Hieraus hätten Linke schon bei dem antirassistischen Protest der Lichterkettenbewegung eine eigenständige Position entwickeln können und müssen. Das hätte dem Konflikt mit den mitdemonstrierenden Biedermännern, die durch Sozialabbau und nationalistische Demagogie sich als eigentliche Brandstifter betätigt hatten, eine politische Dimension gegeben - was bekanntlich nicht der Fall war. Die (durchaus nicht zu verachtenden) fliegenden Eier und Farbbeutel waren eben doch nur Zeichen der Schwäche der Linken.

2.

Petra Bachs Eingangsbemerkungen lesen sich wie eine ausgesprochene Verharmlosung des Nationalismus: Die ausländerfeindliche Parole "Stop der Zuwanderung" hat ihrer Logik zufolge mit Nationalismus nichts zu tun. Denn unter "Nationalismus klassischer Art" sei eigentlich nur die Ideologie des militaristischen *Expansionismus* zu verstehen, offenbar nicht die *Abschottung* gegen Fremde. Das ist nun durchaus nicht die Lesart marxistischer Lexika aus der DDR, auf die sie sich beruft. Die verzeichneten zwar in der Regel Stichworte wie "Rassismus" nicht, verstanden aber unter Nationalismus natürlich auch die reaktionären Volksgemeinschafts- und "Volkkörper"-Ideologien, die Rassenhaß, Fremdenfeindlichkeit und Abschottung des "Volkkörpers" gegen Fremdlinge propagierten. Wenn im NSDAP-Programm zu lesen stand "Jede weitere Einwanderung Nicht-Deutscher ist zu verhindern", so war das - folgte man Petra Bach - auch kein Nationalismus.

Wieso hat, zweitens, die Bevölkerung der Bundesrepublik mit einem expansionistischen Nationalismus nichts zu schaffen? Der herrschende Diskurs, der durchaus nicht auf eisiges Schweigen bei den Bundesbürgern stößt, heißt doch gerade, daß "Normalität" angesagt ist, daß Deutschland "nach der Wiedervereinigung" eine Großmacht mit allen Pflichten ist, auch jener der Intervention "out of area". Zur Zeit noch unter UN-Hoheit und nicht überall, aber das dürfte ein Übergangsstadium sein. Natürlich ist es ein Problem, daß das auch etwas kostet. Aber da wurde doch erst jüngst ein Mann mit *Blick auf Massenstimmung* ins Rennen um das höchste Amt geschickt, der ebenso von der "Überfremdung" des deutschen Volkes sprach wie er meinte, daß "das Thema Deutschlands Vergangenheit und Sonderstellung" enttabuisiert werden müsse. Zwar mußte der Kandidat wieder aus dem Rennen genommen werden, aber die nationalistische Karte wird im "Superwahljahr", in dem es schließlich um Stimmen und Resonanz im Volke geht, weitergespielt.

Außerdem: Expansionismus funktioniert heute anders. Es reicht, wenn statt Panzern die DM rollt. *Diese* Expansion - siehe die "Schaffung von Arbeitsplätzen" in Osteuropa, bei Skoda z.B. - ist solange allgemein genehm, wie nicht bei der "Konzernmutter" die Investitionen gekürzt werden... Um

solchen "DM-Nationalismus" organisiert sich gerade die neue Brunner-Rechte, die "Ausländer raus" mit "Sicherung unserer harten Währung" verbindet. Wenn das - heute nicht weniger als früher, aber eben anders - expansionistische Großkapital in ganzseitigen Zeitungsanzeigen gegen den aufkommenden Rassismus Partei bezog, so doch nicht nur wegen des Betriebsfriedens angesichts eines hohen Ausländeranteils in den Fabriken, sondern primär wegen seiner internationalen Investitions- und Absatzfähigkeit.

Drittens: Petra Bach hat recht, wenn sie feststellt, daß die Kosten der Krise und der Zuwanderung auf die Lohnabhängigen abgewälzt werden. Das gilt allerdings auch in besonderem Maße für die ausländischen Arbeiter und Angestellten (doppelt so hohe Arbeitslosigkeit; geringerer Verdienst, wenn sie Arbeit haben; weniger Ausbildungsplätze als für deutsche Jugendliche usw.). Es gehört zur politischen Ökonomie der Ausländerbeschäftigung, daß in allen konjunkturellen Aufschwungperioden in der Geschichte des deutschen Kapitalismus (von der imperialistischen "Fremdarbeiter"-beschäftigung nicht zu reden) ausländische Arbeitskräfte angesogen wurden (vor dem 1. Weltkrieg schon über eine Million), die weniger qualifizierte, untergeordnete und schlechter entlohnte Arbeit bekamen und als Krisenpuffer nach dem "pull and push"-Prinzip fungierten. Das führte auch zu einer sozialen Unterschichtung der Arbeiterklasse (gelegentlich als "innere Kolonisierung" bezeichnet), was den deutschen Arbeitern eine in manchem bessere Stellung und subjektive "Höherwertigkeit" verschaffte: reale Ansatzpunkte für die Mobilisierung der Konkurrenz in der Klasse, wenn die Konjunktur nicht mehr florierte und die Beschäftigten nach Deutsche/Ausländer sortiert wurden. Dies ist auch eine der Quellen des in Krisenzeiten mobilisierbaren Alltagsrassismus, der "Ethnisierung der sozialen Frage". Linke reagieren darauf normalerweise mit dem Bemühen, Solidarität zwischen Ausländern und Deutschen zu festigen, statt den "nationalen Diskurs" mitzumachen und sich dabei auch noch auf Karl Marx und seine Forderung, das Proletariat müsse sich selbst als Nation konstituieren, zu berufen. Wer Marx so mißverstet, setzt an die Stelle des politischen einen völkischen Begriff von Nation.

Viertens stimmt Petra Bachs Beobachtung, daß die Rechten besonderen Zulauf in, wie sich die Wahlforschung ausdrückt, "sozial schwachen Milieus" haben und, wäre zu ergänzen, oft überproportionalen Zuzug von ehemaligen SPD-Wählern bekommen. Fast alle Wahlen der "zweiten rechtsextremen Welle" der Bundesrepublik seit der 2. Hälfte der 80er Jahre zeigen das. Beides deutet darauf hin, daß der Nationalismus zwar "aus der Mitte der Gesellschaft" (besser noch: von oben) kommt, aber in sozial stark belasteten Schichten besonders verfangt. Die Vorstellung, die Repts seien wegen ihrer Schilder "Arbeitsplätze und Wohnungen" als soziale Interessenvertretung gewählt worden, ist allerdings reichlich naiv. Wer heute DVU oder die Repts wählt, wählt sie, weil sie das allgemeine Bedürfnis nach sozialer Sicherung auf den *konkreten*, scheinbar Erfolg ver-

sprechenden Nenner "Ausländer raus", "Zuwanderung Stop" bringen. Eben das ist die Form, wie der Alltagsrassismus greift und sich artikuliert. Selbst die Interpretation, es handele sich ausschließlich um Protestwähler, geht von einer solchen rassistisch-nationalistischen Aufladung aus. Denn wer es auf diese Weise mit dem Stimmzettel "denen da oben" zeigen will, der hantiert symbolisch mit der Benzinflasche, die andere in türkische Wohnhäuser geworfen haben.

In der Tat trägt die Zuwanderung in die Bundesrepublik unter den heutigen Krisenbedingungen zur Konkurrenz in der Arbeiterklasse bei und wird von den Unternehmern so instrumentalisiert. Das zeigt sich vielleicht am deutlichsten in der Bauwirtschaft, wo Werkvertragsarbeiter, Ausländer-Kontingentierung und rechtlose, "illegale" Kolonnenarbeiter von den Großen der Bauwirtschaft als Kostendrucker in der Konkurrenz um Aufträge gegen die kleineren Betriebe eingesetzt werden. Aber ist es, wie Petra Bach unterstellt, diese Zuwanderung, "die in den letzten Jahren zu einer realen Verschlechterung der Lebenslage von Arbeiterschaft und sozialen Unterschichten geführt hat"? Sind die ausländischen Bauarbeiter die Ursache dafür, daß es bei massivem Wohnungsmangel 150.000 Arbeitslose in der Bauwirtschaft gibt? Wohl kaum. Die hohe Zuwanderung Ende der 80er Jahre (Asylbewerber, DDR-Abwanderer, Aus- und Übersiedler - zwischen 1988 und 1991 nach RWI-Angaben insgesamt 3,6 Mio, davon ein Drittel erwerbstätig) ging hauptsächlich in Wirtschaftsbereiche und Beschäftigungsverhältnisse, in denen die Arbeitskraftnachfrage nicht gedeckt werden konnte (Bergbau, Bau, Nachtarbeitertätigkeiten). Sie hat weder zu einer Verdrängung Einheimischer geführt noch die öffentlichen Kassen belastet, wenn Steuern, Sozialversicherungsbeiträge etc. und öffentliche Ausgaben (auch für die Asylbewerber) verrechnet werden; es ergibt sich, wenn schon die Kostenfrage gestellt wird, im Gegenteil ein Milliarden-Überschuß. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen geht nicht auf die Zuwanderung, sondern entscheidend auf die neokonservative Umverteilungspolitik in der Wachstumsperiode der 80er Jahre zurück, die unabhängig von der Zuwanderung durch Absenken der Lohnquote, Reduzierung der Steuerbelastung der Unternehmen und Reichen bei drastischer Anhebung für die Arbeitseinkommen zu sozialer Polarisierung und Massenarmut geführt hat. Mit der Krise ist dieser Prozeß noch gesteigert worden.

3.

Umfragen zufolge soll mehr als jeder Dritte in der Bevölkerung "Verständnis" für Rechtsradikale haben; bei der Landtagswahl in Baden-Württemberg hieß es, daß etwa 30 Prozent der Rep-Wähler gewerkschaftlich organisiert waren. Ausländerfeindlichkeit manifestiert sich jedoch im wesentlichen außerhalb der Betriebe. Das hängt nicht nur mit den sozialen Kontrollmechanismen des Betriebslebens zusammen, sondern hauptsächlich

lich damit, daß der Betrieb Ort der Kooperation ist, wo man sich kennt und in einer noch überschaubaren Welt Kollegialität und Solidarität entstehen können. Gerade das fehlt in wachsenden, von der Krise zerrütteten und die Menschen vor zunehmende Existenz- und Identitätsprobleme stellenden Sektoren der Gesellschaft (deregulierte Arbeitsmärkte; über sieben Mio leben in Armut; jährlich fehlen 200.000 Sozialwohnungen; Ruinierung der Kommunalhaushalte und Wegbrechen sozialer Betreuungseinrichtungen; Lehrstellenprobleme usw.). Diese zunehmend entfremdete, desintegrierte, für den einzelnen nicht beherrschbare Umwelt ist der Ort, wo das Angebot des Nationalismus, die demagogische Verknüpfung von Wohnungs-, Arbeitsplatz- und Asylantenfrage, wirksam wird. Darin zeigt sich der *Zusammenhang* von sozialen Problemen und rechtsradikalen Stimmungen, die Vermittlung zu den Klassenverhältnissen der Gesellschaft, ein *Zusammenhang*, den Linke in ihrer Alternative in der Tat zu thematisieren haben.

Marx hatte seinerzeit die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit als ersten Sieg der politischen Ökonomie der Arbeiterklasse bezeichnet: Einschränkung der spontanen Konkurrenz in der Arbeiterklasse, Einschränkung der "blinden Herrschaft der Gesetze von Nachfrage und Zufuhr" zugunsten von "Kontrolle sozialer Produktion durch soziale Ein- und Vorsicht" (Inauguraladresse, MEW 16, 11). Die zunehmende Internationalisierung wird *auch in Zukunft eine wachsende Migration* mit sich bringen. Es wird geschätzt, daß sich der Ausländeranteil in der Bundesrepublik in den nächsten zwanzig Jahren verdoppelt. Angesichts der demographischen Entwicklung ist das entgegen der nationalistischen Demagogie *keine* Belastung, sondern - so Gewerkschaften und Sozialversicherungsträger - begrüßenswert. Ob dies für Deutsche und Ausländer mit weiteren sozialen Belastungen verbunden ist oder nicht, hängt wesentlich von einer sozialverträglichen Steuerung und Begleitung der Zuwanderung ab. Dazu liegen Konzeptionen der IG Metall, des DGB, der Grünen, von Pro Asyl etc. vor, die - im Kern - zuerst von einer strikten Trennung zwischen Asyl- und Flüchtlingsfrage incl. Garantie des Asylrechts einerseits und der Einwanderung andererseits ausgehen; die, wenn dies gesichert ist, im Rahmen eines Einwanderungsgesetzes Regulative für Arbeitsmigranten vorschlagen, wobei es dabei keineswegs nur um Quoten, sondern ebenso um sozialpolitische Begleitmaßnahmen und rechtliche Absicherung der Einwanderer geht (Wohnungsbeschaffung, Sprachschulung, Kindergärten, Ausbildungs- und Arbeitsplätze, Einbürgerungsrecht usw.), um die "blinde Herrschaft" des Arbeitsmarktes zu steuern. Dabei werden demokratische Partizipation und Kontrollinstanzen vorgeschlagen. Zugleich wird auf eine die Ursachen von Flucht und Migration bekämpfende Entwicklungspolitik gedrungen. Ein solche Konzeption *verbindet* das Interesse von Deutschen und Ausländern an Sicherung und Verbesserung ihrer sozialen Lage auf Kosten derer, die sich an der sozialen Umverteilung bereichert haben, statt dem anti-solidarischen und die eigentlich Schuldigen entlastenden Argument nach-

zugeben, die Zuwanderer seien an Krise und sozialen Belastungen schuld. Gerade angesichts *dieser* Diskussion ist es eine mehr als merkwürdige Position, die Petra Bach uns präsentiert; und sie ist politisch gefährlich, weil sie den rechten "Argumenten" folgt. Die "Mißachtung des Bandes der Brüderlichkeit, welches die Arbeiter der verschiedenen Länder verbinden und sie anfeuern sollte", heißt es in der zitierten Inauguraladresse, wurde noch stets durch ihre gemeinsame Niederlage bestraft.

André Leisewitz

Realer Sozialismus? Im Prinzip ja, aber...

Um es in der einer Leserzuschrift angemessenen Kürze zu sagen: Ich halte Willi Gerns Antwort auf die Frage "Was bleibt vom Konzept des 'realen Sozialismus'?" (Z 16, Dezember 1993, S.54 ff.) als Startloch für einen "neuen Anlauf zum Sozialismus" ungeeignet. Ich sehe darin eher einen - mir verständlichen - Reflex auf die Aufarbeitung der DDR-Geschichte à la Eppelmann und den Übermut einer abgeschminkten Ausbeuterordnung.

Mit seinem Katalog von elf Leistungen des "realen Sozialismus", einer geläufigen Aufzählung von *Errungenschaften*, wird man in der politischen Auseinandersetzung schlechte Karten haben. Die Menschen werden nach den Nebenwirkungen fragen, sich ihrer erinnern. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, jede dieser Leistungen zu hinterfragen. Zum Verständnis nur dies: Wer wollte leugnen, daß die Beseitigung von Arbeitslosigkeit eine Errungenschaft ist und ein vorrangiges Ziel bleibt; doch als Resultat eines Systems, das Eigeninitiative und Motivation behinderte - worüber auch die permanenten Aufrufe zum "sozialistischen Wettbewerb" und seine Rituale nicht hinwegtäuschen -, und dessen Produktivität im Systemvergleich zurückblieb, verliert die Leistung in ihrer konkreten Gestalt jeden zukunftsweisenden Charakter. Oder: Die "Herauslösung der Grundbedürfnisse [...] aus den Kreisläufen von Kosten und Rentabilität" - sie büßt ihren Stellenwert ein, wenn sie im Rahmen eines Systems erfolgt, das die Grundbedürfnisse auf einem Niveau festschreibt, mit dem man im unausweichlichen "Wettlauf um die höchsten Konsumstandards" (nachdem man die eigene Substanz aufgezehrt hat) unterliegt. Oder: "Die Befreiung der Kunst und Kultur von der Vorherrschaft des Kommerz": Muß man nicht auch fragen, abwägen, wie schwer die Vorherrschaft der Politbürokratie und die Verdikte ihrer Hohepriester, die Umgangsformen mit "Abweichlern" wog?

Schließlich die "Fortschritte im freundschaftlichen Zusammenleben der Nationen" im Vielvölkerstaat UdSSR: Muß es nicht stutzig machen, daß eine siebzigjährige Freundschaft so wenig Wurzeln geschlagen hat und nationalistischer Demagogie so schnell unterliegt? Kann man übersehen, daß eine Reihe von Konflikten die Folge einer "Nationalitätenpolitik" sind,

die ganze Völkerschaften zwangsweise und unter schlimmen Bedingungen umsiedelte, Territorien willkürlich zerlegte und neu zuteilte?

Mir erscheint der Streit scholastisch, ob und inwieweit die untergegangenen Gesellschaften *sozialistisch* waren; wir sollten uns einfach an das Faktische halten. Für die Klärung der Sache selbst wird die säuberliche Trennung und Gegenüberstellung von *Deformationen* und *Leistungen* wenig beitragen. Die Argumentation des Autors bestärkt mich in dieser Skepsis. Die Art, wie hier Leistungen aufgelistet werden, taugt nicht einmal für die Agitation, geschweige denn für theoretische Arbeit.

Bei der Beantwortung der Frage, was eine sozialistische Gesellschaft kennzeichne, woran man sie erkenne, hält sich Willi Gerns an die "allgemeinsten Kriterien", die Marx und Engels bereits im "Kommunistischen Manifest" geliefert hätten: Das Proletariat muß sich zur herrschenden Klasse erheben, der Bourgeoisie alles Kapital entreißen, die Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, das heißt des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zentralisieren und sie möglichst rasch vermehren; im Ergebnis werde - darin sahen die Klassiker das Wesen der neuen Gesellschaft - eine Assoziation treten, "worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist". Mit dieser Latte - zuvor darauf hinweisend, daß es sich noch nicht um den "vollendeten Kommunismus" gehandelt habe und auch die historischen Umstände zu berücksichtigen seien -, mit dieser so verkürzten klassischen Latte vermißt der Autor den "realen Sozialismus" und kommt zu dem Befund: Von ihren Grundlagen her waren die zerbrochenen Systeme sozialistisch verfaßte Gesellschaften - trotz ihrer Deformation. So wurde die politische Macht der Bourgeoisie überwunden, auch wenn die Macht statt an die Arbeiterklasse an die Partei (an anderer Stelle genauer gesagt: an die Parteiführung und "tatsächlich auf den jeweiligen Generalsekretär") überging. Die Produktionsmittel wurden in den Händen des Staates zentralisiert, nur daß der Staat nicht das "organisierte Proletariat verkörperte"; seine Rolle hatte die Partei übernommen. Auch wurde nach einem Plan gearbeitet, nur daß die unmittelbaren Produzenten "zu wenig wirklichen Einfluß auf die Planung" hatten. Dem Wesen des Sozialismus, der "freien Entwicklung eines jeden" standen die "Arroganz der Macht" und eine unerträgliche "Gängelung der Menschen" gegenüber.

Radio Eriwan würde befinden: Sozialismus? Im Prinzip ja, aber... Die Aufarbeitung der jüngsten Geschichte ist noch nicht beendet; mit Sicherheit kann man von dem Konzept des "realen Sozialismus" m.E. nur sagen, daß es nicht aufging. Trotz aller Begeisterung, trotz allen selbstlosen Einsatzes und besten Willens, trotz aller Opfer von Millionen Menschen, entgegen allen weltweit verbreiteten Hoffnungen hat die Oktoberrevolution von 1917 ihre Verheißungen letztlich nicht eingelöst - und es unter den gegebenen historischen Bedingungen vielleicht auch nicht können. Geblieben sind die Fragen, die Millionen Menschen in aller Welt Sozialisten und

Kommunisten werden ließen, die Fragen nach einer sozial gerechteren Gesellschaft, nach einer auf Frieden und Solidarität beruhenden Völkergemeinschaft, nach den erforderlichen Kräften und geeigneten Wegen. Ob dabei die "allgemeinsten Kriterien" von 1848 Ziele und Wege erhellen, das erscheint mit nach aller Erfahrung fraglich.

Klaus Weigle

Über eine unselige Weise der Vergangenheitsbewältigung

Anmerkungen zu: Willi Gerns, Was bleibt vom Konzept des "realen Sozialismus"? in Z 16 (Dezember 1993), S. 54ff.

Gerns unternimmt in seinem Aufsatz eine Bewertung des Realsozialismus anhand von wesentlichen Grundaussagen der "Klassiker" (56) des Sozialismus. Zuzustimmen ist ihm, methodisch gesehen, dahingehend, daß die Verfassung dieser Gesellschaften nicht an einem utopischen Luftschloß abstrakter Wunschvorstellungen zu messen ist, sondern "... daß die Meßlatte wohl nur in der Fragestellung bestehen (kann), ob die Entwicklung der Gesellschaft auf die genannten Grundvoraussetzungen bauend in diese Richtung geht." (56).

Auffällig ist nun, daß er als Klassiker zwar das Kommunistische Manifest und Marx' Kritik des Gothaer Programms anführt, interessanterweise aber einen anderen Klassiker vergißt; nämlich Lenins Staat und Revolution (Lenin Werke Bd. 25, Berlin 1977, 393ff.). Dies ist umso bemerkenswerter, als Lenin in dieser Schrift nicht nur ausführlich die Arbeiten von Marx und Engels zu den entsprechenden Fragen aufarbeitet - dabei übrigens auch auf durchaus vorhandene Widersprüche hinweist (was in diesem Rahmen nicht interessieren soll) -, sondern weil Lenin als der Praktiker der Oktoberrevolution dieses Werk auch in einer bedeutenden Umbruchsituation geschrieben hat, in der versucht wurde, die Theorien von Marx/Engels in die Praxis umzusetzen.

Ich werde nun zu zeigen versuchen, daß die Auslassung dieses Werkes durch Gerns zu einer verkürzten und einseitigen Darstellung der "... notwendigen Fundamente für die Errichtung des gesellschaftlichen Gebäudes Sozialismus/Kommunismus" (56) führen muß.

Von Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhang die Charakterisierung der Phasen einer nachkapitalistischen Gesellschaft. Lenin gibt hier drei Phasen an:

1. eine politische Übergangsperiode, die Diktatur des Proletariats (473),
2. die erste Phase des Kommunismus " (... die gewöhnlich Sozialismus genannt wird)" (481),
3. die höhere Phase der kommunistischen Gesellschaft (482).

Der wesentliche Unterschied zwischen Phase 1 und Phase 2 - der Übergangsperiode und dem Sozialismus als erster Phase der schon kommunistischen Gesellschaft - liegt auf der Ebene des politischen Überbaus darin, daß in der Übergangsperiode "... ein besonderer Apparat, eine besondere Maschine zur Unterdrückung, ein 'Staat' .. noch notwendig (ist), aber es ist das bereits ein Übergangsstaat, kein Staat im eigentlichen Sinne mehr ...", da "... mit der Ausdehnung der Demokratie auf eine so überwältigende Mehrheit der Bevölkerung ... die Notwendigkeit einer besonderen Maschine zur Unterdrückung zu schwinden beginnt" (477).

Und: "Erst in der kommunistischen Gesellschaft ... erst dann ist eine tatsächlich vollkommene Demokratie, tatsächlich ohne jede Ausnahme, möglich und wird verwirklicht werden. Und erst dann beginnt die Demokratie abzusterben ..." (476).

Ferner: "Der Staat ist aber noch nicht ganz abgestorben (in der ersten Phase des Kommunismus, G.G.), denn noch bleibt die Wahrung des 'bürgerlichen Rechts', das die faktische Ungleichheit sanktioniert. Zum vollständigen Absterben des Staates bedarf es des vollständigen Kommunismus" (481 f.).

Hier liegt meines Erachtens das eigentliche Problem; obwohl Gerns die ökonomischen Grundlagen des Sozialismus weitgehend richtig darstellt, bedeutet die Auslassung des politischen Überbaus als Beurteilungskriterium für die unterschiedlichen Phasen einer nachkapitalistischen Gesellschaft, daß wir es beim Realsozialismus eben nicht mit Sozialismus zu tun haben, wie ihn die Klassiker als erste Phase des Kommunismus beschrieben hatten. Denn, von einem schon weitgehend abgestorbenen Staat kann bei diesen Gesellschaften ja wohl nicht die Rede sein. Im Gegenteil haben sich die von Lenin gegen Ende seines Lebens vielerlei geäußerten Befürchtungen eines auswuchernden staatlichen Bürokratismus mehr als bewahrheitet.

Und nun zu meiner Behauptung einer 'unseligen Weise der Vergangenheitsbewältigung' durch Gerns. Man könnte meinen, daß diese betonte Unterscheidung zwischen den ersten beiden Phasen (Übergangsperiode und Sozialismus) reine akademische Spielerei sei, da ja für beide die von Gerns genannten ökonomischen Grundlagen gelten. Ich denke jedoch, daß es geradezu unerlässlich ist, hier eine saubere Trennung zu vollziehen. Es ist ein schwerwiegender politischer Fehler, den eindeutig positiv konzipierten Begriff Sozialismus nicht zu trennen und von einem gesellschaftlichen Zustand des Überganges, in dem die negativen und destruktiven Tendenzen einer vormaligen Gesellschaftsformation notwendigerweise noch im Vordergrund mit der Aufgabe ihrer Überwindung stehen werden. Es bedeutet dies eine Vermischung, welche den Menschen nicht verständlich gemacht werden kann. Diese wissen in der Regel sehr gut zu unterscheiden, ob sie sich in einem Zustand des Überganges auf dem Wege zur Verbesserung befinden, oder ob sie Teil eines erstarrten Systems ohne kon-

strukturelle Weiterentwicklung sind, was sich auch nicht durch Verschleierung mittels eines positiven Begriffsinstrumentariums wegdenken läßt.

Hieran anknüpfend möchte ich nun folgende Thesen aufstellen:

1. Wir hatten es beim Realsozialismus nicht mit Sozialismus i.S. der ersten Phase des Kommunismus zu tun, sondern mit einer in der *Politischen Übergangsperiode* steckengebliebenen Gesellschaft. Diese hatte die entscheidende Frage des politischen Überbaus, nämlich die der *vertikalen Arbeitsteilung* (das Verhältnis von Verwaltern und Verwalteten, Führern und Geführten, Autorität und Unterordnung, Macht und Ohnmacht etc.) nicht in konstruktivem Sinne lösen können.
2. Der Zusammenbruch rührt weitgehend daher, daß die realsozialistischen Länder - ähnlich wie 1917 die imperialistische Kette an ihrem schwächsten Glied, nämlich Rußland, riß - 1989 *erneut das schwächste Glied in der Weltgesellschaft* gebildet haben; nämlich im Hinblick auf den derzeit allen Ländern gemeinsamen Widerspruch einer objektiv möglichen Befreiung des Menschen von den Zwängen der Ökonomie und zwischenmenschlicher Machtbeziehungen durch bewußte und selbstbestimmte Übernahme von verantwortlicher Gestaltung des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens im Konflikt mit den mehr oder weniger offen ausgeprägten machtorientierten Demokratiedefiziten und individuellen Einschränkungen unterschiedlichster Natur.
3. Die *Symptome dieses Widerspruchs* äußern sich in tiefen Krisenerscheinungen der politischen Regierungs- und Parteiensysteme, in davon sich abspaltenden sozialen Bewegungen positiver (sog. neue soziale Bewegungen) und zunehmend negativer Art (wie Rechtsradikalismus, Faschismus und religiöser Fundamentalismus).
4. An der Schnittstelle dieses Widerspruchs waren die westlichen Industrieländer dem Realsozialismus durch die Ereignisse von 1968 überlegen. Durch die *antiautoritäre Kulturrevolte* konnte der Widerspruch innerhalb der vertikalen Arbeitsteilung für Jahrzehnte weitgehend entschärft werden und so eine stabilisierende Rückwirkung auf die kapitalistische Ökonomie ausüben. Alles, was im Rahmen der informationstechnologischen Revolution seitdem unter den Schlagworten: Mobilisierung des Humankapitals, lean production, lean management etc. diskutiert wird, hat diesen Überbauprozess einer weitgehenden De-Hierarchisierung, Abbau von Untertanenmentalität und Fähigkeit zu kreativer Eigeninitiative zur Voraussetzung.
5. Der Zusammenbruch des Realsozialismus *hat dem Kapitalismus nicht den Endsieg gebracht*; er steht ebenfalls - wie die Länder der ehemaligen zweiten Welt - vor der Herausforderung, diesen Widerspruch lösen zu müssen. Er wird dies im Rahmen seiner Grenzen nicht vermögen, allenfalls den Prozeß einer Transformation auf Weltebene zeitlich hinauszögern können, mit all den furchtbaren Folgen für Natur und Mensch.

6. Gemäß dieser Einschätzung bestehen m.E. *folgende Aufgaben*:

- Es muß eine umfassende *theoretische Analyse der Gründe* erfolgen, warum die realsozialistischen Gesellschaften nicht in der Lage waren, die Aufgaben der Übergangsperiode hinsichtlich des Überbaus konstruktiv zu lösen.

- Damit verbunden muß eine *umfassende Theorie der Übergangsperiode* in allen ihren Anforderungen formuliert werden. Dazu muß man m.E. davon ausgehen, daß diese Phase länger dauern wird als bisher angenommen (wahrscheinlich über mehrere Generationen). Es ist schwer vorstellbar, daß 5000 Jahre Klassen-, somit Ausbeutungs- und Entfremdungsgesellschaft nicht eine tiefe Verinnerlichung in der Persönlichkeit des Menschen bewirkt haben, welche auf dem Wege der psychosozialen 'Vererbung' von Generation zu Generation weitergegeben wurde und noch wird.

- Dies bedeutet, den sog. '*Subjektiven Faktor*' verstärkt und in erweiterter Perspektive in Angriff zu nehmen; nämlich im Hinblick auf die psychogenetische Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit und ihrer interaktionellen Verhältnisse. Hierzu ist das Einbeziehen der neueren Erkenntnisse der Psychologie unerlässlich, womit verbunden ist, die selektive Psychologie-Feindlichkeit der Linken zu analysieren.

Alles in allem schwierige Aufgaben, die - so glaube ich - nicht überall auf Begeisterung stoßen werden.

Georg Gönzheimer

Nachfragen zu André Brie

Zwei Dinge in der Abhandlung von André Brie (Z 16, 45ff.) über jenen "Tanz der Verhältnisse", der zu einer Art Totentanz geriet, hätte ich gerne (wie man neudeutsch sagt) "hinterfragt":

Erstens möchte ich gerne wissen, wie häufig Druckfehler in Ihrer Zeitschrift sind. Brie nennt (49) einige Jahreszahlen enttäuschter Reformhoffnungen in der DDR, u.a. 1961, das Jahr des Mauerbaus! 1963, das Jahr des "Neuen Ökonomischen Systems", des "Jugendkommuniqués", der relativen kulturpolitischen Liberalisierung und der partiellen Autonomiebestrebungen gegenüber Moskau, fehlt hingegen. Ein Druckfehler? Oder ein historiographisches Informationsdefizit? Dann sollten sich die Gebrüder Brie von Dieter Klein aufklären lassen, der etwas älter ist und in der Jugendkommuniqué-Zeit (1963 bis Ende 1965) zu den Autoren des FORUM gehörte, der wichtigsten, später "orwellisierten" Reform-Zeitung des von Moskau geführten "realsozialistischen Lagers", auf die sich 1989 die Oppositionsbewegung *Neues Forum* namentlich bezog.

Zweitens frage ich mich, woher Brie das Recht nimmt, Holger Becker einen "orthodoxen Kommunisten" zu nennen (48, vorletzte Zeile, sowie 49,

Fußnote 16)? Becker gehörte m.W. zu keiner Zeit der "Russisch Orthodoxen Kirche" an; als andere "Glaubensbrüder" noch (bzw. erneut) dem Motto folgten "Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!", war der junge Journalist Becker längst darauf gekommen, daß "von der Sowjetunion lernen" buchstäblich "gelernt sein will". Wenn André Brie nun selbstkritisch einräumt, Gorbatschows "Voluntarismus war wohl keinem von uns damals ausreichend bewußt" (50), dann ist Becker jedenfalls von "keinem von uns" definitiv auszunehmen. Wieso aber sollen früher Erkenntnisgewinn "orthodox" und verspätete Einsicht "unorthodox" sein?

Gewiß, das von Brie als "dümmlisch" bezeichnete Buch von Reuth/Bönte "Das Komplott" wirkt über Strecken ziemlich monokausal. Doch sind die "revolutionsromantischen" Interpretationen der "Wende" 1989/90 in der damaligen DDR nicht weniger monokausal. Reuth/Bönte, wenn auch (wie Brie schreibt) "konservative Publizisten", haben m.E. eine ordentliche, kritische Rezension verdient - statt des nicht näher begründeten (und insofern arroganten) Attributs "dümmlisch".

Harald Wessel

Anmerkung zu einer Fußnote in Z 13

Seit langer Zeit bin ich ein großer Verehrer von Fußnoten. Lese sie oft lieber als den Haupttext, der in seiner Not zur Schlüsseligkeit gerade den witzigen Gedanken platt macht. Was wäre zum Beispiel *Das Kapital* ohne jene manchmal viele Sätze langen Fußnoten, etwa über das Zeugungsverhalten von Pfarrern etc. etc. Erst die Fußnoten haben mir manchen langweilig erscheinenden Text aufregend und damit lesenswert werden lassen.

Es war daher seit vielen Jahren ein sehnlicher Wunsch, selbst auch einmal in einer Fußnote erwähnt zu werden. Ich habe es dieser Zeitschrift und besonders ihrem Autor Henning Böke zu verdanken, daß dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist. (Siehe Z 13, März 1993, Henning Böke, Zur Konstruktion des Sozialen, S. 166, FN 3) Ich wollte mich dafür in aller Form bedanken. Besonders erfreulich ist dabei, daß die mir, oder einem kleinen Aufsatz von mir, gewidmete Note die längste im ganzen Artikel und zugleich die einzige ist, die mehr enthält als bloße Literaturhinweise. Es ist eine richtige Hammerfußnote, die dazu gedacht ist, jemanden zu "chingar", wie man hier in Mexiko sagen würde, was laut Brandstetters '75er Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache soviel heißen soll wie "viel und oft trinken / zerstören / geschlechtlich verkehren, vögeln / (einem Tier) den Schwanz abschneiden / fehlgehen, versagen, fehlschlagen / prellen, foppen / sich betrinken". Mein Glück ist, daß Henning Böke zwar zum einen meinen Aufsatz nicht der Würde genug befand, im Haupttext erwähnt zu werden, ihn aber zugleich offensichtlich nicht stillschweigend

hinnehmen konnte. So kam es zur besagten Fußnote, die soeben mit einem Glas Tequila (Hornitos Reposado, 100% de Agave) begossen wird.

Bevor jener gute Tropfen aber endgültig meiner Sinne Herr wird, möchte ich noch eine kleine, klitzekleine Anmerkung zur ersten Fußnote meines Lebens machen. Die Redaktion wird mir doch hoffentlich diesen Kindertraum nicht verderben.

Um den geneigten Leser, die geschätzte Leserin, nicht völlig im Dunkeln zu belassen, um was es eigentlich hier geht, sei kurz der entsprechende Satz im Haupttext und die gelobte Fußnote zitiert: In Z 13 vom März 1993 findet sich auf den Seiten 165 bis 173 der Artikel "Zur Konstruktion des Sozialen. Eine Auseinandersetzung mit Ernesto Laclau und Chantal Mouffe".

Darin lesen wir: *Ein verbreitetes Mißverständnis dieser Konzeption besteht in dem Vorwurf, nach dieser Auffassung könne man ja alles und jedes instrumentell-strategisch im Kampf um Hegemonie nutzbar machen und 'besetzen'; bemängelt wird das Fehlen einer inhaltlich gefüllten Idee der Emanzipation. Überdies werden die politischen Einwände, die gegen Laclaus damalige Position mit Grund erhoben werden können, von solchen, die sich gern bequem ans Handfeste halten und im übrigen die später von Laclau gemeinsam mit Chantal Mouffe ausgearbeitete Theorie zu abstrakt finden, allzu kurzschlüssig an die Stelle substantieller Auseinandersetzungen gesetzt. Hinter finden wird die Fußnote Nummer drei markiert, die da lautet: So jüngst Stefan Gandler, 'das Ende der Unbescheidenheit', in: diskus 4/1992, S. 55 - 58 - eine denunziatorische Polemik, die sich nicht die allergeringste Mühe macht, die Substanz der von Laclau und Mouffe verhandelten theoretischen Problematik auch nur zur Kenntnis zu nehmen, geschweige denn aufzuarbeiten.*

Die Vorhaltungen der Bequemlichkeit, der Scheu vor Mühe, ist in meinen Ohren eher ein Lobgesang, auch wenn die protestantische Ethik dies anders bestimmt. Auch der Hinweis auf die Fixierung auf das Handfeste ist eher eine Goldmedaille, denn ein Trostpreis, zumindest in Alemania, wo die Philosophen sich seit Jahrhunderten darauf beschränken, die Welt unter Absehung von ihrer tatsächlichen Existenz zu interpretieren. Was Henning Böke mit jenen handfesten begründeten politischen Einwänden gegen Laclaus damalige (?) Positionen meint, ohne es näher zu benennen, sollte aber kurz erwähnt werden, um die Leserinnen und Leser dieser Zeitschrift wissen zu lassen, auf welche politischen Fehlerchen Laclaus ich mich so denunziatorisch gestürzt habe: Es ging dabei ganz schlicht und einfach darum, daß Laclau, ohne mit der Wimper zu zucken, in antisemitischen Formulierungen seiner Position Nachdruck verleihen will und den größten Freund, den die europäischen Faschisten und Nationalsozialisten auf dem amerikanischen Kontinent finden konnten, den argentinischen General und Regierungschef Juan Domingo Perón, zum - zumindest in der Ideologie - nachahmenswerten Linkspopulisten erklärt. Ich habe mich genau

deshalb darüber empört, weil Antisemitismus und Nationalsozialismus in Deutschland und Europa handfeste Folgen hatten, über die ich hier nicht näher schreiben will.

Kann die Substanz einer Theorie tatsächlich von antisemitischen Erklärungsmustern, in welchen das "hebräische Wucherkapital" (Laclau) zum Grund des jahrhundertealten Antisemitismus in Polen deklariert wird (Ernesto Laclau: Politik und Ideologie im Marxismus. Kapitalismus - Faschismus - Populismus, Westberlin 1981: Argument), getrennt werden? Ist es nicht von substantieller Bedeutung für eine Theorie des Populismus, wenn in ihr als leuchtendes Beispiel ohne ein einziges Wort der Kritik der angebliche Linkspopulismus Peróns immer und immer wieder hochgehalten wird, wenn jener Mensch außer dem Mediziner der Frankfurter Universität Joseph Mengele (Außendienst an der Rampe in Auschwitz) und Adolf Eichmann mindestens weitere fünftausend Nationalsozialisten (von denen etwa 200 wegen Genozid und Kriegsverbrechen offiziell gesucht wurden) in Argentinien freundlich aufgenommen hat? Ist es irrelevant, daß Laclau sich bis heute mit keinem Wort davon abgesetzt hat, Perón als ersten Garanten seiner Apologie des Linkspopulismus zu benennen, wo dieser den Staatschef des faschistischen Kroatiens, Ante Pavelic, in Argentinien aufgenommen hat, welcher nach '45 angeklagt wurde, für den Tod von 800.000 Menschen in Konzentrationslagern verantwortlich zu sein und persönlich im April 1945 die Ermordung von 760 Frauen in einem jener Lager angeordnet zu haben? Ist es tatsächlich als bloße Bequemlichkeit zu verstehen, wenn an Laclau bemängelt wird, daß es ihm bis heute schnurzegal ist, daß ein langjähriges Mitglied der Leibwache des von ihm hochgehaltenen Perón, Milo Bogetic, enger Mitarbeiter des erwähnten kroatischen Faschistenchefs Pavelic war?

Für die Gramsci-Freunde sei noch erwähnt, daß auch einige der für seine Ermordung politisch Verantwortlichen, so der letzte nationale Sekretär der Faschistischen Partei Italiens, Carlo Sforza, sowie die Exminister Moroni, Giampietro und Spinelli, vom "Linkspopulisten" Perón in Argentinien nach '45 beherbergt wurden. (Oder ist der Hinweis auf die Ermordung des Marxisten aus Italien auch zu handfest, bleibt diese seiner theoretischen Entwicklung ganz äußerlich?)

Ich weiß, das hört sich alles so moralisch-empört an. Sicherlich ist es recht denunziatorisch, was ich da über Laclau und seinen Spezi Perón aufschreibe (eine Quelle ist übrigens: Ximena Ortuzár, Las respuestas siguen pendientes. Abrió Menem los archivos nazis en Argentina; poco ensenaron, in: proceso. Semanario de información y análisis. México, D.F., 24. August 1992, Nr. 825, S. 44 -47). Was aber soll man sonst anfangen mit einer derartigen Gutartigkeit gegenüber Nationalsozialisten- und Faschistenunterstützern? Was soll man, gerade in Alemania, anders tun, als es so heftig und deftig zu denunzieren, wie es geht?

Es tut mir leid, aber von mir zu verlangen, eine solche durchgedrehte Knalltüte wie Laclau aufzuarbeiten, bevor jener sich nicht endlich öffentlich zu seinen zitierten damaligen Positionen (deren theoretischen Kontext auch Henning Böke in engen Zusammenhang mit seiner heutigen theoretischen Position stellt) erklärt, halte ich für eine unbegrenzte Zumutung. Meine von Henning beklagte Faulheit steht da der Suche nach Erkenntnis mit Sicherheit näher als sein arbeitswütiges Ignorieren der handfesten reaktionären Aspekte Laclaus.

Stefan Gandler

P.S.: Geschätzte Redaktion, ich möchte zur Sicherheit darauf hinweisen, daß ich mit der gekürzten Veröffentlichung diesen Textes nicht einverstanden bin, sonst geht es mir noch so wie bei dem von Henning Böke kritisierten Text, der von der diskus-Redaktion durch "Kürzungen" ziemlich abgeschwächt wurde - mit der Absicht, einen diskus-Autor (Alex Demirovic) in Schutz zu nehmen.

Nicht schon wieder Denkverbote! (II)

Heinz Jungs Artikel in Z 10 und Z 14 erregen bei uns Anstoß nicht allein wegen der provozierenden Thesen zu den Ursachen des Zusammenbruchs des Sozialismus, die er vertritt, sondern auch wegen der Bezeichnung eines "Teils der marxistischen Linken" - all derer, die für Gorbatschow Partei nahmen und nehmen - als geistig immobil, gegenüber Selbstkritik unaufgeschlossen (Z 14:46), politisch naiv, weil sie nicht sähen, daß der 'Gorbatschowismus' mit seinem von Jung stets 'sogenannten' neuen Denken Schuld am Zusammenbruch des 'sozialistischen Weltsystems' trage. Wir sehen darin den Versuch, eine Strömung - jetzt innerhalb der Erneuerungsbewegung - auszugrenzen und die Erneuerung auf den Kurs des 'alten' Denkens zurückzuführen. Wir wollen hier nicht in die Auseinandersetzung um die Gründe des Zusammenbruchs des Sozialismus einsteigen, zu der in Z auch schon viel Vernünftiges gesagt wurde - auch von Heinz Jung -, sondern uns nur einem, aber zentralen Aspekt der Argumentation Jungs zuwenden: dem Primat machtstrategischen und militärischen Denkens.

Dies ist Jungs Szenario: Illusionen über die Möglichkeiten und Chancen einer neuen, nicht mehr konfrontativen, sondern dialogischen Außenpolitik gingen einher mit einer beängstigenden Naivität dem Systemgegner gegenüber. "Der Grad an Selbsttäuschung und theoretisch-analytischer Reflexionsunfähigkeit der sowjetischen Führung mag dabei ein noch ungeklärtes Kapitel darstellen". (Z 10, 102f.) Kurz: Gorbatschow habe sich über den Tisch ziehen lassen, nein, schlimmer, er habe das sozialistische Staatensystem für einen Ehrenplatz auf der Tribüne der Weltgeschichte an den Imperialismus verhökert. War die marxistische Theorie nicht schon vor

1985 deformiert und diskreditiert? Haben nicht schon die Generationen vor den 'Gorbatschowisten' den Boden für den Untergang bereitet? Natürlich haben sie das, meint auch H. Jung. Aber es gebe eben auch den subjektiven Faktor. Wäre Gorbatschow nicht gewesen ...: "... kann man die Frage stellen, ob die UdSSR, der Warschauer Pakt, der RGW und die DDR heute noch existieren würden, hätte sich 1985 auf dem Aprilplenium des ZK der KPdSU anstatt Gorbatschow, der vom Politbüro im März mit nur einer Stimme Mehrheit nominiert worden sein soll, Grigori Romanow, der Leningrader Parteisekretär und Verantwortliche für die Rüstungswirtschaft, oder Viktor Grischin, der Moskauer Parteichef, durchgesetzt, die als personelle Alternativen zur Debatte standen. Mit großer Wahrscheinlichkeit 'ja', ..." (Z 14, 49).

Auf diese Möglichkeit der anderen Alternativen stützt sich Jungs ganze Argumentation: "Für eine entschlossene Führung mit einem realistischen Verständnis der Welt wären in jeder Phase eine Vielzahl von Verteidigungsmöglichkeiten gegeben gewesen. Aber gerade dieses realistische Verständnis war dem Gorbatschowismus mit dem Übergang zum sogenannten neuen Denken abhanden gekommen" (Z 14, 55). Auch Heinz Jung muß zugeben, daß dies ziemlich wüste Spekulation ist. Auch eine andere Parteiführung wäre angesichts der massiven Probleme in der UdSSR zu einschneidenden Reformen gezwungen gewesen. Die Demokratisierung der gesamten Gesellschaft wurde deshalb notwendig, weil große Teile der Bevölkerung entweder nur passiv alles hinnahmen, was von oben kam, oder sich gar auf die Seite der Systemgegner geschlagen hatten. Es gab in der Bevölkerung große Motivations- und Identifikationsprobleme. Die notwendigen wirtschaftlich-sozialen Erneuerungen verlangten aber eine mitdenkende und initiativenreiche Arbeiterklasse. Stagnation war das Schlagwort der Stunde und ihre Überwindung die wichtigste Aufgabe für die Partei. Hierzu gab es damals intensive theoretische Debatten. Das Konzept von Perestroika und Glasnost war Resultat der intellektuellen Anstrengung vieler. Unter den zur Erneuerung Entschlossenen gab es über das Programm einen breiten Konsens. Hier wie auch an anderen Stellen wird der Einfluß der Person Gorbatschow auf den allgemeinen Verlauf des historischen Geschehens maßlos überbewertet.

Heinz Jung beklagt an einer Stelle den "beispiellosen Grad politisch-moralischer Zersetzung der früheren kommunistischen Partei und ihrer Führungsschichten" (Z 14, 50), aber nur wenige Zeilen darunter wirft er Gorbatschow vor, seine Möglichkeiten als Generalsekretär nur mangelhaft ausgeschöpft zu haben: "Es versteht sich, daß dem Generalsekretär der Partei als personeller Spitze des Systems, beachtet man zudem die reale Verfaßtheit und kulturelle Tradition der russisch-sowjetischen Gesellschaft, schon qua Amt eine große Autorität und ein außerordentliches Eingriffspotential in die politischen und gesellschaftlichen Prozesse zu Gebote standen." (Ebd.) Jeder weiß, daß ein König nichts gilt, wenn ihm seine Untertanen die Gefolgschaft verweigern. Und jeder weiß auch, daß die Pe-

restroika u.a. auch deshalb scheiterte, weil sie von einer sehr großen konservativen Fraktion im Parteiapparat sabotiert wurde, entweder durch Trägheit oder auch aktiv durch diverse volkswirtschaftlich schädliche Aktivitäten.

Heinz Jung scheint uns in die Nähe eines konservativen Geschichtsbildes zu rücken, wenn er einem einzelnen Individuum die Fähigkeit zuschreibt, praktisch im Alleingang den sowjetischen Staat in wenigen Jahren zu Grabe getragen zu haben. Oder wenn er, umgekehrt, glaubt, es hätte nur das richtige Personal an der Spitze der KPdSU stehen müssen, dann gäbe es die Sowjetunion noch. Dies ist eine autoritäre Gesellschaftskonzeption, die auch im Widerspruch zu der von Jung favorisierten Konzeption eines weiterentwickelten Sowjetsystems steht. Züge eines konservativen Geschichtsbildes offenbaren sich auch, wenn Sebastian Haffner zitiert wird, in durchaus nicht kritischer Absicht: "... wenn er [Haffner] seine Verachtung Gorbatschows damit begründet, daß dieser in sechs Jahren ohne Zwang und mit den bekannten Konsequenzen eine Weltmacht auf Null gebracht habe" (Z 14, 49f.). An einigen weiteren Stellen wird deutlich, daß der Begriff 'Weltmacht' hier im wesentlichen militärische Weltmacht meint, so etwa, wenn H. Jung die Lage der ehemals sozialistischen Staaten in Osteuropa diskutiert und schreibt: "Die derzeit unter der Regie des Westens stattfindende einseitige Entwaffnung dieser Länder bedeutet außerdem, daß sie in den internationalen Beziehungen der nächsten Jahrzehnte als Machtfaktor ausfallen werden" (Z 10, 104). Ein Land ohne Waffen ist Jung zufolge ein Land ohne Einfluß. Auch dies kann nicht unwidersprochen bleiben. In der Debatte um das neue Denken wurde immer hervorgehoben, daß die Systemkonfrontation weiterbestehe, sie aber ihrem Wesen nach eine ökonomische, nicht eine militärische Konfrontation ist. Als bestes Beispiel für eine 'zivile' Wirtschaftsmacht wurde immer Japan angeführt. Dies kann heute noch genauso gelten wie vor fünf Jahren. Heinz Jung diskutiert die Systemkonfrontation und konstatiert: "Einseitiger Gewaltverzicht im Rahmen von Machtverhältnissen muß zum Zusammenbruch der verzichtenden Seite führen" (Z 14, 56). Die einseitige Abrüstung, die auch aus ökonomischen Gründen notwendig war, um den Sozialismus zu retten, um mehr Kapazitäten für die produktiven zivilen Bereiche der Wirtschaft frei zu bekommen, soll am Untergang des Sozialismus schuld sein. Hier werden die Zusammenhänge völlig ins Gegenteil verkehrt. Jung meint, die Abrüstung hätte beidseitig erfolgen müssen. Wir können uns aber nun beim besten Willen nicht vorstellen, wie eine umfangreichere Abrüstung in den USA die wirtschaftliche und politisch-soziale Situation in der UdSSR nachhaltig hätte verändern können. Die Vorstellung, man könne sich nur mit Drohgebärden in der Weltgemeinschaft behaupten, ist es, gegen die sich das neue Denken gerichtet hat und richtet.

Heinz Jungs Einlassungen erinnern uns stark an eine überkommene Rotfront-Romantik, die den bewaffneten Kampf, die Sicherung des eroberten Terrains etc. über alles stellt. Die Zeiten des Kasernenkommunis-

mus sind aber vorbei. Die Schlachtfelder von heute sind der IWF, die UN und andere Institutionen. Hier wird imperialistische Macht ausgeübt - ohne auch nur eine Patrone zu verschießen. Es bleibt richtig, trotz der vielen regionalen Krisenherde weltweit, daß Kriege und gewaltsame Konfrontationen die Lösung regionaler Konflikte und der globalen Probleme, gesellschaftlichen Fortschritt überhaupt, blockieren. Deshalb wurde die Gorbatschowsche Außenpolitik mit den Prinzipien des Aufeinanderzugehens, der Deeskalation und der massiven Abrüstung entwickelt, die in sich logisch und konsequent war und zu beachtlichen Abrüstungsprozessen geführt hat. Die Niederlage des neuen Denkens, wie sie durch den Golf-Krieg offenkundig wurde, war ein Rückschlag für die Weltgemeinschaft. Sie führte zu neuer internationaler Barbarei, wie an vielen Orten zu beobachten. Aber deshalb war und ist doch das neue Denken nicht falsch. Im Gegenteil, die derzeitige Situation zeigt, daß es zum neuen Denken keine Alternative für die Gestaltung der internationalen Beziehungen gibt. Jüngste Entwicklungen geben Hoffnung, daß sich neues Denken tatsächlich durchsetzen kann. Der Beginn des Dialogs zwischen Israel und der PLO kann, mit aller Vorsicht, als Resultat neuen Denkens angesehen werden. Wenn Bill Clinton und die UN in Somalia jetzt erkennen, daß ihre Mission gescheitert ist und 'afrikanische Probleme auch afrikanisch gelöst werden müssen', dann erfahren sie am eigenen Leibe eine zentrale Erkenntnis des neuen Denkens: Regionale Konflikte lassen sich nicht mehr durch militärische Intervention von Außen beenden. Für das neue Denken als gültige Strategie einer 'Weltinnenpolitik' gab und gibt es gute Gründe, auch marxistische. Sie sind in einem Artikel von Jürgen Reusch in Z 10 nachzulesen. Heinz Jung konstatiert hingegen: "Wer sich die Positionen des Gorbatschowismus zu eigen macht, muß sich nicht nur von einem marxistischen Ansatz der Gesellschaftsanalyse verabschieden ...". Jung fragt nicht nach den Gründen und Anlässen für die Politik des neuen Denkens. Die Situation Anfang der 80er Jahre mit NATO-Doppelbeschluß und einem schießwütigen Ronald Reagan scheint ihm schon genauso fern zu liegen wie die damals überall spürbare Existenzangst aufgrund der Drohung eines Atomkriegs. Für H. Jung ist das neue Denken schlicht bürgerlicher Herkunft, ein Virus, der den Marxismus ausgehöhlt und so den Untergang herbeigeführt hat. Dabei gibt er weder an, was genau an der Politik des neuen Denkens falsch oder unmarxistisch war, noch, was er denn unter marxistischer Gesellschaftsanalyse versteht - zumindest in Abgrenzung zum neuen Denken. Das Denken in militärischen Machtkonstellationen kann in dieser Reinform jedenfalls nicht als unumstrittener Teil eines wie auch immer zu definierenden marxistischen Erbes angesehen werden.

In der vorherigen Z haben wir uns bereits kritisch mit einem Beitrag H.-O. Röbers in Z 15 auseinandergesetzt. Röber erklärt die Widerspiegelungstheorie und Jung eine rein machtstrategische Sicht des Politischen zur Norm für das, was marxistisches Denken meint. Folglich wird jeder, der diese Dogmen in Frage stellt, für abtrünnig erklärt. Wenn auf eine solche

Weise versucht wird, von vornherein zu definieren, was Erneuerung ist und was nicht, dann gerät ein Unternehmen wie Z zur Farce. Eine ernsthafte Erneuerung, bei der eben nicht schon von vornherein klar ist, wie sie aussieht, kann nur gelingen, wenn man in der Diskussion Offenheit bewahrt und die Bereitschaft, dazuzulernen und vertraute Positionen über Bord zu werfen, wenn es dafür gute Gründe gibt. Es sollte nicht die Frage im Vordergrund stehen, wer Marxist ist und wer nicht, sondern, welche Argumente jemand vorbringt, und ob sie gut sind oder nicht und warum. Der Streit muß ein theoretischer sein, kein 'theologischer'. Unseren Protest gegen solche Verfahrensweisen verbinden wir mit dem Wunsch, daß derartige Entgleisungen in Z auch weiterhin die Ausnahme bleiben mögen. Eine erneute ideologische Erstarrung, kaum daß mal ein wenig frische Luft geschnuppert wurde, wäre fatal - zumal es dafür nun wirklich keinen Grund mehr gibt. Nichts scheint uns mehr fehl am Platze, als ausgerechnet in einer Zeitschrift für marxistische Erneuerung (schon wieder) Denkverbote auszusprechen. Davon gab es im Umfeld des Marxismus in der Vergangenheit schon genug.

Martina Plümacher/Ralf Vogel

Bibliographie zur Kapitalismusforschung 1

Zusammengestellt von Prof. Dr. Horst Heininger

1. Ausgabe, Januar 1994

Schwerpunkt: Wirtschaftsanalyse, Formationstheorie, "Moderne - Postmoderne". Ca. 40 Seiten, 10,- DM inkl. Versandkosten.

Die Bibliographie wird vom "Arbeitskreis Kapitalismusforschung", Berlin, fortgeschrieben.

Bestellung (Stichwort "Bibliographie 1") bei IMSF e.V., Kölner Str. 66, 60327 Frankfurt/M.; 10,- DM als Scheck, Schein oder in Briefmarken beifügen.

Vorankündigung

Kapitalismus ohne Alternative?

Tagung, veranstaltet von IMSF e.V.
und Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Frankfurt/M., 19./20. November 1994

China als Alternative?

Joachim Bischoff, Staatssozialismus - Marktsozialismus. China als Alternative zum sowjetischen Weg? VSA-Verlag Hamburg 1993, 98 Seiten, 14,80 DM.

Die Entwicklung der Welt im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist wesentlich gekennzeichnet durch den überraschenden Zusammenbruch der Sowjetunion, als wäre der östliche Sieger im II. Weltkrieg, die respekterheischende Supermacht der 60er- und 70er Jahre tatsächlich nur ein Koloß auf tönernen Füßen gewesen. Ganz anders das zweite sozialistische Großreich, die Volksrepublik China, die aus den Wirren der Kulturrevolution zu einem berechenbaren Partner und einer Insel der Dynamik in der gegenwärtig so unsicheren Weltwirtschaft mutierte. Mit der Erforschung der Ursachen für diese entgegengesetzte Entwicklung stößt Bischoff, wirtschaftspolitischer Sprecher des Bundesvorstandes der PDS, in wissenschaftliches Neuland vor. Und ein Vorzug der Schrift besteht schon darin, daß er frei sowohl von Verärgerung über die verspielte Chance als auch von billigem Triumphalismus sachlich berichtet und exakt ein umfangreiches Quellenmaterial analysiert.

Bischoff konfrontiert den Leser gleich am Anfang mit einer originellen Idee: Die sowjetische Wirtschaft war nicht nur Kommandowirtschaft, sondern die ethisch motivierte Steuerung des Wirtschaftsprozesses durch einen bürokratischen Apparat gebar und förderte

nach Anfangserfolgen infolge der fortwährenden Defizite notwendigerweise ihr Gegenstück, die Schattenwirtschaft. Entgegen westlicher Klischeevorstellungen kam es zumindest nach Stalin zu einer Verhandlungswirtschaft auf Gegenseitigkeit (17). Im Unterschied zu der Schattenwirtschaft in den kapitalistischen Metropolen, die keine Bedingung für das Funktionieren der offiziellen Märkte kapitalistisch produzierter Waren und Dienstleistungen sind (14), zersetzte das, was anfänglich als bloß unbürokratische Initiative zur Überwindung von Planungs- und Verteilungsmängeln begann, rückwirkend das offizielle System der Reichtumsproduktion (16). Deshalb war nach Bischoff schon in der Breshnewschen Stagnationsperiode die Verselbständigung des gesellschaftlichen Eigentums so weit fortgeschritten, daß die parasitären Strukturen jeden Reformansatz unterliefen. Mit der Auflösung der offiziellen Administration in der Perestroika, deren Initiatoren in ihrer Naivität die Sprengkraft der Schattenwirtschaft unterschätzten (37), verpuffte die Aufforderung nach einer effektiven, an den Kriterien von Aufwand und Ertrag gemessenen Geschäftstätigkeit, denn ihre Grundlage war die Aneignung von nunmehr herrenlos gewordenem gesellschaftlichen Eigentum geworden. Interessant hierbei der Bezug zur Entfremdung. Das Volkseigentum ist also nicht a priori entfremdetes Eigentum, wie man es hier und dort liest, sondern die Entfremdung entsteht im Prozeß der Verselbständigung des staatlich organisierten Volkseigen-

tums und findet ihren Höhepunkt in der Herrenlosigkeit desselben.

Entgegen der Leninschen Konzeption von der NÖP wurde in der Perestroikazeit die Schattenökonomie nicht in marktwirtschaftlich gesteuerte Kreislaufzusammenhänge geführt, sondern dem Diebstahl gesellschaftlicher Ressourcen zugesehen. Vielleicht müßte man hier noch die außergewöhnliche Verschärfung der Defizite seit dem Anfang der 80er Jahre durch die selbst bei Anerkennung sowjetischer Sicherheitsinteressen unentschuld bare Hochrüstung bemühen, die nicht nur, wie Bischoff schreibt, die Armee zu einer potentiellen Bedrohung nach innen und außen gemacht hat (40), sondern die Dollarisierung der Schattenwirtschaft auf den Höhepunkt brachte. Dabei haben Ausuferung des Schwarzmarktes und der informellen Schattenwirtschaft in einem weiträumigen und bevölkerungsreichen Land wie der ehem. Sowjetunion eine viel gefährlichere Dimension als in einem kleinen - als Analogie könnte die unterschiedliche Kriminalität in der Überschaubarkeit eines Dorfes und der Anonymität einer Großstadt dienen -, so daß die Krise des Transformationsprozesses in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion in ihrer verheerenden Wirkung ohne Beispiel steht.

In China dagegen, so hebt Bischoff hervor, begannen die Reformen als Lehre aus dem Scheitern der voluntaristischen Politik der Volkskommunen mit der regulierten Vermarktung landwirtschaftlicher Überschüsse bei Modernisierung

der Landwirtschaft und Leichtindustrie und damit fühlbarer Verbesserung des Warenangebots. Die Entwicklung der Märkte war also an den Austausch neu produzierter Waren und nicht an die halblegale Aneignung von gesellschaftlichem Eigentum geknüpft (60). Die gleichzeitige Differenzierung der Aneignungs- und Eigentumsformen glich Schwächen staatseigener Betriebe aus, ohne daß dies mit einem Verfall von gesellschaftlichen Wertorientierungen und Verhaltensstandards einherging (55).

Wer denkt da nicht an die positiven Auswirkungen des Kurses auf Anerkennung privater und staatsbeteiligter Betriebe von 1957 bis 1972 in der DDR?

Bischoff verweist auf Defizite der chinesischen Ökonomie wie das Fehlen einer gesamtstaatlichen Sozialversicherung und eines effizienten Steuersystems (58), wobei der Spielraum für die Erweiterung von sozialen und individuellen Rechten in China wie überhaupt des Rechtsstaates seiner Meinung nach noch nicht ausgeschöpft ist (69), während in Osteuropa die Selbstzerstörung der Gesellschaften zu einer realen Gefahr herangewachsen ist (79).

Das chinesische Konzept von der regulierten sozialistischen Marktwirtschaft hat nicht zuletzt deshalb Aussicht auf Erfolg, weil die ihm zugrundeliegende Trennung zwischen Eigentumsrecht und Unternehmensführung in allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern funktioniert, wenn auch auf anderer Grundlage, nämlich des Privatei-

gentums. Aber eine Aktiengesellschaft setzt nicht zwingend ausschließlich Privateigentum voraus, sondern eignet sich auch zur Bewirtschaftung von Staatseigentum allein oder im Verbund mit Privateigentum. Der amerikanische Ökonom J.K. Galbraith hat dieses Phänomen zur Grundlage seines Begriffs der Technostruktur und damit der Konvergenztheorie gemacht, deren Ausbau m.E. hätte wissenschaftlichen Vorlauf für die heutigen schier unlösbaren Transformationsprobleme in Osteuropa schaffen können. Damit sind noch nicht die Regulations- und Steuerungssysteme der Gesamtwirtschaft in den Industriegesellschaften des Westens gelöst, was auch in dem abschließenden Kapitel von Bischoff "Ökonomische Modernisierung und Zivilgesellschaft - die Staatsfrage" deutlich wird. Aber die in China vorhandene Pluralität der Eigentumsformen ohne Dominanz des Privateigentums ermöglicht eine planmäßige Gestaltung politischer gesetzter Rahmenbedingungen für wirtschaftliche Entwicklungen und solidarisches Verhalten der Menschen oder, wie Bischoff vorsichtig formuliert, "größere Offenheit von Förderungs- und Entwicklungsmöglichkeiten im Gesamtproduktionsprozeß" (74). Das macht das Studium seiner Erfahrungen für Rußland und andere ehemalige Sowjetrepubliken bei der Suche nach einem Ausweg aus der sich täglich verschärfenden Krise nützlicher als die Schocktherapie sog. Radikalreformer.

Hans Luft

Zur "neuen Qualität" internationaler Migrationsprozesse

Hans-Jürgen Bieling, *Nationalstaat und Migration im "Postfordismus" - Gewerkschaften vor der Zerreißprobe. FEG-Studie Nr. 2 (September 1993, 200 S., UKB 25 DM)*. Bestelladresse: FEG am Institut der Philipps-Universität Marburg, Wilhelm-Röpke Str. 6, Block G, 35032 Marburg

Zu Fragen der Migration ist in den letzten Jahren eine wahre Fülle neuer Literatur erschienen. Je nach Fachrichtung sind die Argumentationen ökonomisch, politisch oder kulturell geprägt. Nur selten sind die Untersuchungen gesellschaftstheoretisch verankert. Einer derartigen Fragmentierung will die Studie des Marburger Politikwissenschaftlers Hans-Jürgen Bieling Abhilfe schaffen. Auf Grundlage regulationstheoretischer Überlegungen verortet er die "neue Qualität" internationaler Migrationsprozesse im Kontext des Übergangs vom Fordismus zum Postfordismus. Zur Verdeutlichung des Umbruchs skizziert er im 1. Teil die Migrations- und Integrationsformen während der Nachkriegsordnung. Für die nunmehr anwachsenden Migrationsprozesse macht er danach im 2. Teil die veränderte Konstellation im Weltssystem verantwortlich. Anschließend erörtert er am Beispiel der Bundesrepublik im 3. Teil die Ursachen verringerter Integrationspotentiale in den Aufnahmeländern. Zum Abschluß reflektiert der 4. Teil, über welche Mechanismen der zunehmende Rassismus eine

solidarische gewerkschaftliche Interessenvertretung unterminiert.

1. Den Ausgangspunkt der Studie bilden zunächst viele empirische Indikatoren wie das Ansteigen transnationaler Migrations- und Fluchtbewegungen, die Asyldebatte, die Zunahme von Gewaltakten gegen "Ausländer", die rechtspopulistische Agitation etc.. Hinter diesen Phänomenen sieht Bieling einen tiefgreifenden Formwandel von Ökonomie, Gesellschaft und politischen Institutionen. Diesen erschließt er sich mit der "Theorie der Regulation". Demgemäß führten Transformationsprozesse in der Weltökonomie und "Weltgesellschaft" seit den 70er Jahren zu einem "Formationsbruch". Dieser drückt sich nicht nur in der wachsenden internationalen Interdependenz, im US-decline und im Zusammenbruch des Realsozialismus aus. Auch auf nationaler Ebene bildet sich ein neuer Vergesellschaftungsmodus heraus. Die Veränderung von Sozialstrukturen, von Konsumverhältnissen und Lebensweisen sowie von Deutungsmustern und Bewußtseinsformen kulminiert in einem veränderten Stellenwert des "Ideologischen".

Im Umbruch vom Fordismus zum Postfordismus, so die Argumentation von Bieling, vollzieht sich zugleich der Übergang vom fordistischen zum "postfordistischen" Regulationmodus der internationalen Migration. Für den Fordismus galt noch, daß die Migration von den Metropolen kontrolliert werden konnte; deren Arbeitskräftebedarf bildete als Pull-Faktor die

wesentliche Determinante transnationaler Migration (30f).

2. Im Übergang zum Postfordismus verabschiedet sich diese Konstellation: Der Autor legt überzeugend dar, daß sich mit der Restrukturierung des Weltmarktes und den Umbrüchen in der Weltordnung zugleich die Formen und Dimensionen der Migration wandeln. In vielen Teilen der "Dritten Welt" und Osteuropas ordnen sich die Herrschaftsverhältnisse neu, sind die Prozesse der Staatenbildung umkämpft, mehren sich wirtschaftliche Not und Armut sowie soziale "Entwurzelung". All dies ließ das Flüchtlingspotential ansteigen. War es zuvor noch regional eingegrenzt, entläd es sich zunehmend im Zuge der weltweiten kommunikativen Vernetzung und verbesserter Transportwege. Die Weltmarktintegration gering entwickelter Länder und die globalisierte personelle Mobilität bilden gemäß dieser Interpretation also zwei Seiten ein- und derselben Medaille (49ff).

Bieling konkretisiert dies anhand dreier Regionen, deren Migrationspotentiale für die Bundesrepublik von Bedeutung sind: die Migration aus Afrika, aus Osteuropa sowie die EG-interne Migration (54ff). Nachfolgend stellt der Autor heraus, daß sich der politische Umgang mit der gleichsam "verselbständigten" internationalen Migration nicht automatisch ergibt, sondern im Kontext des nationalstaatlichen Funktionswandels zu begreifen ist. Im Zeichen der "postfordistischen" Internationalisierung erodierten dessen klassische keynesianische Steuerungs- und

(soziale) Integrationsfunktionen (69). Hinsichtlich der Weltmarktprozesse verlor er an Kompetenz und Souveränität. Es sind aber auch gegenläufige Tendenzen zu erkennen, die der These eines simplen Funktionsverlustes widersprechen: industriepolitische Aufgabenstellungen, die Aufwertung repressiver Staatsorgane und das Aufkommen autoritärer politischer Zielsetzungen verweisen eher auf die Reorganisation und Verlagerung nationalstaatlicher Funktionen (72ff).

Von hier aus bestimmt Bieling dann den Zusammenhang zwischen nationalstaatlichen Regulationsformen auf der einen und dem neuen Migrationsdruck auf der anderen Seite (74ff). Da der alte Regulationsmechanismus nicht mehr greift, entsteht ein "Problemstau", der "von unten" als "Unfähigkeit der Politik" wahrgenommen wird. Der "Block an der Macht" steht damit vor einer grundlegenden Schwierigkeit: "Er 'muß' die Forderungen 'von unten' in seine politische Strategie aufnehmen, kann wegen der vielfältig gebundenen Steuerungsressourcen aber in zunehmendem Maße weniger sozialintegrativ reagieren. Die sozialen Forderungen erhalten daher einen anderen Inhalt, d.h. die Krise des Nationalstaats wird mehr und mehr durch die Ausweitung ethnischer Vorrechte und repressiver Machtstrukturen kompensiert" (75f). Derartige Tendenzen sieht der Autor sowohl in der deutschen Debatte über die Veränderung des Asyl-Grundrechts als auch in der EG-Debatte über die Vereinheitli-

chung der Migrationspolitik (TREVI, Schengen etc.) bestätigt. Gleichzeitig macht er darauf aufmerksam, daß es zur Bearbeitung der heutigen Migrationsprobleme auf der Ebene der politischen Regulation und Kontrolle umfangreicher Maßnahmen der Weltwirtschafts- und Entwicklungspolitik bedarf. Darüber hinaus ist in Deutschland eine grundlegende Revision des Staatsbürgerschaftsrechts und der Einwanderungspolitik notwendig (83ff).

3. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Integrationspotentialen. Vor allem geht es um den neokonservativen Angriff auf den Sozialstaat sowie die tiefgreifende Umwälzung der Gesellschafts- und Arbeitsmarktstrukturen. Auf der Grundlage der theoretischen und empirischen Arbeitsmarktforschung arbeitet Bieling heraus, daß die Segmentierung der Arbeitsmärkte und die Durchsetzung einer "neuen Betriebsweise" die Integration der Migranten erschwert: a) gehen sie zu Lasten der ersten und zweiten Generation der Arbeitsmigranten (90ff); und b) fördern sie die Ausdehnung des sog. "informellen Sektors" (99ff). Unter den Bedingungen weiterhin ansteigender Massenarbeitslosigkeit führt die tendenzielle "Schließung" "altindustrieller" Arbeitsmärkte und die Ausdehnung der Dienstleistungszentren zum Wachstum sog. "bad jobs". Flankiert durch eine restriktive Ausländerpolitik und neokonservative Deregulierung beeinträchtigt dieser Wandel vor allem die Arbeits- und Lebenssituation

der "ausländischen" Population (109ff). Die neuen Formen der sozialen Polarisierung lassen sich insbesondere in den Großstädten (hier an den Beispielen Berlin und Frankfurt) - als Formen der ethnischen Segregation und Ghettobildung - nachvollziehen (117ff).

Anschließend legt der Autor dar, daß infolge der deutschen Vereinigung enorme soziale Kosten entstanden, deren Politisierung zunächst durch den "Vereinigungs-populismus" (131), später durch den allgemeinen Trend zur "Re-Nationalisierung" einen Rechtsruck herbeiführte. Im weiteren Verlauf werden die Integrationskonflikte - bis zur Gewaltanwendung - aufgeheizt. Sie kulminieren, da zunehmende Funktions- und Steuerungsdefizite im System der politischen und sozialökonomischen Regulation auf die ungelösten Widerspruchskomplexe der 70er Jahre treffen und durch die neue Migration noch verschärft werden. Ideologische Bindekräfte wie "Ethnie", "Nation" und "Rasse" gewinnen in diesem Umfeld an Einfluß (134ff).

4. Abschließend evaluiert Bieling den "Rassismus" im Kontext der postfordistischen Vergesellschaftung. Er widmet sich insbesondere den Integrationsproblemen der Gewerkschaftspolitik. Zur Vertiefung dieser Fragestellung wählt er in Anlehnung an die Arbeiten von Stuart Hall u.a. einen ideologietheoretischen Zugang. Die rechtspopulistischen Diskurse sind demnach nicht mechanisch aus den sozialen und ökonomischen Verhältnissen oder gar als bloße Manipulationsstrategie der "Herr-

schenden" abzuleiten. Vielmehr sind sie tief im Alltagsbewußtsein verankert, d.h. auch "von unten" stützt ein aktiver Konsens die rechtspopulistischen und rassistischen Strategien (146ff). Die ethnische Artikulation der sozialen Frage stützt sich demnach auf die Interpretation alltäglicher Erfahrungen im Betrieb, auf dem Wohnungsmarkt und in vielen anderen Lebensbereichen. Vor allem der betriebliche Rassismus konfrontiert die Gewerkschaften mit neuen Aufgaben. Dies gilt umso mehr, als sich die Gewerkschaften in der Vergangenheit überwiegend von arbeitsmarktpolitischen Erwägungen und vom Primat der Interessenvertretung für die "deutschen Kollegen" leiten ließen; erst in den 80er Jahren gab es auf programmatischer Ebene Ansätze zu einer "neuen Ausländerpolitik", die sich für Maßnahmen der "positiven Integration" aussprach (159ff).

Für die aktuelle Situation konstatiert Bieling eine immer stärker werdende Spannung zwischen Antirassismus und "ethnischem Korporatismus" (162ff). Auf Grundlage anhaltender Individualisierungsprozesse und einer zunehmenden Segmentierung der Erfahrungen der Lohnabhängigen neigt sich das Pendel zum "ethnischen Korporatismus". Durch Tendenzen zum Pragmatismus und zur Verbetrieblichung der Interessenvertretung wird diese entsolidarisierende Orientierung weiter gestützt. Hier, so der Autor, muß eine kritische Auseinandersetzung einsetzen, die stärker das "politische Mandat" der Gewerkschaften als Träger eines alter-

nativen gesellschaftspolitischen Reformprojekts herausarbeitet. Dennoch überwiegt im weiteren Argumentationsgang Pessimismus: "Im Zeichen einer heraufziehenden 'cäsaristischen' Ausgangslage - die subalternen Klassen wollen und der herrschende Machtblock kann die alten Verhältnisse nicht mehr tragen - kämpft und verhandelt ein populärer Nationalismus 'von oben' mit einem rebellierenden populären Rassismus 'von unten'. Während sich der Rassismus 'von oben' 'aufklärt' und 'geläutert' gibt und mit den 'Zwängen' der internationalen Vernetzung, Verantwortung und Verpflichtung argumentiert, stützt sich der Rassismus 'von unten' auf die materiellen Sicherheitsinteressen der vom sozialen Abstieg bedrohten Bevölkerung und mobilisiert Ressentiments gegen diverse Migrantengruppen" (169). Um solchen Gefahren zu begegnen, skizziert Bieling zum Schluß Elemente eines "neuen Internationalismus" sowie wesentliche Bestandteile eines gewerkschaftlichen Aktionsprogramms, das den alten wie den neuen Problemen der Migration angemessen sein könnte (170ff).

Lesenswert ist die Studie vor allem deswegen, weil sie einen komplexen Begriff der Migrationsproblematik vermittelt. Überdies erweitert der Zugang über die Regulationstheorie das Untersuchungsfeld. Ursachen und Verlaufsformen der Migration werden aus verschiedenen Perspektiven - Weltmarkt, Umbruch des Akkumulationstyps, staatliche Regulierung, ideologische Vergesellschaftung etc. -

durchleuchtet, die Thematik der Migration also ausdifferenziert, ohne daß das "innere Band" der Argumentation verschwindet.

Frank Deppe

Fremdes, Ethnisches, Multi- und Interkulturelles

Wolf-Dietrich Bukow, Leben in der multikulturellen Gesellschaft. Die Entstehung kleiner Unternehmer und die Schwierigkeiten im Umgang mit ethnischen Minderheiten, Opladen 1993, 212 S., br., DM 36,-.

Eckhard J. Dittrich / Frank-Olaf Radtke (Hrsg.), Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, Westdeutscher Verlag, Opladen 1990, 369 S., br., DM 59,-.

Andreas Kuntz/Beatrix Pfeleiderer (Hrsg.), Fremdheit und Migration, Dietrich Reimer Verlag, Berlin/Hamburg 1987, 260 S., br., DM 44,-.

Mehdi Jafari Gorzini/Heinz Müller (Hrsg.), Handbuch zur interkulturellen Arbeit. Mit Beiträgen zu den Themen Flucht und Asyl, Einwanderung und Arbeitsmigration, multikulturelle Gesellschaft, Rassismus, Ausländerstudium und Bildung, Wiesbaden 1993, 525 S., br., DM 25,-.

Ethnizitäts- und Multi-/Interkulturalitäts-Themen haben schon seit einigen Jahren wissenschaftliche Konjunktur, da die Diskussion über die faktische Einwanderungsgesellschaft Bundesrepublik nicht mehr abreißt. Freilich - nennenswerte praktisch-politische Konsequenzen

in Form der Selbstanerkennung als Einwanderungsland hat dies nicht gehabt: Die Wahrnehmungs- und Realitäts-Verweigerung wurde fortgeschrieben und produzierte ihre mörderischen Exekutoren. Nicht erst seit diesem Zeitpunkt, aber spätestens seither sind solche Veröffentlichungen nicht nur auf ihre wissenschaftliche Relevanz und Stimmigkeit, sondern auch auf ihre politischen Implikationen zu prüfen.

Die vorliegenden Titel entstammen wissenschaftlichen Diskursen; das Handbuch von Gorzini/Müller bietet zudem ausgesprochen praktisch orientierte Serviceleistungen.

Der Kölner Sozialwissenschaftler Bukow stellt Überlegungen an zur Entwicklung und Struktur der Bundesrepublik rund um eine eigene empirische Untersuchung kleiner "ausländischer" Unternehmen in einigen rheinischen Städten, die selbst nicht sehr detailliert dargestellt ist. Die Fragestellung ist ähnlich jener, die er in seiner mit Llaryora zusammen verfaßten Studie "Mitbürger aus der Fremde" (Opladen 1993²; vgl. meine Rezension in Z 15) entwickelte: Am genannten Beispiel überlegt er, ob es sich um eine "bloße innere Differenzierung einer im Rückzug aus der Aufnahmegesellschaft entstandenen Ghettoinfrastruktur oder die Etablierung eines neuen Mittelstandes" handle, der "ein neues Selbstbewußtsein, die Emanzipation der Einwanderer ankündigt" (117), also "eher Ethnisierung oder ... Integration" (119). Diesen empirischen Anlaß des Buches erfahren LeserInnen leider erst nach

über 100 Seiten Lektüre. Um ihn herum gruppiert sich eine Theorie über die neuere Entwicklung der Bundesrepublik hin zu einer "Nutznießersolidargemeinschaft", ein "Projekt" einer "neuen Restauration" als "modernisierte Variante des althergebrachten Nationalstaatskonzeptes" (170ff.). Sie entstehe aus dem Modernisierungsbedarf der bundesdeutschen Gesellschaft einerseits, ihrer restaurativen, nach wie vor in Selbstverständnis und politisch-rechtlichem System völkischen Verfaßtheit andererseits, und äußere sich in zunehmend deutlicheren Bestrebungen nach einem homogenen, ja nationalen Gemeinwesen. Diese Tendenz werde an der "strukturellen Ethnisierung" besonders deutlich, die als Ergebnis der Untersuchung herausgestellt wird, d.h. einer zunehmenden Ethnienorientierung sowie einer "strukturgenetisch wirksame(n...)" Ethnogenie" (155) als Fremdzuschreibung - dies der Aufhänger des Buches. Neu sei an diesem Projekt die "Selbstbescheidung" auf "Bereitstellung der erforderlichen sozialen Integration" und "ggfls. ein soziales Krisenmanagement" (172), ohne daß dies mit Anspruch auf die Gestaltung der Gesellschaftsentwicklung insgesamt verbunden sei. Der Inhalt der Modernisierung bleibe damit außerhalb des Dispositionsanspruchs und -spielraums der "neuen Restauration" (hier fallen Namen wie Späth, Biedenkopf, Stürmer, 171) und scheitere daher auch nicht so leicht. Anhand der "Ausländer", ethnisierten Minderheiten, könne, optimierten Herrschaftszwecken gemäß, in

wünschenswerter Schärfe jene "Solidargemeinschaft" etabliert und abgegrenzt werden, um die Notwendigkeit von Umverteilungsprozessen nach oben akzeptabel zu machen und symbolisch Handlungsfähigkeit der damit befaßten politischen Gruppen zu demonstrieren (170ff.).

Befriedigen kann der Band nicht. Eine Beurteilung, wie weit die empirischen Befunde der Unternehmens-Untersuchung den theoretischen Ansatz tragen, läßt deren sehr knappe Darstellung kaum zu. Empirische Probleme, die Anlaß theoretischer und methodischer Diskussion sein müßten und selbst Antwortaspekte liefern, werden en passant in einer Fußnote abgehandelt (vgl. z.B. 117, FN 14!). Die "Nutznießersolidargemeinschaft" ist agglomeriert aus verschiedenen ideologietheoretischen und -kritischen Versatzstücken, die ihrerseits ohne Prüfung ihrer direkten materiellen oder aber vermittelnden, ideologischen Funktion jeweils 1:1 zu einem neuen Theorie-Steinbruch zusammengebacken werden. Mit historischen Fakten wird dementsprechend öfters schludrig umgegangen (die SPD-FDP-Koalition habe sich seit dem Anwerbestopp "mehr und mehr geweigert", abgelaufene Einwanderungsprozesse als solche zu akzeptieren - ???; so 70). Eine Auseinandersetzung mit anderen Ethnizitäts-Konzepten und -Kritiken findet ebensowenig statt wie mit der Literatur zu Selbständigen-Existenzen bei EinwandererInnen. Der theoretische Modernisierungsansatz scheint mir wenig kon-

sistent durch- und nicht an anderen Modernisierungskonzepten abgearbeitet. Die Probleme der Begründung dieses kapitalismuskritischen Modernisierungsansatzes ausgerechnet mit dem Weber'schen Rationalitätsbegriff - schon in der Bukow/Llaryora-Studie verwendet - werden gerade mal gestreift.

Dennoch: verdientvoll die Frage nach der Ethnisierung der Minderheiten, nach deren damit verfestigter Ausgrenzung und danach, ob und wie sich das in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion niederschlägt.

"Ethnizität" versammelt Beiträge einer schon 1987 im Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Uni Bielefeld abgehaltenen AG über den Beitrag der Wissenschaften zur Konstruktion ethnischer Minderheiten, über theoretische Konzepte zu Problemen, die im modernen Wohlfahrtsstaat im Zusammenhang mit Wanderungsbewegungen entstehen, und die Wirkungen solcher theoretischer Praxis auf das Handeln.

Die Einleitung der Herausgeber (9ff.) entwickelt deren grundsätzlich kritische Position gegenüber Ethnizität, die sie als soziale Konstruktion mit einerseits politisch-instrumenteller Funktion zur Ressourcen-Mobilisierung, andererseits individuell-entlastender, der subjektiven Orientierung der Minderheiten-Mitglieder dienender Aufgabe entwickeln (21ff.). Der Kulturdeterminismus, die mangelnde Berücksichtigung der Dynamik zwischen Kultur- und Sozialprozessen, die letztlich Verpflich-

tung auf die Idee eines kulturellen "Volksgeistes" mache Ethnizität aber zum Einfallstor für Irrationalismen und demokratie-inkompatibel - ähnlich wie die Respektierung von "Multikulturalität" häufig genug reale gesellschaftliche Ungleichheit vergessen lasse. (Wie wichtig diese kritische Auseinandersetzung ist, machen völkisch-raunend klingende Forderungen von Sozialwissenschaftlern wie K.O. Hondrich deutlich, der wenig später in *SPIEGEL*, *FAZ* und *ZEIT* höhere Beachtung für diese Kategorie Ethnie und ethnische Bewegungen reklamierte.)

In sinnvoller Gliederung finden sich sodann Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Bearbeitung von Migrations- und Minderheitenproblemen in (einwanderungs-) länderspezifischen Beiträgen (Australien, Frankreich, USA, BRD; 41ff.), zu Brüchen und Kontinuitäten in der wissenschaftlichen Konstruktion ethnischer Minderheiten unter den Begriffen Rasse, Klasse, Ethnie (139ff.), zu ethnologischen, anthropologischen und soziobiologischen Konzepten (215ff.); zu praktischen politischen Folgen v.a. an Beispielen wie Sprache, Kulturkonflikt-Theorie und Pädagogik (263ff.) sowie zu Minderheiten-Wissenschaften (327ff.).

Der Band versammelt erstmalig eine solche Darstellungsbreite von (in der Bundesrepublik leider kaum) etablierten wissenschaftlichen und zugleich fast ausnahmslos kritischen Positionen in den vielfältigen beteiligten Disziplinen. Da gerade in Fragen wie Migrationsfolgen und Minderheiten die (sozial-) wissenschaftliche Debatte öf-

fentliche Diskussionen und damit auch deren gesellschaftliche Folgen besonders prägt, ist die Publikation dieser Beiträge verdienstvoll. Die LeserInnen finden hier gute Namen der bundesdeutschen und internationalen Diskussion (z.B. neben den Herausgebern Brumlik, H. Berger, Hamburger, Hinnenkamp, Klingemann, bzw. Feagin, Miles und kontrovers dazu Rex) in Beiträgen von durch die Bank hoher wissenschaftlicher Qualität. Viel Buch fürs Geld!

Einzig, aber gravierender Ausrutscher: der Beitrag des Heidelberger Anthropologen und Humangenetikers Vogel. Er schwadroniert von "Rassensystematik", "-geschichte", "-klassifikation", setzt die Existenz menschlicher "Rassen" fraglos voraus, will und kann auch den rassistischen Charakter dieser Konstruktion nicht reflektieren und mengt, teils wohl unabsichtlich wie jüngst C. Türcke, teils sträflich naiv, quasi-rassistische Positionen mit lobendem Verweis auf eine 1934 erschienene "Rassenkunde als "Klassiker" (217) mit heutigen humangenetischen Wissenselementen. Ein klassisches Beispiel von mangelnder wissenschaftlicher Selbstreflexion, Nähe zu "klassisch" rassistischen Positionen und quicklebendiger historischer Kontinuität in den grauen Übergangszonen zu heutigen herrschaftsnahen Genetik-, Bevölkerungs-, Kultur- und Biopolitik-Diskursen. Leider wurde dieser Beitrag zu wenig konkret auseinandergenommen; die abschbare Entwicklung der protowissenschaftlichen Neuen Rechten hätte eine Verdeutlichung gemeinsamer

Diskurse bestimmter Wissenschaftsbereiche und "alter" bzw. "neuer" Rechter sinnvoll gemacht.

Auch "*Fremdheit und Migration*" ist ein Tagungsband. Sein Ansatzpunkt: Volkskunde mit ihrem traditionell europäisch und Völkerkunde mit ihrem international definierten Gegenstandsbereich, ihre fachlichen Unterschiede und die Annäherung ihrer Diskurse unter die Lupe zu nehmen: "Fremde - Nähe" seien kein nationalkulturelles Problem mehr, die Grenze zwischen "Ausländern" und "Inländern" nicht mehr klar zu ziehen (7), Kultur- und Sozialwissenschaften stellen sich "dem innerhalb liegenden Fremden (Devianz, Minoritäten etc.)" (8). Dies deutet auf kritische Selbsterforschung hin. Eine umso bemerkenswertere Tendenz, als die beiden Disziplinen sich in ihrem offiziösen historischen Selbstverständnis ebenso bemerkenswert ergänzen (als Erforschung des "eigenen Volkstums" bzw. der "fremden Völker", der "Wilden" - heute eher: der "Unterentwickelten") wie in ihrer wissenschaftskritischen Dechiffrierung: als Hilfsagentur für herrschaftliche Ordnungsvorstellungen, Bevölkerungspolitik und Eugenik, bzw. im Dienst der Kolonialpolitik, der Ausrottung und Zurechtweisung der Kolonisierten.

Mit dem Kritischen ist es allerdings auch bei diesem Band ab und an so weit nicht her. So wenn sich der Herausgeber in der Einleitung kurz nach seiner Distanzierung vom Fliegenbeinzählen doch eilig wieder auf das Riehl-Zitat über die "feste Basis des Zählens, Messens und Wägens" (7) zurückzieht, für die

dieser konservative Volkskundebe-gründer im 19. Jh. mit gutem Grund den Staatshaushalt in Anspruch nahm - eben weil er Volkskunde als den "höchst bedeutsamen Beruf" betrachtete, "Systematik in die Anarchie der Polizeiwissenschaft zu bringen und nicht minder Logik in die polizeiliche Praxis", auf daß jeder Polizeiakt "so sicher der Natur des Volkes anzupassen (sei), daß es auch bei den lästigsten Dingen glaubt, die Polizei habe doch eigentlich nur ihm aus der Seele heraus verfügt und gehandelt" (zit. 16).

Wer angesichts dieses Ansatzes die Befürchtung des Ethnologen Meillassoux teilt, daß die EinwandererInnen durch diesen Blick als "ethnische Minderheiten", "fremde Ethnien", in ihrem Fremdsein also, festgeschrieben werden, ihre Diskriminierung ausgeblendet bleibt, wie dies auch Dittrich/Radtke diskutieren, wird allerdings nicht bestätigt. Die Titelbegriffe sind in den dreizehn Beiträgen viel weiter gefaßt: Migration wird als historisch dauerhafte Erscheinung, als Emigration wie als Immigration verstanden und nicht nur auf Deutschland bezogen; so z.B. dargestellt am Modell einer dezentralen Manufaktur anhand des Wuppertal-Barmer Museums für Frühindustrialisierung als Element der Sozialentwicklung (Knieriem, 51ff.). Auch das "Fremde" nimmt hier extrem vielfältige Formen an. So wird es z.B. als "das Fremde im Eigenen" am Beispiel zweier schwäbischer Dörfer und heimatkundlicher Aufarbeitung bzw. Verdrängung der Nazi-Epoche bearbeitet - "das

Fremde" als das Verdrängte (Jeggle, 13ff.); als die Fremdheit der Sauerländer Wanderhändler (Höher, 33ff.); als "Fremdheitsgefühle zwischen Norddeutschen und Süddeutschen" am Beispiel von nach Hamburg ausgewanderten Schwaben (Kuntz, 103ff.); als interkulturelle Kommunikation mit AfrikanerInnen, was nicht nur Aktualisierung eigener kultureller Formbestimmtheit bedeute, sondern auch kritische Distanzierungsmöglichkeit zu ihr (Dettmar, 183ff.); als Eigen- und Fremdgruppen-Bestimmung anhand unterschiedlicher Kategorien in einem Viertel des griechisch-türkisch-jüdisch-spanisch geprägten Thessaloniki (Kokot, 147ff.). Und Fremdheit wird nicht zuletzt als durch weibliches Leben strukturell bedingte Erscheinung aufgezeigt (Pfleiderer in einer nordindischen Fallstudie, 65ff.). Fremdheit wird also im weitesten Sinn als "kultureller Faktor" (8) verstanden.

Dies freilich macht den Band auch sehr disparat und das Ziel der Tagung, deren Ergebnis er ist, nebelhaft. Obwohl einige Aufsätze sehr spannend zu lesen sind (für mich besonders Hauschild, 159ff., über magische und religiöse Körpervorstellungen als heilige, individuelle und soziale in Süditalien), ist mir die Einordnung ins Thema häufig nicht plausibel; es sei denn, "Zählen, Messen, Wägen" reiche eben doch. Die Begründung, einer spräche sich "gegen eine Ausgrenzung von Magie oder Ethnomedizin aus" und integriere somit das Fremde, scheint mir eher den Mangel an Durchdringung und thematischer

Integration zu zeigen (11). Wenn "Fremdes" nicht mehr "nationalkulturell" festmachbar ist - wo und wie dann? Taugt dann "Fremdheit" als Kategorie überhaupt noch? Sind oder bleiben Minderheiten per se "Fremde"? Wo lassen sich Diskursabgrenzungen zwischen den beiden Fächern festsetzen? Wo zeigen sich welche, ggfls. neuen, Indikatoren für eine Diskussion dieser Abgrenzungen? Und wie grenzen sich die beiden Fächer dann gegenüber anderen Sozialwissenschaften ab?

So bleibt ein ambivalenter Eindruck: teilweise sehr interessante, auch methodisch sauber ausgewiesene historische und aktuelle Beiträge, aber ohne stringenten Versuch, die Fallstricke des Verfremdens auszuloten, kunterbunt zusammengewürfelt. Kritische Volks- und Völkerkunde dürfte sich mit dem Drüberstülpen konjunkturengiger Begriffe wie denen des Titels keinen allzugroßen Gefallen tun. Außerdem: Ich hätte gern mehr über die AutorInnen gewußt; ein Verzeichnis fehlt jedoch. Und das bei diesem Preis!

Das *Handbuch zur interkulturellen Arbeit* füllt eine Lücke und erfüllt, neben einigen theoretischen, viele höchst praktische Bedürfnisse, was schon an den Institutionen deutlich wird, die die Veröffentlichung unterstützen (v.a. Deutsches Komitee des World University Service, GEW und Institut für Sozialforschung Mainz e. V. - inzwischen umbenannt in Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz e. V. - sowie eine Reihe weiterer). Die zwei Hauptfunktionen des "Überblicksbandes und Nachschlagewer-

kes" (10) sind, den Diskussionsstand im weiten Feld interkultureller Arbeit zusammenzutragen sowie den vielen Selbstorganisationen - zumal sie ansonsten wenig Öffentlichkeit und Unterstützung finden - ein Forum zur Selbstdarstellung zu geben (9).

Das Buch ist übersichtlich gegliedert in vier Themenbereiche, deren verschiedene Aufsätze jeweils mit Abschnitten über die Initiativgruppen, Zeitschriften und Adressen (der letzte enthält auch Stiftungen) abschließen: I. "Einwanderung/Multikulturelle Gesellschaft" (17ff.) zur internationalen Einbindung des Themas, Einwanderungspolitik und Einbürgerung bis hin zu (Sozial-)Pädagogik im Migrationsprozeß; II. "Flucht und Asyl" (186ff.) bilanziert den (zum Erscheinungszeitpunkt erreichten) Stand der europäischen Abschottung, des Abbaus des Asylgrundrechts, der Flüchtlingsinitiativen-Arbeit, der Asylrechts-Verteidigung und der spezifischen Frauenverfolgung. Teil III zu "Rassismus" ist der theoretischste Teil des Bandes (302ff.); er diskutiert neue Rassismustheorien, sozialgeschichtliche Aspekte zu Rassismus (-Diskursen) in Deutschland, Rassismus-/Sexismus-Kontexte, Mediendiskurse, Bilanz antifaschistischer Arbeit in der DDR. Der IV. Teil "Ausländerstudium/Hochschule" (430ff.) behandelt das Ausländerstudium selbst, Probleme der AbsolventInnen danach und sein Verständnis als interkulturelle Kommunikation.

Wie jeder Sammelband hat auch dieser Schwachstellen. Ich sehe sie v.a. in der problematisch be-

schränkten Darstellung einwanderungspolitischer Optionen auf die letztlich vorrangig durch "Verträglichkeits"aspekte der Bundesrepublik strukturierten Gesetzesvorschläge von Bündnis 90/Die Grünen. Das grundsätzliche Problem der meisten - sich verdichtenden - Anregungen, die Bundesrepublik als Einwanderungsgesellschaft anzuerkennen und entsprechende gesetzliche Regelungen zu erarbeiten, liegt darin, die *mehrseitige* Problematik, *Emigrations*-Interessen, internationale Zwangslagen und Fluchtursachen dahinter nicht wahrzunehmen und daher eine *Interessenlagen-Vermittlung* gar nicht erst anzustreben, wovon auch das genannte Vorschlagswerk nicht frei ist. Im Sinn des grundsätzlicheren Herangehens der Aufsätze in Teil III wäre hier einiges zu diskutieren. Daß Sachinformationen in Handbüchern veralten - hier v. a. zur Asylrechtslage -, ist nicht diesen vorzuhalten; veröffentlichte Überarbeitungen liegen teils schon vor (so zur Einbürgerung). Diese Mängel sind aber Kleinigkeiten angesichts des so dringlichen Bedarfs nach Vernetzungs-Hilfen und praktischer Unterstützung mit theoretischem Anspruch bei vielen Initiativen gerade im ImmigrantInnen- und v. a. Flüchtlingsbereich. Ich wünsche dem Band jedenfalls gute Verbreitung, Neuauflagen und dabei - wie die Herausgeber - ständige Aktualisierung durch Initiativen, Selbstorganisationen und ihre Anregungen. Und noch eines: Mehr Druckzuschüsse, damit die für ein Handbuch völlig unzureichende Klebe-

bindung durch etwas Stabileres ersetzt werden kann.

Claudia Stellmach

Bellizismus oder Antimilitarismus?

Katrin Fuchs, Peter von Oertzen, Ludger Volmer (Hrsg.), *Zieht die Linke in den Krieg?*, spw-Verlag, Köln 1993, 234 S., 25,- DM.

Ausgangspunkt der Diskussion, die in diesem Sammelband geführt wird, ist die Tatsache, daß sich die Außenpolitik des wiedervereinigten und nunmehr uneingeschränkt souveränen Deutschland in einem Neuorientierungsprozeß befindet, in dessen Verlauf die neue Bundesrepublik zu einem "ganz normalen Staat" zu werden droht, der den "ganz normalen" Gebrauch militärischer Machtmittel betreibt. "Deutsche Soldaten beteiligen sich an militärischen Einsätzen außerhalb des NATO-Bündnisgebiets", schreiben die Herausgeber in ihrem Vorwort (5). Das geschieht derzeit noch unter der Flagge der UNO und dem Anspruch, friedensschaffende Maßnahmen zu unterstützen, aber dabei soll es offenbar nicht bleiben. "Und die Linke?", fragen die Herausgeber, was tut sie? "Zieht sie mit in den Krieg?"

Mit Besorgnis registrieren sie, daß sich sowohl bei der SPD wie bei Bündnis 90/Die Grünen die Befürworter eines militärischen Eingreifens in internationale Konflikte unter der Flagge humanitärer Hilfe mehren, und daß eine in diesem Sinne gemeinte Anpassung dieser

beiden Parteien an neue Realitäten gefordert wird.

Das Buch ist insofern eine Wortmeldung gegen Mode und Zeitgeist. Es stellt zwei derzeit durchaus unpopuläre Grundfragen: Ist die Linke bereit, sich der Militarisierung des Denkens und der Praxis zu widersetzen? Und kann sie zu politischen Entwürfen für eine zivile Ausrichtung der neuen Weltordnung nach dem Ende des Ost-West-Konflikts beitragen - als Element eines demokratischen Reformprojekts? Die Entwicklungsrichtung bei der SPD wie auch den Grünen läßt für derartige Hoffnungen kaum Spielraum.

Die Beiträge des Bandes beantworten die gestellten Fragen sehr unterschiedlich. Etwa zwei Drittel der AutorInnen, teils Politiker, teils Wissenschaftler, können dem sozialdemokratischen Spektrum zugeordnet werden, ein Drittel dem grünen. Soweit sie konsequent gegen eine Kapitulation der Linken vor dem konservativen Militarisierungsdiskurs anschreiben, repräsentieren sie Minderheiten in ihren jeweiligen Lagern.

Konrad Gilges liefert zu Beginn eine kritische Bestandsaufnahme der Positionsveränderungen in der SPD der neunziger Jahre. Der Weg führt vom Bremer Parteitagsschluß 1991 (Zustimmung zur Beteiligung an friedenserhaltenden Blauhelmeinsätzen der UNO) zu den Petersberger Beschlüssen 1992 (Beteiligung auch an sogenannten humanitären Maßnahmen, d.h. ggf. auch Anwendung militärischer Gewalt durch UNO-Kontingente über

Blauhelmeinsätze hinaus) (13). Gilges' Warnung, dies alles könne nur der Türöffner für noch weitergehende Schritte sein, ist inzwischen von den Realitäten eingeholt werden.

Eine vergleichbare Darstellung der Wandlungen grüner Positionen fehlt in dem Band leider; sie wäre als Diskussionsgrundlage sehr nützlich gewesen. Lediglich bei Albert Statz finden sich einige knappe und kritische Bemerkungen dazu.

Mehrere Beiträge analysieren die Umbrüche in der Weltpolitik seit dem Ende des Ost-West-Konflikts und die Neuordnung der internationalen Beziehungen (Arthur Heinrich, Joachim Schuster, Jochen Hippler, Böhlke/Grabert/Unger/Wehr) bzw. vertiefen solche Analysen an Fallbeispielen wie Jugoslawien (Horst Grabert, Helmut Lippelt). Konsens besteht darin, daß militärische Gewalt am allerwenigsten geeignet ist, die aufbrechenden Konflikte zu lösen und positive Entwicklungen einzuleiten.

Recht aufschlußreich sind die Nuancierungen beim Vergleich der verschiedenen sozialdemokratischen Beiträge. Hier sind vor allem Wolfgang Biermann, Peter Glotz, Egon Bahr und Katrin Fuchs zu nennen. Biermann betont mehrfach den grundsätzlichen Unterschied zwischen friedenserhaltenden Maßnahmen der UNO (Peacekeeping) - die er ganz im Sinne der Bremer Parteitagebeschlüsse befürwortet -, und Kampfeinsätzen. Deutschland sieht er aufgrund seiner langjährigen militärischen Zurückhaltung als prädestiniert an, im Rahmen der

UNO an Blauhelm- und Peacekeeping-Aktivitäten teilzunehmen (109). Das Paradigma der wachsenden globalen Verantwortung Deutschlands ist damit akzeptiert. Damit verbindet er eine in der Hauptsache positive Einschätzung der Rolle der UNO (sogar im Golfkrieg!), die in den erwähnten wissenschaftlichen Beiträgen mit guten Gründen angezweifelt wird.

Glotz' Artikel, der zuvor schon in der "Zeit" erschienen war, kommt als geistreiche Kritik am kurzzeitigen Holzhammer-Bellizismus vieler Konservativer und auch Linker daher und enthält kunstvoll kaschiert das grundsätzliche Ja zu einer deutschen Politik militärischer Intervention, wenn sie denn (im Gegensatz zu vielen Konservativen) alle Begleitumstände und längerfristigen Perspektiven auf intelligente Weise mitbedenkt. Hier wird der aufgeklärte Militarist sozialdemokratischer Prägung kreierte. "In keinem Fall genügt der 'Wille zur Intervention'; man muß auch noch wissen, was man damit will" (127). Und wenn man das weiß oder zu wissen glaubt, was dann?

Egon Bahrs Antworten in einem Interview mit Uwe Stehr weisen in ähnliche Richtung. Kollektiver Sicherheit, friedenserhaltenden Konzepten gibt er den Vorrang - hier liegt der betonte Unterschied zum konservativen Diskurs, der das bekanntlich nicht so sieht - jedoch: "Und wenn alles nicht funktioniert, dann kommt als ultima ratio die wirkliche Gewaltanwendung" (177). Und zur Frage nach der "globalen Verantwortung deutscher Politik" (180): "...ich kann nicht die morali-

sche Position einnehmen, daß die Deutschen sich an der internationalen Ordnung allein mit Geld und mit guten Ratschlägen beteiligen, und nur die anderen sollen gefälligst Blut bezahlen. ... Wir sind ein Teil der Völkerfamilie und haben unseren Anteil zu tragen" (181).

Aus sozialdemokratischer Sicht entwirft in diesem Band - von Gilges abgesehen - lediglich Katrin Fuchs einen Gegenentwurf einer kompromißlos zivilen Ausrichtung deutscher Politik, der an der sozialdemokratischen Programmatik festhält, daß Krieg kein Mittel der Politik mehr sein darf. Allerdings fehlt auch bei ihr die direkte und offensive Auseinandersetzung mit den bellizistischen Tendenzen in der SPD. Namen und Adressen werden kaum genannt, wie überhaupt die Auseinandersetzung eher zurückhaltend und häufig indirekt geführt wird. Auffällig ist auch, daß außer Katrin Fuchs keine weiteren konsequenten Stimmen aus dem linken sozialdemokratischen Spektrum laut werden, so auch nicht aus der Juso-Generation.

Katrin Fuchs entwirft ein Konzept einer auf Abrüstung, Konfliktprävention, Minderheitenschutz, gleichberechtigte Entwicklung und Demokratisierung ausgerichteten, konsequent zivilen deutschen Politik auch im Rahmen von EG und UNO, und zwar in den besten Traditionen des Internationalismus. Auch sie ist grundsätzlich nicht gegen deutsche Teilnahme an Peacekeeping-Aktionen der UNO, aber sehr wohl deutlich gegen jegliche Beteiligung an Kampfeinsätzen. Sie verknüpft dieses Ja mit einer Kritik

an der Überforderung und politischen Instrumentalisierung der UNO und mit Forderungen nach ihrer Reform und Demokratisierung.

Aus wissenschaftlicher Sicht wird diese Frage auch bei Dieter S. Lutz und Wolf-Dieter Narr diskutiert. Beide entwickeln aus einer kritischen Analyse der globalen Gefährdungspotentiale eine Absage an jegliche Forderungen nach dem Ausbau der Gewaltpotenz der UNO. Ähnlich argumentiert Jochen Hippler, der der Instrumentalisierung der UNO vor allem durch die USA kritisch nachgeht.

Der originellste Beitrag zur grünen Standortdiskussion kommt aus der Sicht des Rezensenten von Albert Statz, der wissenschaftliche Analyse und politische Standortbestimmung eindrucksvoll miteinander verbindet. Statz setzt sich ab vom plumphen moralisch oder politisch-pragmatisch begründeten Ja zu deutschen Militäreinsätzen, wie sie im sozialdemokratischen und grünen Lager an Einfluß gewinnen (189).

Die, die so argumentieren, "akzeptieren ... das politische Terrain, das durch die Konservativen vorgegeben wird, und unterwerfen sich deren Logik" (ebd.). Aus der Sicht eines Grünen entwirft er einen den Fundi-Realo-Gegensatz vermeidenden Strategieansatz einer Politik der Selbstbeschränkung, der von den wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten (EG, UNO usw.) ausgeht, ohne sich ihnen zu unterwerfen. Statz sieht klar, daß die deutsche Außenpolitik an einem Scheideweg steht und diskutiert

neue Antworten auf diese Herausforderung.

In ähnliche Richtung zielen die Beiträge von Frieder O. Wolf und von Ludger Volmer/Thomas Fues (71 ff.). Anders als bei der SPD ist mit Volmer wenigstens ein Führungsmitglied der Grünen in diesem Band mit einer klaren antimilitaristischen Position präsent.

Manchen Stellungnahmen fehlt der richtige Biß, sie wirken zu wenig konkret. Hier und da ist aus verständlichen Gründen tiefe Verunsicherung spürbar. Das kann vermutlich auch gar nicht anders sein, macht den Band deshalb nicht weniger lesenswert und anregend. Hier liegen Positionsbestimmungen vor, die alternative Ansätze zu einer zivilen Ausrichtung deutscher Politik enthalten, die natürlich, selbst in ihren eigenen Lagern, Minderheitspositionen sind, die aber dort noch immer ihre Grundlagen und Traditionen haben und für die Selbstverständigung und politische Glaubwürdigkeit der Linken wichtig sind.

Jürgen Reusch

Den Öko-Imperialismus mit Öko-Steuern bändigen?

Mohssen Massarat, *Endlichkeit der Natur und Überfluß in der Marktökonomie. Schritte zum Gleichgewicht [Ökologie und Wirtschaftsforschung, Bd. 8]. Metropolis-Verlag, Marburg/L. 1993, 269 S., DM 26,80.*

Ernst U. von Weizsäcker, *Erdpolitik. Ökologische Realpolitik an der Schwelle zum 20. Jahrhundert der*

Umwelt. 3., aktualisierte Auflage 1992 - nach dem Erdgipfel von Rio de Janeiro. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992, 298 S., DM 19,80.

Massarat und Weizsäcker untersuchen die Frage, wie der Übergang zu einer nachhaltigen, d.h. regenerativen oder ressourcenschonenden Wirtschaftsweise "realpolitisch" in globalem Maßstab bewältigt werden kann. Daß Weizsäckers "Erdpolitik" bereits in 3. Auflage vorliegt, ist schon für sich genommen bemerkenswert. Es verweist darauf, daß das Verständnis für die Notwendigkeit einer nachhaltigen Wirtschaftsweise in der politischen Öffentlichkeit zu wachsen beginnt. Das dürfte u.a. mit der Diskussion um den Treibhauseffekt zusammenhängen. Bei keiner anderen ökoimperialistischen Ressourcenplünderung und Zerstörung natürlicher Regenerationsvermögen (hier: der natürlichen Vermögen zur CO₂-Bindung und zur Selbstreinigung der Atmosphäre durch photochemische Zersetzung von Spurenstoffen) drohen die ökologischen Folgewirkungen so stark auf den verursachenden Norden zurückzuschlagen wie beim Treibhauseffekt. Die Riokonferenz, das Montreal-Protokoll zum FCKW-Ausstieg oder die Auseinandersetzungen um die Energiesteuer zeigen, daß das bereits einen gewissen Handlungsdruck auf der internationalen wie nationalen Ebene ausgelöst hat. Wie ein solcher Übergang ermöglicht werden kann, das ist allerdings die Frage. Weizsäcker formuliert sie als die Aufgabe, "den Grundwiderspruch zwischen den

Verbrauchsdaten der heutigen Reichen und dem, was für fünf bis zehn Milliarden Menschen realisierbar ist, auf(zu)lösen", und vertritt (anders als der Club of Rome in seinem jüngsten Memorandum) die Ansicht, "daß es möglich ist, ohne Revolution eine ökologische Veränderung der Wirtschaft in relativ kurzer Zeit herbeizuführen." (10) Im Mittelpunkt steht das Konzept der Regulierung des Naturverbrauchs in den industrialisierten Ländern über Öko-Steuern, das seit 1989/90 die sozialdemokratische Diskussion auf diesem Gebiet bestimmt und dem in seiner entschärften Form auch "neoklassische" Marktwirtschaftler zunehmend Geschmack abgewinnen können.

Massarat ist auf der Linken als Ressourcen- und Ölexperte ausgewiesen. Er untersucht den Umgang mit der nach Weltmarktumsatz volumen- und wertmäßig mit Abstand wichtigsten nichtregenerativen Ressource Erdöl. Warum fällt deren Preis langfristig, statt, was angemessener wäre, die ökologischen Folge- und Knappheitskosten des Ölverbrauchs in einem Ansteigen der Preise zum Ausdruck zu bringen? Massarat trägt gegen das Konzept der Ökosteuern, wie es Weizsäcker in seiner rechtskeynesianischen Variante vertritt, eine Reihe bedenkenwerter Einwände vor.

Zuerst zu Weizsäcker. Er gibt im I. Teil einen Überblick zur Entwicklung der internationalen und deutschen Umweltpolitik. Wichtig ist hier seine Beurteilung der erst spät in Gang gekommenen EG-Um-

weltpolitik. Sie wird unter dem Strich eher positiv bewertet: Auf die Fläche der Mitgliedsländer bezogen wäre der heute erreichte rechtliche und faktische Standard ohne die EG-Integration und das Instrument der EG-Richtlinien nicht so rasch erreicht worden (41). Daher auch die Schlußfolgerung: "Die EG-Umweltpolitik kann zum rechtlichen Modell einer künftigen Erdpolitik werden." (37)

Im II. Teil werden (globale) Krisenfelder behandelt: Energie und Stoffströme, Verkehr, Landwirtschaft, Dritte Welt und Artensterben. Wer sich einen ersten Überblick verschaffen will, findet hier reichlich Material. Generell entpuppt sich unter dem Kriterium der Nachhaltigkeit vieles, was sonst als Wohlstandsentwicklung erscheint, als krisenhaft. Der Verfasser bemüht sich, die sozialen und ökologischen Interessen der unterentwickelten Welt ausführlich zur Sprache zu bringen. Zu Recht betrachtet er deren wachsende Armut als einen Hauptfaktor für Umweltzerstörung. Wer den eingangs genannten "Grundwiderspruch" lösen will, müßte hier gegensteuern. Über die Ursachen von Armut und Ressourcenzerstörung in der 3. Welt erfährt man jedoch kaum mehr als die zweifellos richtigen Hinweise auf Auswirkungen der US-Hochzinspolitik, auf "unfaire Welthandelsbeziehungen" oder die Schuldenkrise.

Der III. Teil ist "realpolitischen Lösungsansätzen" zur Veränderung von naturbelastenden Verbrauchsdaten, Industrialisierungs- und Konsummustern in den industriell entwickelten Ländern gewidmet; die

Alternative eines "neuen Wohlstandsmodells" wird in Teil IV zumindest angedeutet. Weizsäcker Grundargument lautet so: Die bisherige Umweltpolitik, die die Schadstoffbelastung der Umwelt durch Grenzwerte eindämmen will, schafft es nicht, die externen Kosten der Umweltbelastung den Verursachern anzulasten ("Internalisierung"). Sie ist auf große Bereiche des Ressourcenschutzes nicht anwendbar, kontrollaufwendig und - hier erfolgen viele Verbeugungen vor neoliberalen Umweltökonomern - womöglich nicht die wirtschaftlichste Regulierungsform. Sie muß durch ökonomische Hebel weiterentwickelt werden. Brauchbare Instrumente, die eine normative Bewertung erlauben, sind Emissionslizenzen, in erster Linie aber eine ökologische Steuerreform. Damit werden umweltschädliche Produkte, Verfahren und Dienstleistungen so verteuert, daß umweltverträglichere an ihre Stelle treten können und eine verbrauchsreduzierende "Effizienzrevolution" im Umgang mit den Naturgütern ausgelöst wird.

Wie die EG für den rechtlichen Mechanismus, so liefert die OPEC-Ölpreiserhöhung 1973/4 Weizsäcker den Denkanstoß für eine solche preisregulierte Ökologisierung. Die Öko-Steuerreform soll die Staatsquote nicht erhöhen, sie soll sozial gerecht (Kompensationszahlungen bei besonderen Härten) und muß aufkommensneutral sein (Entlastung der Wirtschaft durch anderweitige Steuernachlässe), sie soll allen Betroffenen Zeit zur Anpassung lassen und die Wirtschaft

kooperativ einbeziehen. Auch sollte sie möglichst EG-weit eingeführt werden (161 ff.). Weizsäcker hält 30 - 40 Jahre schrittweiser Steigerung von entsprechenden Umweltsteuern für erforderlich, um zu einer ökologisch tolerablen Wirtschaftsweise zu kommen. Die "realpolitischen Lösungsansätze" sollen im Interesse eines breiten gesellschaftlichen Konsenses möglichst "bescheiden" (139) ausfallen.

Weizsäcker bemüht sich also, es allen möglichst Recht zu machen. Das dürfte angesichts ungleicher Interessen und innergesellschaftlicher Machtverteilung eine Hauptschwäche des Konzepts sein, weil damit die Blockaden aus dem Blick geraten. Dazu paßt, daß Weizsäcker gegen "konfrontative" Protestbewegungen im Umweltbereich argumentiert, denen er nur im Rückblick eine echte Fortschrittsfunktion zubilligt. Die Frage nach den aktiven Promotoren eines ökologischen Strukturwandels bleibt damit offen, da das Problem von gegensätzlichen Interessen und deren Bindung an stoffliche Verwertungs- und Konsumtionsstrukturen nicht wirklich diskutiert wird.

Gegen das Konzept der Öko-Steuern sind eine Reihe von Einwänden erhoben worden, die es entweder als Eingriff in unternehmerische Freiheit und als zusätzliche Kostenbelastung ablehnen oder seine Wirksamkeit in Zweifel ziehen. Es fällt auf, daß Weizsäcker bei der Diskussion solcher Einwände (166 ff.) die Probleme der Kostenabwälzung und Umverteilung durch monopolistische Marktmacht (z.B. Memorandum 90, S. 211 ff.) höch-

stens am Rande berührt und sich der zentralen Frage, wie die Kosten des zusätzlichen Umweltschutzes gesellschaftlich aufgebracht werden sollen, im Grunde nicht stellt. Bei allen laufenden Auseinandersetzungen ist dies jedoch ein Dreh- und Angelpunkt: Ökologisierung der Wirtschaft ist zwangsläufig mit Kosten, Umverteilung und insofern mit Verteilungskämpfen verbunden, was in Krisenperioden zu besonders scharfen Konflikten oder zu umweltpolitischem Stillstand führt, wie an der inzwischen beachtlichen umweltpolitischen Deregulierung zu sehen ist. Dies gilt auch im internationalen Rahmen. Die Blockade der Klimakonvention von Rio durch die USA hing u.a. mit deren Ablehnung kostenaufwendiger Klimaschutzprojekte zusammen. Ähnlich denkt die Weltbank, die offenbar lieber einen "Fonds für künftige Treibhausopfer" bilden möchte, als Aktivitäten gegen die globale Erwärmung zu finanzieren.¹

Entgegen der Buchankündigung wird bei Weizsäcker noch keine umfassendere Bilanz der Rio-Konferenz gezogen. Für die Beurteilung der dort deutlich gewordenen Interessenkonstellationen und der hemmenden Faktoren, die der Umsetzung der Beschlüsse von Rio heute im Wege stehen, liefert Massarat's Studie dagegen indirekt eine Menge Material. Nicht, weil sie wie Weizsäcker's "Erddpolitik"

einen allgemeinen Überblick zu geben versucht, sondern weil sie die politisch-ökonomischen Mechanismen der Ressourcenverwertung behandelt. Massarat untersucht die Frage, warum die Preise für nicht-erneuerbare (Öl) bzw. nachwachsende Rohstoffe (Kaffee) langfristig fallen. Folge dieses Preisverfalls sind einerseits die Vergrößerung der Nord-Süd-Einkommensschere, andererseits zunehmender Raubbau an Ressourcen in den verschuldeten, rohstoffexportabhängigen Drittweltländern und zugleich verschwenderischer Konsum dieser Rohstoffe in den Importländern, beides mit eskalierenden globalen Öko-Folgen. In der Rohstoff-Frage treffen sich insofern die beiden zentralen globalpolitischen Konflikttherde wachsende Armut und Ökokrise.

Massarat untersucht zuerst, wie sich die Rohstoffpreise herausbilden. Ausgangspunkt ist die Marx'sche Grundrententheorie, erweitert um die 1931 von dem amerikanischen Ökonomen Hotelling aufgestellte Regel, nach der die Preise für erschöpfbare Ressourcen "eigentlich" langfristig aus Knappheitsgründen steigen müßten - was der Praxis bis zum "Ölpreisschock" 1973/74 nachdrücklich widerspricht. Preisbildend wirken demzufolge neben den rein betriebswirtschaftlichen Kosten die natürliche Produktivität der Ressourcen, ihre Monopolisierbarkeit sowie ihre Erschöpfbarkeit. Die von Massarat als "Ressourcenkapitalkosten" bezeichneten Knappheitskosten schlagen sich jedoch gerade nicht in der langfristigen Rohstoffpreisentwicklung

¹ Vgl. die Diskussion um W. R. Clines 1992 erschienenen und hierzu kritisches Buch "The Economics of Global Warming" in der IWF/Weltbank-Zeitschrift "Finanzierung und Entwicklung", H. 3/1993.

lung nieder. Die Ressourceneigentümer können sie nicht realisieren. Das ist den "historisch gewachsenen Rahmenbedingungen der Marktökonomie" (82) geschuldet. Unter dem Druck der ökonomisch und politisch ungleich stärkeren Extraktionskonzerne haben die Ressourceneigentümer de facto die Souveränität über ihre Rohstoffquellen und damit ihre ökonomische Verhandlungsmacht verloren. Die Entwicklung dieses von Massarat als "Dual-System" bezeichneten Nord-Süd-Verhältnisses wird ausserordentlich anschaulich im Rahmen einer "Fall-Studie Öl" dargestellt (123-192).

Wichtige Etappen waren die Aneignung der Öl-Nutzungsrechte mit außerökonomischen Machtmitteln, wobei sich die Verträge auf Nutzungsflächen, nicht Ölmengen bezogen. (1933 erwarb z.B. die Standard Oil of California vom König von Saudi Arabien gegen einmalige Zahlung die unbegrenzten Ölnutzungsrechte für eine Fläche von 500.000 qkm.) Damit gaben die Eigentümer die Mengenregulierung als Instrument ihrer Nutzenoptimierung aus der Hand, während die Ölgesellschaften an hohen Extraktionsraten in kurzen Zeiträumen interessiert waren. Einnahmesteigerung der Öleigentümer war dann nur durch weitere Vergabe von Nutzungsrechten möglich. Mit der Aufkündigung der Nutzungsverträge versuchten die OPEC-Staaten 1973/74 ihre ökonomische Souveränität über die Ölressourcen zurückzugewinnen. Die Ölpreise stiegen, sie konnten ihre Ressourcenkapitalkosten (z.T.) re-

alisieren und die Macht der Ölmultis zurückdrängen - aber bekanntlich nur kurzfristig. Die wesentliche Gründe für das Scheitern der OPEC sind deren innere Spaltung, die beiden Golfkriege, insbesondere aber die enge Verbindung der ölreichsten Länder des mittleren Ostens (Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate und Kuwait mit zusammen 45 % der Weltölreserven und 68 % der Ölrreserven der Region) mit der alten Kolonialmacht Großbritannien und der neuen Militär-Supermacht USA. Letztere garantieren die Existenz der Petro-Dollar-Oligarchien dieser Länder, aber eben um den Preis der Stabilisierung niedriger, durch Überangebot am Weltmarkt hervorgerufener Ölpreise - strukturelle Dumpingpreise, wie Massarat sie nennt. (Bei der Skizzierung dieser Zusammenhänge kommt Massarat ohne expliziten Bezug auf Monopol- und Imperialismustheorien aus; ein solcher Bezug wäre allerdings gerade dort, wo von "Dual-System und Öl-Imperialismus" die Rede ist, interessant gewesen, weil hier Probleme wie monopolistische Weltmarktstrukturen, Macht als ökonomische Kategorie, Staat-Monopol-Beziehungen etc. zur Diskussion stehen.)

Strukturelle Dumpingpreise für Rohstoffe bedeuten für die rohstoffexportierenden Staaten einen langfristigen Einkommenstransfer, der im Falle des Öls von den westeuropäischen Staaten z.T. über die Mineralölsteuer abgeschöpft, in den USA mit ihren niedrigen Energie- und Benzinpreisen z.T. an die Endverbraucher weitergegeben

wird. Generell begünstigen diese Preise energieintensive Verbraucherverhalten und Industrialisierungsmuster. Insofern konstatiert Massarat (wie auch z.B. E. Altvaeter, Der Preis des Wohlstands, Münster 1992) einen engen Zusammenhang zwischen Rohstoff- und speziell Öldumpingpreisen und fordristischem Industrie- und Konsummodell im Metropolenkapitalismus. Hier gibt es ebenso wie bei der vernünftigen Forderung nach einem "anderen Wohlstandsmodell" viele Übereinstimmungen mit dem Buch von Weizsäcker - wenn auch nicht im theoretischen Zugriff, so doch im Konkreten.

Läßt sich dieser Zusammenhang mit dem Öko-Steuer-Konzept aufbrechen? Gegenüber Weizsäcker macht Massarat den prinzipiellen Einwand geltend, daß er die Anbieter-Seite - die Rohstoff- bzw. Ölproduzenten des Südens - nicht berücksichtigt. Eine drastische Mineralölsteuererhöhung wird zu Einnahmeverlusten der Ölexporture führen, die sie durch Produktionsausweitung (mit preisdrückender Wirkung) kompensieren werden. Die Ressourcenvergeudung wird dadurch nicht eingeschränkt, eine dauerhafte Erhöhung der Endverbraucherpreise mit der erhofften Auswirkung auf die Energieeffizienz nicht erreicht und über den Hebel Mineralölsteuer der Süd-Nord-Transfer weiter verstärkt. Die empirischen Belege über Mineralölsteueraufkommen, Ölexporterinkommen der OPEC und Profite der Ölmultis aus den 80er Jahren sprechen für diesen Zusammenhang (210 ff.). Massarat

plädiert daher für eine radikalere Alternative: Kombination von Energiesteuern mit globaler Mengenregulierung - also durchaus ein "Grenzwert-Konzept". Das Montreal-Protokoll (Mengenregulierung bei der FCKW-Produktion) wäre hier, so könnte man ergänzen, ein Präzedenzfall. Einseitige nationale bzw. regionale (EG) Schritte bei der Energiebesteuerung könnten in diesem Zusammenhang positive Wirkung haben, sofern sie energieeffizienzsteigernde und damit umweltentlastende Innovationen fördern und einen Konsens für weitergehende Schritte in Richtung Mengenregulation herauszubilden helfen. Ob solche Prozesse in Gang kommen, wird sich auch im Zusammenhang mit den aktuellen Auseinandersetzungen um die Energiebesteuerung und CO₂-Reduktionspolitik im EG-Rahmen zeigen.

André Leisewitz

Chemiepolitik

Rainer Griebhammer, *Gute Argumente: Chemie und Umwelt. Herausgegeben von Rainer Griebhammer und Dieter Seifried. Mit 52 Schaubildern von Sabine Gensch, C.H. Beck Verlag, München 1993, 154 S., DM 18,80.*

Ungefähr hunderttausend chemische Substanzen sind in unserer Wirtschaft im Umlauf. Nur wenige wurden auf ihre langfristige Unbedenklichkeit untersucht. "Jenseits der Skandale wird zu leicht übersehen, daß die schleichende Chemisierung unserer Lebensgrundlagen das eigentliche Problem ist: die Normalität ist der Störfall". So faßt der Autor sein Urteil zusammen. Rainer Griebhammer, ÖKO-Institut Freiburg, ist u.a. Mitglied der vom Bundestag eingesetzten Enquête-Kommission "Schutz des Menschen und der Umwelt".

Selbst wenn man die großen Chemie-Katastrophen der letzten zehn oder zwanzig Jahre beiseite läßt - die Chemie hat eine Art "zweiter Schöpfung" vollbracht, ohne die Folgen ihres Tuns auch nur annähernd zu überschauen. Griebhammer kritisiert das "Kopf-in-den-Sand-Stecken" von Wissenschaft und Politik. Er verweist auf die Willkür von Grenzwert-Festlegungen und auf das Dilemma der bisherigen "Öko-Tests". Nur einen Teilaspekt verschiedener Produkte zu vergleichen, ist meistens sinnlos: Der "Öko-Bremsbelag" ohne Asbest enthält womöglich einen noch gefährlicheren Ersatzstoff. Das Buch stellt ausführlich das Konzept der "Produktlinienanalyse" vor, eine

Art umfassende "Öko-Bilanz". "Produktlinienanalysen erfassen die gesamte Lebenslinie der Produkte: von der Rohstoffbeschaffung über Produktion, Transport und Gebrauch bis zur Entsorgung werden die Stoff- und Energieströme, die ökologischen, wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen erfaßt".

Griebhammer glaubt nicht an eine "sanfte, naturnahe" Chemie. Natürliche Stoffe sind auf keinen Fall von vornherein unproblematisch, wie das Beispiel "nachwachsende Rohstoffe" zeigt: "Die meisten dieser nachwachsenden Rohstoffe werden in der Dritten Welt unter Umwelt- und Arbeitsbedingungen produziert, die in der Bundesrepublik undenkbar wären. Die Produktion von Benzinersatzstoffen, z.B. Bioalkohol aus Zuckerrüben, würde weit mehr Ackerfläche benötigen, als die Bundesrepublik zur Verfügung hat."

Griebhammer übt vernichtende Kritik an der deutschen Chemie-Gesetzgebung. Die bisherigen Schutzvorschriften für Gesundheit und Umwelt seien fast nur an der akuten Giftigkeit orientiert, langfristige Wirkungen und auch unbeabsichtigte Wechselwirkungen der freigesetzten Chemikalien blieben außer Betracht. Zu den Kosten der Vorsorge meint Griebhammer: "Für die Durchführung der wichtigsten Produktlinienanalysen würden Kosten von maximal 120 Millionen Mark anfallen, verteilt über mehrere Jahre. Der Werbeaufwand der deutschen Industrie liegt dagegen bei 30 bis 40 Milliarden Mark pro Jahr".

Der Autor wendet sich gegen einen Abbau von Schutzbestimmungen unter dem Vorwand der "Standortsicherung" und hebt den arbeitsschaffenden Aspekt von Umweltschutz hervor: "Immer wieder wurde der Konflikt 'Umweltschutz contra Arbeitsplätze' aufgebauscht. In der Regel werden Arbeitsplätze aber durch neue Technologien - z.B. Mikroelektronik - verdrängt. Umweltschutzmaßnahmen haben dagegen zu vielen neuen Arbeitsplätzen geführt".

Das Buch ist informativ und anregend, gerade weil es vor dem Glauben an einfache Lösungen warnt. Es dürfte auch für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit nützlich sein.

Winfried Roth

Die Ermordung der Rosa L.

Klaus Gietinger, *Eine Leiche im Landwehrkanal. Die Ermordung der Rosa L., Decaton Verlag, Mainz 1993, 112 S., 14,- DM.*

Zum 75. Jahrestag der Ermordung Rosa Luxemburgs publizierte der Mainzer Decaton Verlag mit diesem Taschenbuch die überarbeitete und aktualisierte Forschungsarbeit des Frankfurter Autors, Regisseurs und Sozialwissenschaftlers Gietinger, die zunächst in der *Internationalen wissenschaftlichen Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* (3/92) erschienen war.

Gestützt auf eine Fülle von historischen Quellen (Regierungs-, Militär-, Gerichtsakten), auf Nachlässe

und Memoiren von Beteiligten und Zeitzeugen, auf einschlägige und weniger bekannte historische Darstellungen zeichnet G. minutiös, jede Aussage akribisch belegend, Vorgeschichte, Umstände und Ausführung der Morde an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nach. G. rekonstruiert das Mordkomplott einer Offiziersclique und benennt alle Beteiligten bei Wiedergabe ihrer wichtigsten biographischen Daten.

Im Zentrum der Arbeit aber wird die Verschleierung des wahren Tathergangs, die Deckung des wirklichen Todesschützen (im Fall Luxemburg) durch höchste militärische, Justiz- und Regierungskreise jener Tage und Jahre decouviert, wie auch die dreiste Verwischung von Spuren, Indizien und Zeugenaussagen - Fakten, die auch 50 Jahre später bundesdeutsche Gerichte nicht wahrhaben wollten, mit der Folge, daß der enttarnte Mörder Rosa Luxemburgs 1970/71 erfolgreich auf Widerruf des gegen ihn gerichteten Mordvorwurfs klagen konnte.

Persönliche Niederschriften des seinerzeitigen 1. Generalstabsoffiziers der Garde-Kavallerie-Schützen-Division (GKSD), Waldemar Pabst, die G. in dessen Nachlaß im Bundesarchiv Koblenz fand, räumen letzte Zweifel über den Hergang der Tat und die Täterschaft aus. Pabst selbst hatte schon in den sechziger Jahren - juristisch folgenlos - damit geprahlt, den Mordbefehl ("Standgericht") erteilt zu haben.

Licht bringt G. auch in das Halbdunkel aus Vorwürfen und Dementis, aus Spekulationen und (naheliegenden) Annahmen bezüglich der politischen Verantwortung für die Bluttat. Es war in der Tat der Volksbeauftragte Gustav Noske (SPD) gewesen, der sich nicht nur auf die GKSD stützte, sondern jenem Pabst auch persönlich "grünes Licht" für den Mord an den beiden KPD-Gründern signalisierte, und der als Reichswehrminister durch seinen Eingriff in die Rechtsprechung "nicht nur die Verfolgung der Täter unmöglich gemacht, sondern ein uneinnehmbares Bollwerk errichtet (hatte), auf das immer wieder gebetsmühlenartig verwiesen werden konnte: Das Verfahren sei ordnungsgemäß abgeschlossen und nichts bewiesen" (S. 45).

Diese "Gebetsmühle" müßte G. nun zum Verstummen gebracht haben. Seiner fundierten Untersuchung ist das "Fieber des Kriminalisten" anzumerken, das ihn nach eigener Aussage gepackt hatte. Daß militärische, juristische und politische "Seilschaften" und "Verwandtschaften" von 1919 bis in die jüngste Vergangenheit wirksam waren, um die Wahrheit über diesen feigen Mord an einer der herausragendsten Persönlichkeiten der sozialistischen Bewegung zu vertuschen, ist hier eindrucksvoll aufgezeigt.

Selbst das zunächst von Gietinger über den Fall geschriebene Drehbuch wollte in den Fernsehanstalten "keiner mehr haben". Umso mehr Verbreitung ist diesem Taschenbuch zu wünschen.

Klaus D. Fischer

Biographie: Antifaschistische Quellen der DDR

Heinrich Scheel, *Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand*. Verlag edition q, Berlin 1993, 416 S., 48,- DM.

Diese Autobiographie, obwohl sie vom Lebensweg ihres Verfassers nur bis zu seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im September 1946 handelt, muß den momentanen Siegern der Geschichte ein Ärgernis sein. Ihre Aussage fügt sich nicht in den derzeit herrschenden Zeitgeist. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß Heinrich Scheel zwar kein Spitzenmann der DDR war, aber in diesem "Unrechtsstaat" immerhin als langjähriger Vizepräsident seiner Akademie der Wissenschaften und Präsident ihrer Historikergesellschaft durchaus nicht unbedeutende wissenschaftspolitische Aufgaben wahrgenommen hat. Davon ist, wie gesagt, in diesem Buch nicht die Rede. Aber berichtet wird von der nicht verordneten, sondern gelebten antifaschistischen Vergangenheit und Motivation dieses Mannes. Und ist nicht zu vermuten, daß er bemüht gewesen sein wird, während seines Wirkens in der DDR andere Zeitgenossen in diesem Sinne zu beeinflussen?

Mehrere renommierte Verlagsanstalten, ganz auf der Höhe der Zeit, haben das Bedenkliche der Drucklegung eines solchen Buches auch hellsichtig und geschäftstüchtig erkannt und sich verweigert. Bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß das Engagement und die Risikobereitschaft eines kleinen Außenseiters in

der verlegerischen Szene vom Interesse und der Solidarität eines sich dem derzeitigen Zeitgeist verweigernden Leserkreises honoriert wird. Memoiren sind, so sie denn als solche gelten wollen, Lebensberichte. Das Ausmaß, in dem ihre Verfasser persönliches Erleben offenbaren, kann indes höchst unterschiedlich sein. Die Bandbreite zwischen Rousseaus Bekenntnissen, die intimste Regungen preisgeben, und der Mehrzahl von Politiker-memoiren, die zumeist vorwiegend von Staatsaktionen und dem Anteil handeln, den ihre Autoren gerne daran gehabt hätten, kann kaum größer sein. H. Scheels Erinnerungen fügen sich in keines der beiden genannten Extreme. Sie entsprechen vielmehr den Maßstäben jenes "normalen" Typs von Autobiographien, deren Verfasser über ihre Herkunft, die äußeren Stationen ihres Lebensweges und ihre geistige und politische Entwicklung mehr oder weniger ausführlich berichten. Scheel wurde 1915 in Berlin-Kreuzberg als Sohn einer sozialdemokratisch engagierten Arbeiterfamilie geboren.¹ Die liebevolle und gleichzeitig ungeschminkte Schilderung der familiären Atmosphäre, der diversen Mitbewohner des Mietshauses, des Milieus der Straße in diesem Berliner Arbeiterviertel ist geprägt von Sympathie und Verbundenheit mit den "kleinen Leuten". Sie zeugt davon, daß sich der Autor seiner so-

zialen Verwurzelung im proletarischen Milieu Berlins der zwanziger Jahre als eines bestimmenden Elements seiner Persönlichkeitsentwicklung und seines späteren Engagements bewußt ist.

Für Interessenten an der Alltagsgeschichte der Arbeiterklasse liegt mit diesem Bericht im ersten Kapitel des Buches eine neue beachtenswerte Quelle vor.

Entscheidende Bildungserlebnisse gewann der Autor ab Frühjahr 1929 als Schüler der Schulfarm Insel Scharfenberg, die unter der Leitung des Reformpädagogen Wilhelm Blume ein Erziehungskonzept verfolgte, das sowohl in der Stoffvermittlung wie in der Gestaltung des Gemeinschaftslebens auf die Entwicklung von Eigeninitiative und die Wahrnehmung von Eigenverantwortung durch die Schüler zielte. Weitestgehende Schülerselbstverwaltung diente diesem Zweck ebenso wie produktive Arbeit zur Sicherung der materiellen Existenz der Einrichtung. Scheels Darstellung setzt seiner Schule ein eindrucksvolles Denkmal, indem er ein Bild vom Geist, der dieses pädagogische Reformprojekt beseelte, wie von den in ihm praktizierten Methoden vermittelt und darüber hinaus Porträts von den agierenden Lehrern sowie von zahlreichen Mitschülern zeichnet.

Zu den prägenden und den weiteren Lebensweg des Autors bestimmenden Bildungserlebnissen seiner Scharfenberger Jahre gehörte der durch zwei Lehrer und Mitschüler wie Hans Coppi und andere vermittelte Zugang zum Marxismus beziehungsweise zur kommunisti-

¹ Vgl. die autobiographischen Aufzeichnungen des Vaters Harry Scheel, Zugvögel: Kindheits-, Lehr- und Wanderjahre eines Lübecker Armenkindes und Handwerksgehilfen vor dem ersten Weltkrieg, Berlin, 1989.

schen Bewegung. Über die sich daraus logisch ergebende engagierte Teilnahme an der Abwehr nationalsozialistischer Gleichschaltungsbestrebungen in Scharfenberg sowie über das Hineinwachsen in den darüber hinausreichenden illegalen antifaschistischen Widerstand ab 1933 wird ausführlich und eindrucksvoll berichtet. In einem "Die Roten Kämpfer und wir" überschriebenen besonderen Abschnitt bietet Scheel einen Beitrag zur Würdigung des antifaschistischen Widerstandes besonders von zwei führenden Köpfen dieser linkssektiererisch-syndikalistischen kommunistischen Splittergruppe. Bernhard Reichenbach, den Vater eines seiner Mitschüler, erlebte er als Teilnehmer eines von ihm geleiteten marxistischen Schulungszirkels, Alexander Schwab als Vater seiner Jugendliebe. Besonders für Leser aus der ehemaligen DDR, in deren einschlägiger Literatur derartige außerhalb und neben der KPD agierende Gruppen weitgehend tabuisiert blieben, dürften diese Darlegungen den Zugang zu einer bislang unbekanntem Facette im Gesamtstrom der kommunistischen Bewegung eröffnen. Eine in den sechziger Jahren bei Wolfgang Abendroth entstandene Marburger Dissertation hat versucht, das Wollen und Wirken der Roten Kämpfer zu würdigen.²

² Olaf Ihlau, Die Roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1969; vgl. auch Hans Mayer, Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen, Bd. 1, Frankfurt 1988, S. 122 ff.

Bemerkenswertes weiß der Verfasser auch über seine Eindrücke und Erlebnisse als Hörer an der Berliner Universität zu berichten, an der er seit Herbst 1935 Geschichte und Germanistik studierte. Die herrschende Atmosphäre charakterisiert ein Satz: "Eine winzige, aber spürbare Zurückhaltung dem Regime gegenüber habe ich bereits als Wohltat empfunden" (180). Aufschlußreich und überkommene einseitig vereinfachende Urteile in die eine oder andere Richtung relativierend sind seine Erinnerungen an das Verhalten zahlreicher Lehrkräfte, darunter so namhafter Vertreter der bürgerlichen Geschichtswissenschaft wie Robert Holtzmann, Fritz Rörig, Fritz Hartung und vor allem Arnold Oskar Meyer, zu dessen Assistenten er 1938 avancierte.

Der Verfasser hat sein Buch "Dem Andenken der toten Frauen und Männer der Roten Kapelle" gewidmet. Als überlebender Angehöriger dieses Widerstandskreises ist Scheel seit langem bemüht, die Erinnerung an seine ermordeten Freunde und Weggefährten lebendig zu erhalten.³ Sein Bericht über das Wirken dieser Widerstandsgruppe und über seine Begegnungen und Erlebnisse mit vielen ihrer Mitglieder stellt unstreitig den historisch-politisch relevantesten Teil dieser Memoiren dar. Der Autor betont den besonderen Charakter des Kreises um Harro Schulze-Boy-

³ Als letztes Zeugnis dieser Bemühungen: Regina Griebel/Marlies Coburger/Heinrich Scheel, Erfaßt? Das Gestapo-Album zur Roten Kapelle, Halle/S., 1992.

sen und Arvid Harnack, der in einem losen Verbund eine Vielzahl unterschiedlicher Kräfte im antinazistischen Widerstand zusammenführte und dessen führende Köpfe in klarer Voraussicht des bevorstehenden Überfalls auf die Sowjetunion dieser seit Frühjahr 1941 auf nachrichtendienstlichem Wege entsprechende Informationen übermittelten. Er wendet sich damit gegen die in der DDR-Literatur übliche Verwendung des Begriffs Schulze-Boysen-Harnack-Widerstandsorganisation, weil sie fälschlich die Vorstellung von einer straff von oben geführten Gruppe suggeriert habe. Auch gegen andere in der Literatur verbreitete Meinungen macht der Verfasser Bedenken geltend. So hält er zum Beispiel den vielfach als fahrlässig und unverantwortlich bewerteten Moskauer Funkspruch vom Oktober 1941 nach Brüssel, in dem Berliner Adressen genannt und damit nach Entschlüsselung der Gestapo die Aufnahme von Fährten ermöglicht wurden, für gerechtfertigt durch die prekäre Situation der Sowjetunion zu diesem Zeitpunkt. Wesentlicher als die Frage nach der sachlichen Berechtigung einer solchen Argumentation erscheint, daß sich hier die den Kommunisten seiner Generation eigene tiefe Verbundenheit mit dem Land der siegreichen Oktoberrevolution manifestiert.

Memoiren sind Selbstdarstellungen. Sich selbst darzustellen, ist nicht jedermanns Sache. Scheel scheut sich nicht, die Beurteilung eines Lehrers zu zitieren, die seine intellektuellen Potenzen sowie

seine charakterlichen Qualitäten rühmt. Daran möglicherweise Anstoß zu nehmen, verbietet sich angesichts der Tatsache, daß seine Darlegungen frei sind von der im Regelfall in Memoiren anzutreffenden Tendenz, die eigene Rolle im jeweiligen Stück des Zeittheaters zu überhöhen und zu beschönigen. So läßt seine Darstellung keinen Zweifel daran, daß er in der Roten Kapelle Mitspieler, nicht aber Dirigent oder Solist war, obwohl er einige ihrer wichtigsten Köpfe wie Harro Schulze-Boysen, Kurt Schumacher und Hans Coppi persönlich kannte. In die nachrichtendienstliche Tätigkeit war er nicht eingeweiht, wenngleich ihn das Interesse an seinem Wissen über Vorgänge auf den Flugplätzen, auf denen er - Soldat seit Anfang 1940 im Range eines Wetterdienstinspektors auf Kriegsdauer eingesetzt war, Entsprechendes vermuten ließ.

Zu den bewegendsten Passagen des Buches gehören die Schilderungen der Haft ab September 1942 und der Prozesse vor dem Reichskriegsgericht, insbesondere des Prozesses gegen den Autor selbst. Auch hier besticht der Text durch die Verweigerung, verbreitete Klischees zu bedienen. Eindrucksvoll beschreibt der Verfasser seine Verteidigungsstrategie und ihre Umsetzung. Sie bestand darin, den Vorwurf, Kommunist zu sein, zurückzuweisen, die Kontakte zu den kommunistischen Freunden als politisch harmlos und sich selbst - dem Rat seines Zellennachbarn Adolf Grimme folgend - als dem Staat gegenüber unbedingt loyal

OST-WEST informationen

Heft 3/93

Sozialer Wandel im Osten (I): Das Ende der Illusionen?

Beiträge von /Interviews mit:

Mita Castle-Kanerova, Janko Sekai, Tamás Krausz, Grogorii Artemenko, Albrecht Kretzschmar, Mladen Lazic, Tonci Kuzmanic u. a..

Heft 4/93

Sozialer Wandel im Osten (II)

Beiträge von /Interviews mit:

Fatos Baxhaku, Ryszard Bugaj, Judith Dellheim, Sheila Marnie, Heinrich Pfandl, Boris Rakitskij, Zakarijah Smajjic, William Totok, Bozo Zaja.

Heft 1/94

Bosnien-Herzegowina

Beiträge von /Interviews mit:

Javorka Finci-Poernja, Durda Knezevic, Kari Kumpfmüller, Marko Orsolc, Dražina Peranic, Milorad Pupovac, Catherine Samary, Dzermal Sokolovic, Holm Sundhaussen, Melita Sunjic u. a..

Bestellungen, Probeexemplare, Inhaltsverzeichnisse:

Ost-West-Gegeninformationen

c/o Dezentrale, Prokopig. 2/I,
A-8010 Graz.

Fax-Nr. ((0)316/81 05 94

Preis: 40 ÖS/ 6 DM incl. Porto/Heft, Umfang: ca. 50 Seiten

darzustellen. Das Gericht ließ sich beeindrucken. Statt der vom Ankläger beantragten Todesstrafe verurteilte es Scheel zu fünf Jahren Zuchthaus.

Die folgenden Stationen seines Lebensweges, über die der Verfasser berichtet, waren ein Straflager im Aschendorfer Moor im Emsland ab Mai 1943, Einsatz in einem Bewährungsbatallion ab Juni 1944 zunächst in Polen und dann an der Westfront, amerikanische Kriegsgefangenschaft ab Oktober 1944 in Frankreich. Entlassen kam er am 21. September 1946 nach Berlin zurück. Der Autor schließt mit Erinnerungen an seine Teilnahme an der Berliner Gedenkveranstaltung für die Opfer des Faschismus am Vormittag des folgenden Tages. "Ich traf auf Freunde aus den Zeiten der Illegalität. Ich war nicht allein" (406).

Bleibt zu hoffen und zu wünschen, daß H. Scheel seine Erinnerungen fortführen, abschließen und dann auch publizieren kann.

Helmut Bleiber

Zum deutschen Neuanfang

Zum deutschen Neuanfang 1945 - 1949. Tatsachen - Probleme - Ergebnisse - Irrwege. Die Arbeiterbewegung und die Entstehung der beiden deutschen Staaten. Schriftenreihe der Marx-Engels-Stiftung 19, Pahl-Rugenstein Nachfolger, Bonn 1993, 400 Seiten, 28,- DM.

Es ist gut, daß sich marxistische Historiker und Zeitzeugen auf Konferenzen zusammenfanden, um Geschichte aufzuarbeiten, und zwar nicht aus der Sicht der "Sieger" bzw. der vom Bundestag eingesetzten Enquête-Kommission. Hier gehen Marxisten aus verschiedenen politischen Richtungen gemeinsam an die Aufarbeitung der Geschichte Deutschlands 1945 - 1949.

Die Thematik der Konferenzen lautete: "Neuansätze in der Arbeiterbewegung und antifaschistisch-demokratische Reformen 1945 - Tatsachen/Probleme/Grenzen" (5. 9.1992 in Berlin-Kreuzberg) und "Um ein neues Deutschland. Arbeiterbewegung und Entstehen der beiden deutschen Staaten" (27./28.3.1993 in Berlin). Die Veranstalter waren die Historischen Kommissionen der PDS, der DKP und die Marx-Engels-Stiftung.

Hans-Joachim Krusch ("Arbeiterbewegung, gesellschaftspolitische Forderungen und Widerstand gegen die Aufspaltung Deutschlands - 1946/47) formulierte die Zielsetzung dieser Konferenzen folgendermaßen: "Unser Weg soll der Weg des parteiübergreifenden Zusammengehens derer sein, die sich dem selektiven Umgang mit Ge-

schichte im Stile der Sieger des kalten Krieges widersetzen wollen" (11). Die Beiträge formulieren denn auch auf der Grundlage der historischen Tatsachen sachliche Kritik an der Arbeit der vom Bundestag im Mai 1992 eingesetzten Enquête-Kommission "mit ihrem einseitigen politischen Auftrag" (ebd.).

Die meisten Beiträge gingen von der Erkenntnis der 1945 dominierenden politischen Kräfte aus: Nie wieder Faschismus und Krieg, und der Notwendigkeit des Aufbaus einer antifaschistisch-demokratischen Gesellschaft im Nachkriegsdeutschland. Das Potsdamer Abkommen der Siegermächte vom Juli/August 1945 (USA, UdSSR, Großbritannien) wird generell als gute Grundlage für den Neuanfang eingeschätzt. Zunächst gab es nach Auffassung von Stefan Doernberg ("Die Deutschlandpolitik der Großmächte und ihre Wirkungen auf die deutsche Arbeiterbewegung 1945 - 1949") im Grundsatz eine gemeinsame Zielsetzung der Siegermächte gegenüber Deutschland: "Die Hauptgemeinsamkeit bestand vor allem darin, Deutschland soweit wie möglich zu schwächen, politisch wie ökonomisch darauf hinzuwirken, daß Deutschland nie wieder Europas und der Welt Frieden und Sicherheit bedrohen kann" (30).

Die agierenden politischen Kräfte dieser Zeit (SPD, KPD, gewerkschaftliche Gliederungen - und selbst die CDU in ihrem Ahlener Programm) verankerten diese Zielsetzung in ihren Programmen (vgl. dazu vor allem die Beiträge von H.-J. Krusch. Es gab nach seiner

Auffassung durchaus Spielraum für Aktivität in dieser Richtung - auch wenn die Besatzungsmächte den Rahmen dafür eng absteckten und mit Zuspitzung der Lage "in ihrem jeweiligen Hohheitsgebiet den politischen Charakter der Parteien" prägten (H. Modrow - 101). Kritik übt Doernberg in diesem Zusammenhang an J. W. Stalin und der Führung der KPdSU. Er warf ihnen vor, "sich als unfähig und unwillig ... zu einer notwendigen Renaissance des Sozialismus, einer Rückbesinnung auf die Ursprünge der von Marx und (unter schon veränderten Bedingungen) dann von Lenin entworfenen Grundzüge einer sozialistischen Umgestaltung sowie zu deren Adaption, d. h. auch qualitativer Weiterentwicklung und Veränderung entsprechend den neuen Anforderungen und Möglichkeiten nach 1945" (32), erwiesen zu haben.

Der Kalte Krieg ab Frühjahr 1947 prägte dann entscheidend die Deutschlandpolitik - "wobei die Bildung feindlicher Blöcke durch die Absage an die gemeinsame Zielsetzung klar von den Westmächten ausging" (G. Judick - "Arbeiterorganisationen in den Westzonen ..."). Und auch die Haltung der politischen Kräfte innerhalb der Besatzungszonen und vor allem auch das Verhältnis der SPD/KPD-SED wurden dadurch bestimmt. Es "dominierte die Unversöhnlichkeit" (34) zwischen Ost und West. Doch trotz der immer mehr feindseligen Beziehungen zwischen der UdSSR und den Westmächten blieb nach Doernberg in der ganzen Periode von

1945 bis 1949 - auch danach - ein einheitliches, friedliebendes, paktfreies Deutschland Hauptanliegen sowjetischer Politik (38).

Diese grundsätzliche Problematik findet auch in anderen spezielleren Beiträgen immer wieder ihren Niederschlag. Lothar Berthold ("SED und Volksbewegung für Einheit und gerechten Frieden bis zur Gründung der Deutschen Demokratischen Republik") vertritt z. B. - kontrovers diskutiert - die Auffassung: "Ich bin jedoch nicht der Meinung, daß die Besatzungsmächte die entscheidenden Verursacher der Spaltung Deutschlands sind ... Die Verantwortung für unsere Zukunft trugen wir Deutsche selbst" (46).

Fritz Rische skizziert auf der Grundlage seiner Erfahrungen als Mitglied des ersten Deutschen Bundestages (1949 - 1953) in seinem Beitrag ("Die KPD-Fraktion im 1. Deutschen Bundestag für deutsche Einheit und Abschluß eines Friedensvertrags") in diesem Zusammenhang die Haltung und die Aktivitäten der KPD. Die KPD wehrte sich außerhalb und innerhalb des Parlaments energisch gegen die Aufspaltung Deutschlands und dann gegen die Remilitarisierung der BRD. Die Losung "Deutsche an einen Tisch" fand z.B. über den Rahmen der KPD in der deutschen Bevölkerung großen Widerhall. Sie wurde aber durch die Bundesregierung "als Ausdruck kommunistischen Ungeistes kriminalisiert" (73). Antikommunismus wurde Staatsdoktrin.

Werner Petschick ("Bemerkungen zu den Interzonenkonferenzen der deutschen Gewerkschaften - 1946 bis 1948 - aus heutiger Sicht") arbeitete die Haltung der Gewerkschaft zu dieser Problematik heraus. Auch hier stießen die Meinungen zwischen ost- und westdeutschen Vertretern der Gewerkschaften mit Ausbruch des Kalten Krieges immer schroffer aufeinander und erfolgte eine "Abkehr vom dem richtigen Prinzip der Einheitsgewerkschaft" (81). Denn "sehr bald unterstützten auch die Hauptakteure der Interzonenkonferenzen aus den Westzonen wie Böckler und Richter den Marshallplan und die Westintegration ... Zeitgleich mit dem Ja zum Marshallplan betrieben Spitzenfunktionäre eine gewerkschaftliche Vereinigung der amerikanischen und der britischen Zone und hatten sie die Illusion, antikapitalistische Reformen wie Mitbestimmung, Vergesellschaftung und demokratische Planung zusammen mit der SPD verwirklichen zu können" (83). Das wiederum hatte nach Petschick später die Herausbildung des "FDGB zur Massenorganisation der SED" (81) zur Folge. Der Beitrag erfuhr durch H. Bednareck wichtige Ergänzungen. Er widersprach Petschick insofern: "Nach meiner Kenntnis der gewerkschaftlichen Dokumente und der Praxis gewerkschaftlicher Arbeit war der FDGB niemals eine Gliederung des SED" (258). Da hat er formal sicherlich Recht. Doch der dominierende Einfluß der SED - auch ihres Apparates auf allen Ebenen - war nach meiner Auffas-

sung und Erfahrung durchgängige Praxis.

Günter Judick trat in seinem oben genannten Beitrag für eine stärkere Forschungsarbeit über die Ursachen, die "die Spaltung und Restauration alter Besitz- und Machtverhältnisse" in der BRD förderten, ein. Er führte u.a. dazu mehrere Gründe an: "Marshallplan und Währungsreform stabilisierten die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse und ermöglichten einen raschen Wirtschaftsaufschwung ... Die große Masse (der Bundesbürger - F.K.) hielt bei allen Schwierigkeiten doch das Leben im Westen für leichter als in der Ostzone und später in der DDR ... Die Berliner Blockade (1948 - F.K.) und die folgende Luftbrücke wurden von vielen als drohende Kriegsgefahr empfunden" (96f.). Aber auch Veränderungen innerhalb der kommunistischen Bewegung und innere Auseinandersetzungen ("Titoismus") wirkten sich positiv für die Entwicklung in den Westzonen bzw. dann der BRD aus. "Die volksdemokratischen Länder wurden als eine Form der Diktatur des Proletariats deklariert. In der SED - und auch in der KPD - begann die Durchsetzung einer Konzeption der Partei Neuen Typus, womit praktisch viele Vorbehalte von Sozialdemokraten, sie würden bei der Vereinigung nur von den Kommunisten vereinnahmt, nachträglich bestätigt wurden" (98).

Generell wurde in mehreren Beiträgen der These von der "Zwangsvereinigung der KPD/SED zur SED" widersprochen, so durch H. Stehr ("Mögliche Schlußfolgerun-

gen aus historischen Erfahrungen"); F. Besnecker ("Einheitswunsch der deutschen Sozialdemokraten und Kommunisten"); R. Steigerwald ("Neubeginn in Frankfurt am Main") und H. Venedey ("Beispiel zum Thema 'Zwangvereinigung' von KPD und SPD in der US-Zone"). Vergleiche zwischen der Lage damals und der Auseinandersetzung in der DKP um eine Erneuerung (Stehr, 119) "hinken". Nach Ansicht Gossweilers ging die Konfrontationspolitik von der Schumacher-SPD aus: "Ich habe Schumacher in mehreren Auftritten erlebt und habe noch seine haßerfüllten Beschimpfungen der SED ('Kommunisten als 'rotlackierte' Faschisten' - F.K.) im Ohr. Für ihn waren und blieben die Kommunisten, war und blieb die SED der Hauptfeind" (260). Nach Meinung von H. Modrow hat die Feindschaft SPD/SED "objektiv der Adenauer-Konzeption zur Schaffung eines separaten westdeutschen Staates in die Hände gearbeitet" (106).

Er gab weitere Anregungen für die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. "Nach dem Untergang des realen Sozialismus in Osteuropa müssen wir diese Auseinandersetzung jedoch nach meiner Überzeugung mit der Suche nach einer Alternative zum realen Kapitalismus verbinden. Dadurch und nur dadurch bekommt die ganze Sache ihren Sinn für die Zukunft" (117). Auch J. Ledwohn ("Nichts in der Geschichte ist wichtiger als Tatsachen. Erkenntnisse aus dem Neubeginn 1945/1946") plädierte dafür: "Es gilt, das Denken zu befreien von der Last der Vor- und

Fehlurteile der Vergangenheit. Es bleibt dann immer noch ein Fundus von gesicherten Erkenntnissen und Erfahrungen, mit denen nach neuen Wegen zu forschen ist, damit die Zukunft offen bleibt" (139). Dabei ist nach Meinung von G. Benser ("Wie schauen wir auf das Jahr 1945 zurück?") Voraussetzung: "Ohne sich die Größe der Niederlage einzugestehen und ohne zumindest danach zu fragen, wie weit die Wurzeln ihrer Ursachen zurückreichen, gibt es keinen Neubeginn, der diesen Namen wirklich verdient" (356).

"Zum deutschen Neuanfang 1945 - 1949" ist mit seinem umfangreichen Angebot von Aufsätzen zur Zeitgeschichte, die in dieser Rezension natürlich nicht alle Erwähnung finden konnten, ein gelungener Beitrag zur Aufarbeitung unserer Vergangenheit.

Fritz Krause

"Die weit blicken, greifen oft kurz"

Wolfgang Harich, *Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR*, Dietz Verlag, Berlin 1993, 256 Seiten, 24,80 DM.

Während die Sieger die Herrschaft über die Gegenwart antreten, werden die Unterlegenen von ihrer Geschichte eingeholt, und viele ihrer Tragödien von gestern flackern erneut auf, nun allerdings in der gespenstischen Ausleuchtung einer fremden Realität. Daran ist man erinnert, wenn man mit den Ab-

rechnungen früherer Genossen und Weggefährten nach 1989 konfrontiert wird. Dazu gehört auch die Gegnerschaft, ja die wohl persönliche Feindschaft zweier Männer, die Marxisten und Kommunisten geblieben sind: Walter Janka und Wolfgang Harich.

Nur kurze Zeit, 1954/56, hatte sie die Arbeit im Berliner Aufbau Verlag - Janka der Leiter, Harich einer der Lektoren - und eine oppositionelle Haltung zum Kurs der SED-Führung zusammengeführt. Diese Periode endete abrupt: Mit Verhaftung, öffentlichen Prozessen, Verurteilungen, Zuchthausstrafen. Nach ihrer Entlassung blieben sie in der DDR. Nach dem Zusammenbruch erfolgte noch während der Wendezeit ihre juristische Rehabilitierung in Kassationsverfahren. Ehrengerichte der SED/PDS revidierten ihren damaligen Parteiausschluß.

Walter Janka wurde Mitglied des Ehrenvorstandes der SED/PDS, ein Mann, der in seiner Person die Kontinuität zu den früher in der SED unterdrückten sozialistischem Reformansätzen ausdrücken konnte, deren Verwirklichung die neue Richtung in der SED/PDS zum Programm erhoben hatte. Janka galt als Präkandidat für das Präsidentenamt einer so erneuerten DDR. Sein Wort über die Vergangenheit der DDR erlangte besonderes Gewicht und sein Urteil, besonders über künstlerische und literarische Repräsentanten der früheren DDR, hatten in der Öffentlichkeit die Brisanz politisch-moralischer Verurteilungen und wurden durch die Medienma-

schinen der kapitalistischen Restauration für die Hetzkampagnen zum Niedermachen der DDR genutzt. Seine Äußerungen über Wolfgang Harich (KGB-Agent, Achtgroschenjunge, Spinner), soweit sie als glaubwürdig erachtet wurden, machten diesen erneut zum Ausgegrenzten. Dies und auch die nachfolgenden juristischen Auseinandersetzungen zeigen, wie nahezu unüberwindbar die durch weit zurückliegende Ereignisse errichteten Barrieren sein können. Auch die gemeinsame politische Niederlage wirkt nicht als mentaler Egalisator.

Wolfgang Harich spürte wenig Neigung, der PDS beizutreten. Als Kritiker des Konstrukts eines demokratischen Sozialismus engagierte er sich für die Sammlung der Kommunisten. Vor allem aber tritt er für die politisch-moralische Verteidigung dessen ein, was an der DDR sozialistisch war, und für die heute Verfolgten und Niedergetretenen.

Die hier zu erörternde Schrift ist eine Replik auf das von Walter Janka zuvor veröffentlichte Buch "Schwierigkeiten mit der Wahrheit" (Aufbau Verlag 1992) und führt uns vor allem in die Mitte der 50er Jahre zurück. Etwa die Hälfte des Textes macht die Darstellung der damaligen Ereignisse aus der Sicht Harichs aus. Diese werden in einem fiktiven Dialogtext, dem ein Gespräch mit dem linken Wiener Historiker Hannes Hofbauer zugrunde liegt, noch einmal abgefragt und als "Versuch einer Rechtfertigung nebst aktuellen Äußerungen zur deutschen Frage" betitelt. Au-

Berdem ist die Plattform der Oppositionsgruppe vom November 1956 abgedruckt sowie ein von Harich für die DDR-Grünen im Dezember 1989 verfaßtes Manifest zur deutschen Frage, das bei diesen aber keine Mehrheit fand.

Bei Wolfgang Harich, Jahrgang 1924, wirkt ein liberales, dann durch den Antifaschismus ins Sozialistische und Kommunistische gewendetes Preußentum nach, für das Deutschland ein eigenständiger und prioritärer Wert war. So gehört es denn zu seinem Bekenntnis, daß "mein kommunistisches Engagement nicht zu trennen von meinem Eintreten für die Einheit Deutschlands" war. (8) Daher rührt wohl auch der immer wieder durchbrechende Haß auf den "Hauptfeind der Nation", den "rheinischen Separatisten Adenauer", die Zurückhaltung gegenüber dem Bayerischen und eine gewisse Sachsenphobie, aber auch eine im nationalpreußischen Geschichtsbeußtsein wurzelnde Russophilie. Eine solche Mentalität prägte einen ganzen Flügel des deutschen Nachkriegskommunismus. Das umso mehr, als ja die UdSSR der Fürsprecher eines vereinten, entmilitarisierten und neutralen Deutschland war und den Kommunisten in jener Zeit die Lösung der nationalen Frage in diesem Sinne als Bedingung des Übergangs zum Sozialismus erschien. Dies veränderte sich in dem Maße, wie sich die Fronten des kalten Krieges zu Grenzen der systemantagonistischen Blöcke fixierten; und dies war in Deutschland die Grenze zwischen BRD und DDR. Freilich

wurden noch geraume Zeit die Realitäten durch Diplomatie und Propaganda verschleiert. Die Ideologie hinkte der Realität hinterher, weshalb auch kluge Kommunisten wie Harich aus einer Fehleinschätzung der Lage, ganz abgesehen von den nationalen Optionen, zwischen die Fronten und unter die Räder geraten konnten. "Und weil wir in dieser Beziehung im Dunkeln tappeten", schreibt Harich, "konnte es geschehen, daß national gesinnte Kräfte unter uns sich den Kopf an der Wand einrannten." (193)

Rückblickend beurteilt er seine damalige Haltung: "Keine Vollenendung des Sozialismus innerhalb der DDR, sondern Sozialismus nur gesamtdeutsch, d.h. nur dann, wenn wir zusammen mit den Sozialdemokraten das ganze Deutschland fest in der Hand haben; die DDR ist dafür lediglich die Ausgangsbasis. Ich war entschiedener Gegner des Sozialismus in einem Drittland mit einem Viertel der Bevölkerung. Das wollte ich nicht. Dann schon eher ein kapitalistisches Deutschland." (187) Die Demokratisierung der SED und einen Selbstverwaltungssozialismus nach jugoslawischem Vorbild hielt er für erforderlich, um den Kommunisten optimale Ausgangsbedingungen für diesen Prozeß zu sichern. Diese Überlegungen lagen in Harichs Sicht der Oppositionsplattform zugrunde, die im Oktober/November 1956 wesentlich von ihm formuliert worden war. Sie sollte als Entschließung der SED-Grundorganisation des Aufbau Verlages den ZK-Mitgliedern zugestellt werden. Später gab es auch Erwägungen,

sich westlicher Medien zu ihrer Verbreitung zu bedienen. Ihre Lektüre zeigt übrigens, daß die reformkommunistischen Konzepte der Folgezeit dem nicht viel Neues hinzuzufügen hatten.

Die nationale Frage war in der Gruppe eher ein Differenzpunkt. Gemeinsam war das Streben nach Entstalinisierung und Demokratisierung und dem Wechsel an der SED-Spitze. Zu Janka merkt Harich an, daß dieser keine Beziehung zur nationalen Frage gehabt habe. Diese Haltung sieht er auch noch im Herbst 1989 wirksam. Er hält es für einen Fehler, daß damals von der SED kein offensiver Kurs auf die Wiedervereinigung genommen wurde. (241) Damit hätte man einen nationalen Ausbruch auslösen und mehr von der DDR erhalten können. Zum Konzept von 1956 meint er, es habe allemal bessere Lösungen als dann die Mauer geboten: "Es bot eine für alle Beteiligten vernünftige, bessere Lösung, für alle Deutschen allemal und besonders für die in der DDR." (106) Ob dies tatsächlich der Fall gewesen wäre und ob die Entwicklung dann eine bessere Welt parat gehabt hätte, wird auch weiter strittig bleiben müssen. Gewiß, Harich kann die Plausibilität des historischen Ergebnisses reklamieren, freilich in der für Sozialisten ungünstigsten Variante. Die "Wiedervereinigung" als Angliederung der DDR an den westdeutschen Staat war ja nichts anderes als die Ausdehnung der Macht der deutschen Konzerne und des Nationalismus bis an die Oder und Neiße.

Wenn von Nationalkommunismus die Rede war, dann verband man damit in erster Linie eine größere Unabhängigkeit von der UdSSR, dem von ihr instrumentalisierten Internationalismus und der Verallgemeinerung des sowjetischen Modells. Diese Fragen standen auch für die DDR. Aber sie mußten einen anderen Kontext zur nationalen Frage als etwa in Polen haben. Da die nationale Frage im Sinne einer nationalstaatlichen Einheit nicht außerhalb des realen sozialen und politischen Zusammenhangs gestellt werden kann, muß in einer Situation der Schwäche der sozialistischen Kräfte die Erhebung der nationalen Frage zu einem übergeordneten Wert die Unterstellung unter die Hegemonie des bürgerlichen Nationalismus bedeuten. Die Parolen "Wir sind ein Volk" und "Deutschland - einig Vaterland" waren der ideologische Mantel, unter dem diese Unterwerfung vollzogen wurde. Wer die Dinge so sieht, wird Wolfgang Harichs Argumentation nicht mitvollziehen können. In der neueren Geschichte hat noch keine ihrer Interessen bewußte Klasse die nationale Frage außerhalb des sozialen Kontextes gestellt, sondern immer nur als Feld und Medium zur Durchsetzung ihrer Hegemonie verstanden. Wenn also die Sozialisten die nationale Frage nicht in ihrem Sinne lösen können, dann müssen sie auf Zeit setzen und auf ihre Stunde hinarbeiten. In diesem Sinne hatte die Zweistaatlichkeit wohl auch progressivere Möglichkeiten als sie nun die Realität des Einheitsstaates erkennen läßt.

Für die DDR und jene, die ihr Leben mit ihr verbanden und ihre Hoffnungen auf sie setzten, waren die Ereignisse um den 17. Juni 1953 der erste große und ernüchternde Absturz. Die Korrekturen des "neuen Kurses" schufen zwar Spielraum, waren aber nicht von langer Dauer. Mit dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 schien sich ein neuer Aufbruch, trotz der mit den antistalinistischen Enthüllungen verbundenen Erschütterungen, anzukündigen. Harich zeigt, wie sich dies in der Haltung bedeutender Schriftsteller, Künstler u.a. niederschlug und wie er und seine Genossen nun die Entstalinisierung der SED und DDR als aktuelle Aufgabe ansehen und zur Aktivität übergehen mußten.

Aber es dauerte nicht lange, daß im Herbst 1956 Polen und Ungarn von antistalinistischen Massenbewegungen erschüttert wurden, deren Initialzündung von oppositionellen Intellektuellengruppen ausgegangen war und die in Ungarn in einen antisozialistischen bewaffneten Aufstand umschlugen, daß die Suez-Krise die Welt an den Abgrund eines großen Krieges führte, gleichzeitig aber auch die Statusquo-Garantie durch die Supermächte vor Augen führte und daß die westdeutsche Adenauer-Regierung im August 1956 mit dem KPD-Verbot dem bisherigen antikommunistischen Konfrontations- und Abgrenzungskurs zur DDR noch eine Spitze aufsetzte. Schon im Juli 1956 hatte eine Chruschtschow-Erklärung in Berlin deutlich gemacht, daß die Zeit der offengehaltenen deutschen Frage zu Ende

und die Zweistaatlichkeit als historisches Faktum zu respektieren sei - Reaktion auf die Pariser Verträge vom Mai 1956 und den Nato-Beitritt der BRD.

Auf diesem Hintergrund entfalten sich die Aktivitäten der Oppositionsgruppe um Janka, Just, Harich u.a. Eine Lösung für die DDR sahen sie in der polnischen Variante (Paul Merker, Gefährte Walter Jankas aus dem mexikanischen Exil, von der Ulbricht-Führung verhaftetes, abgesetztes und kaltgestelltes Politbüro-Mitglied als deutscher Gomulka mit einem reformkommunistischen, von der Gruppe verfaßten Programm).

Harich steht seit Sommer 1956 unter Observation der Sicherheitskräfte und wird im Herbst von Ulbricht in einem persönlichen Gespräch verwarnt. Das kann den damals 32jährigen freilich nicht bremsen. Er knüpft oder aktiviert Kontakte mit dem Westen, u.a. mit Augstein vom "Spiegel", mit dem ihn eine gleiche Wellenlänge in der nationalen Frage verbindet. In den letzten Wochen des Jahres 1956 treibt ihn, wie er schreibt, seine "Panik" zur Kontaktaufnahme mit der SPD-Führung in Westberlin und dabei nimmt er auch die Tuchfühlung mit Leuten des "Ostbüros" in Kauf, aus der politischen und propagandistischen Sicht der DDR eine westliche Agentenzentrale, eine Einschätzung, die von dokumentarisch abgesicherten Darstellungen inzwischen bestätigt wird. Er sieht dies heute als "schweren Bruch der Parteidisziplin" (72) und meint, mit diesem Kontakt "hörte ich auf, legal zu

handeln". (176) Seine Mitgenossen setzt er davon nicht in Kenntnis: "Ich traute ihnen weder meine Konsequenz zu, noch wollte ich sie unnötig mit einer Mitwisserschaft belasten." (76) Es ist nachvollziehbar, daß aus dieser Konstellation bei gestandenen Kommunisten und Spanienkämpfern, wie Janka einer war, Animositäten und mehr gegenüber Harich entstehen mußten, waren dies doch auch dann für die Justiz die Indizien, um ihre Behauptung der Weststeuerung zu belegen.

Die Ereignisse und Meinungen schildert Harich zurückhaltend sachlich, Fehlurteile nicht nachträglich kaschierend, fähig zu selbstkritischem Urteil. Er sieht sich nicht als Held, wohl aber besteht er auf theoretischen und politischen Einsichten. Seine Haltung zur SPD hält er für "rechtfertigungsbedürftig" (70) und verweist dazu vor allem auf seine Generationsprägung, für die gegenüber der SPD antifaschistische Gemeinsamkeit und die Option auf politische Partnerschaft entscheidend gewesen sei. Allerdings vermerkt er auch, daß er im Zuchthaus Bautzen nach der Anpassungsrede Herbert Wehners vom 30. 6. 1960 "von echtem Schamgefühl heimgesucht" worden sei. (100)

Am 29. 11. 1956 wird Wolfgang Harich verhaftet, später die anderen Gruppenmitglieder. Im Prozeß im März 1957 wird er wegen "Boykotthetze" zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, die er zum größten Teil in Bautzen absitzt. Erst 1964 wird er entlassen. Im Folgeprozeß im Sommer 1957 ge-

gen Janka, Just u.a. wird er als Zeuge verhört, wobei er aus seiner Sicht bei den Aussagen davon ausgehen konnte, daß die Tatbestände durch die lückenlose Observation ohnehin bekannt gewesen seien.

Die Vorwürfe, Harich sei KGB-Agent gewesen, sind wenig überzeugend, hätte der KGB unter den damaligen Bedingungen in der DDR doch über hinreichende Einflußmöglichkeiten verfügt, um zu verhindern, daß einer der Seinen acht Jahre im Zuchthaus absitzen muß. Unglaublich ist aber auch Harichs Vermutung, Janka sei immer, auch in der Gruppe, der Vertrauensmann Ulbrichts gewesen. Schließlich bleibt für den unbefangenen Leser auch die Bewertung der Prozesse durch Harich kaum nachvollziehbar, wenn er meint, mit ihnen sei es um eine Abschreckung und Abnabelung von der alten Deutschland-Konzeption der SED gegangen, wo er doch gleichzeitig mitteilt, daß die Sicherheitskräfte ihn unter Druck gesetzt bzw. den Prozeß so arrangiert hätten, daß drei Fragen tabu blieben: Harichs Kontakt zum Sowjetbotschafter Puschkin, Bertolt Brecht, der im August 1956 gestorben war, und die nationale Frage.

Nicht erörtert werden konnten Harichs Begegnungen und Urteile über Schriftsteller, Philosophen, Künstler. Schließlich war er ja Philosophiedozent, einer der jüngsten, erfolgreichsten und vielversprechendsten an der damaligen Humboldt-Universität, vorher Essayist und Kommentator bei der "Täglichen Rundschau" und anderen Organen der sowjetischen Besat-

zungsmacht, Redakteur der "Deutschen Zeitschrift für Philosophie", Lektor im Aufbau Verlag und hier u.a. zuständig für die Edition von Lukacz, Bloch u.a., Literaturwissenschaftler, der Jean Paul der Vergessenheit entriß, eine Arbeit, mit der er in Bautzen begann, marxistischer Theoretiker, der als erster die ökologische Krise und kommunistische Perspektiven zusammendachte - um nur einige der markanten Aktivitäten zu vermerken. Schon allein der Information darüber lohnt sich die Lektüre des Buches. Noch in den letzten Jahren der DDR trat er vehement dem Salonfähig machen Friedrich Nietzsches entgegen, eine Haltung, mit der er sich der Inspirationen von Georg Lukacz und des Erbes der klassischen Philosophie als würdig erweist.

Wer den weißhaarigen und vollbärtigen Wolfgang Harich, ein Gesicht wie aus dem Bilderbuch der alten 48er, heute kennenlernt, wird sich kaum der Ausstrahlung seines Charmes und jener noch immer mit jugenhafter Unbefangenheit gepaarten Offenheit entziehen können. Trotz chronischer Herzkrankheit sind ihm Heiterkeit und Optimismus nicht abhanden gekommen. Dies vielleicht auch deshalb, weil die Überzeugung von der Wahrheit eines durch Lukacz und wohl auch Bloch geprägten Marxismus Gelassenheit gegenüber politischen Konjunkturen und ein Bewußtsein des Wesentlichen vermittelt. In seinem Lebensresümee heißt es u.a.: "Die weit blicken, greifen oft kurz." (109) Einer Zeitschrift wie Z, die Wolfgang Harich zu ihren Autoren

zählen konnte, steht es an, dem in diesem Jahre 70jährigen einen langen Atem zu wünschen.

Heinz Jung

25 Jahre DKP. Eine Geschichte ohne Ende

Heinz Stehr, Rolf Priemer (Hrsg.), 25 Jahre DKP. Eine Geschichte ohne Ende, Edition Marxistische Blätter/Neue Impulse Verlag, Essen 1993, 168 Seiten, 19,80 DM.

Dieses Paperback mit verschiedenen Beiträgen fand mein Interesse vor allem aus zwei Gründen: KommunistInnen ziehen an Jahrestagen gewöhnlich Bilanz. Das "Nachdenken über den zurückgelegten Weg" (7) wird denn auch als ein Grund für die Herausgabe des Buches angeführt. Zum anderen zählen die AutorInnen in der Mehrzahl zum alten und neuen Führungskern der DKP - so H. Mies, E. Weber, K. Fritsch, W. Gerns, G. Deumlich, H. Stehr und R. Priemer. Sie prägten in den zurückliegenden 25 Jahren entscheidend die Politik der DKP, und ihre Auffassungen über die Wegstrecke haben besonderes Gewicht, auch wenn es sich bei diesem Paperback "weder um eine vollständige, noch gar um eine 'offizielle' Geschichte der DKP" (Vorwort der Hrsg.) handelt. Es ist durch diese Auswahl der AutorInnen leider nur eine "einäugige" bzw. Insider-Sicht.

Anfangs entwickeln Sohn/Stehr in "Programmentwicklung heute" generell den programmatischen Rahmen für die augenblickliche DKP-

Politik wie folgt: "Diejenigen, die an marxistischen Positionen festhalten, sind zur Zeit dabei, die Gründe, die zur Niederlage dieses bisher vielversprechendsten Anlaufs zum Sozialismus führten, zu analysieren und Schlußfolgerungen für den nächsten Anlauf zu ziehen. Der historische Ort der gegenwärtigen kommunistischen Programmarbeit liegt dabei zwischen Aufarbeitung der Errungenschaften und Schwächen des zweiten und Projektierung und Planung des dritten Anlaufs zum Sozialismus in Europa" (10). Dabei stellen sich nach Ansicht der Autoren solche Fragen wie "Welche Konsequenzen haben wir aus dem Scheitern des sozialistischen Anlaufs von 1917/1989 zu ziehen? Was war falsch an unserem programmatischen Aussagen? Was bleibt richtig? Welche Positionen haben sich bestätigt, welche haben der Geschichte nicht standgehalten?" - ohne dabei "in Sack und Asche" zu gehen. (12) Das ist der rote Faden für mehr oder weniger alle Beiträge. Da wird von Fall zu Fall auch kritische Nachdenklichkeit sichtbar. Doch Selbstgerechtigkeit schimmert immer wieder durch - vor allem hinsichtlich der Auseinandersetzung um die Erneuerung der DKP - meistens ideologisch verbrämt und verbunden mit einseitigen Schuldzuweisungen. Den "Erneuerern" von damals wird die Absicht der Liquidation der DKP durch Preisgabe des "Konzepts der revolutionären Partei der Arbeiterklasse" und Schaffung "eine(r) 'modernen' Partei" (39) unterstellt. Merkwürdig: Die in diesem Paper-

back skizzierten heutigen Positionen der Erneuerung der DKP entsprechen in vieler Hinsicht denen der "Liquidatoren" von damals.

Der Preis für den "verspäteten Beginn der Parteierneuerung" (H. Mies - 73) war durch die massive Reduzierung der Mitglieder (Schrumpfung von ca. 40.000 auf 7.000) allerdings sehr hoch. Doch "trotz tiefer und schmerzhafter Wunden, und obwohl sie (die DKP - F.K.) meines Erachtens aus der Talsohle noch nicht heraus ist: "Diese Partei hat eigenartigerweise die KPdSU und SED, mit denen sie besonders eng verbunden war, überlebt" (H. Mies - 73), und im Rückblick auf ihre Geschichte trotz zugegebener Versäumnisse und Fehlerhaftigkeit "stand die Existenz der Entwicklungsfähigkeit der DKP nie in Frage" (71).

Das ist unbestritten. Nur - der "ungeheuerere Aderlaß" (ebd.) ergab sich m. E. in erster Linie nicht aus "Liquidatorenum" bzw. durch "Resignation" tausender Mitglieder angesichts des Zusammenbruchs des Ostblocks. Er war auch das Ergebnis einer Unbeweglichkeit und Führungsschwäche von "oben". Da dominierten Unversöhnlichkeit und strikte Ausgrenzung anderer Meinungen. Nicht zuletzt ging es in der sehr zugespitzten Auseinandersetzung m.E. auch um die Erhaltung der existierenden Machtverhältnisse innerhalb der DKP. Und da blieb trotz "tiefer und schmerzender Wunden" (73) die "alte FDJ-Garde" "Sieger".

Angesichts der Niederlage der marxistisch/leninistischen Kräfte und

ihrer tiefen Krise, auch der DKP, ist Selbstgerechtigkeit - auch wenn sie ideologisch verbrämt ist - fehlt am Platz wie auch Abstempelungen der sogenannten Erneuerer als "Liquidatoren" u.a.m. Das letzte Urteil fällt die Geschichte, und da hatte "die Partei (nicht!) immer Recht". Da wurden z.B. aus "Titoisten" (Fritz Sperling) zurecht aufrechte Kommunisten. Es ist doch Tatsache, wie H. Jung in seiner Rezension des Buches in "Sozialismus" 12/93 feststellt, daß "Unfähigkeit, demokratisch mit sich artikulierenden unterschiedlichen Meinungen umzugehen" "den Auseinandersetzungen die Schärfe verlieh", die DKP bis an den Rand des Abgrunds führte, "und nicht, wie es manchen Autoren retrospektiv erscheint, die Unüberbrückbarkeit gegensätzlicher und politischer Positionen". Nach meiner Auffassung führten erst der Druck der Massenaustritte und natürlich auch die Ereignisse im früheren Ostblock innerhalb der Rest-DKP zu mehr Nachdenklichkeit und wirklicher Erneuerung.

Marxisten/Sozialisten stimmen sicherlich mit Kernpunkten der programmatischen Ansichten der DKP und auch der Einschätzung der heutigen Lage überein - wie sie im oben genannten Aufsatz von M. Sohn/H. Stehr ihren Ausdruck fanden. Das gilt m.E. auch für die Auffassungen von H. H. Holz, "Weltanschauliche Grundlagen der DKP" (59ff.). Und vor allem die Beiträge "Stärkung der Einheitsgewerkschaft - ein Hauptfeld der Politik der DKP" (Ebeling/Hummler/Petschick), "Neue Tech-

nologie als Politikum" (Schmitz/Mayer/Teuber), "Frauenpolitik der DKP (Konze), "Gespräch über Kommunalpolitik, Wahlen und 'richtige Linie'" (Ebert/Hechler/Steigerwald), "Zur Wahlbündnispolitik der DKP" (Weber) und nicht zuletzt "Proletarischer Internationalismus - Bestandteil kommunistischer Identität" (Mädler) enthalten wichtige Erkenntnisse aus der politischen Praxis für die heutige Zeit. Sie sind nach meiner Ansicht eine diskutabile Grundlage für eine mögliche koordinierte Politik der am Marxismus orientierten Linken. Der Beitrag "Buchstäblich eine Kernfrage" von G. Deumlich zeichnet sich vor allem durch mehr kritische Nachdenklichkeit über die früheren Standpunkte aus. Er analysiert die Haltung der DKP zur Kernenergie und erläutert die Gründe für den Kurswechsel zu den jetzigen Positionen - erfreulicherweise weniger selbstgerecht.

Der Aufsatz von Gerns/Steigerwald "Zur Entwicklung der DKP-Programmatik (1968 - 1989)" (21f.) skizziert, stellenweise selbstkritisch (Verhältnis zur UdSSR, DDR etc.), die Entwicklung der DKP-Programmatik. So schreiben sie: "Neben Leistungen gibt es auf programmatischem Gebiet Defizite und auch Fehleinschätzungen. Von besonderem Gewicht dafür scheinen uns falsche Beurteilungen der internationalen Kräfteverhältnisse und ihrer Entwicklungstendenzen zu sein. Die Stärke des realen Sozialismus wurde überbewertet, die Vitalität des entwickelten Kapitalismus unterschätzt" (21). Oder: "Wir hatten zum Beispiel eine eher

schematische Ansicht über die allgemeine Krise des Kapitalismus" (34). Ihre Kritik richtet sich insbesondere gegen das Projekt "BRD 2000" als "illusionäre 'Reformalternative'" (36). Hier wird allerdings ihr eigener Anteil an Verantwortung als "Partei-Ideologen" kaum bzw. nicht erkennbar.

Die angeführten Argumente für die Kritiklosigkeit der DKP gegenüber der KPdSU und der SED sind durchaus nachvollziehbar - auch jene von H. Mies in seinem Beitrag "Die DKP im Spannungsfeld von Unabhängigkeit und 'Abhängigkeit'". Das ändert allerdings nichts an ihrer zugegebenen Fehlerhaftigkeit. Nach meiner Auffassung ging es nicht um eine "kritische Distanz" (H. Mies) zur KPdSU/SED, sondern um eine von "unten" verschiedentlich angemahnte und von "oben" blockierte "kritische Solidarität". Die war sicherlich durch Tradition und historische Entwicklung mit vorhandenen Abhängigkeiten von der KPdSU/SED nur schwer erreichbar und noch weniger durchsetzbar. Die "Proteste aus Berlin" (75) sind Beweis. Und dennoch: der falsch praktizierte proletarische Internationalismus, z. B. auch der Umgang der KPdSU/SED/DKP miteinander auf der manchmal bis ins Absurde geführten Protokollar-Ebene hatte letztlich Selbstbetrug als Ergebnis. Da überzeugen mehr die in diesem Beitrag angeführten Argumente des DKP-Papiers "Internationalismus in der heutigen Zeit - Überlegungen zu einer Überprüfung und Neubestimmung" (71).

Natürlich ist insgesamt noch geschichtliche Aufarbeitung notwendig. Das gilt m.E. insbesondere für die Problematik: Partei, Klasse, Masse bzw. Verhältnis "oben/unten" und die Ansichten über den "demokratischen Zentralismus" bzw. "Partei neuen Typus". Die "Aufzeichnungen über die Parteifrage" (Freycisen/Schneider/Fritsch/Priemer) mit einseitigen Schuldzuweisungen an die damaligen "Erneuerer" als "Liquidatoren" widersprechen eigentlich in vieler Hinsicht dem in diesem Buch ausgedrückten Erkenntnisstand und den Erfahrungen. Da ist vor allem "die Fähigkeit zur dialektischen Selbstanalyse" (H. Jung) und kritischer Nachdenklichkeit unterentwickelt.

Das ist in der Mehrheit der Beiträge nicht der Fall. Sie sind durchaus "interessant für alle Leserinnen und Leser und brauchbar für die Zeit vor uns" - so der Wunsch der Hrsg. im Vorwort (7). Doch die Brauchbarkeit muß sich erst einmal in der politischen Praxis beweisen.

Fritz Krause

Neoliberalismus, Gewerkschaften und die Linke in Lateinamerika

Holm-Detlev Köhler / Manfred Wannöfel (Hg.), *Gewerkschaften und Neoliberalismus in Lateinamerika, Westfälisches Dampfboot, Münster 1993, 163 S., 29,80 DM.*

Barry Carr / Steve Ellner (Hg.), *The Latin American Left. From the Fall of Allende to Perestroika, Boulder*

u.a., Westview Press, Latin America Bureau, 1993, 256 S., 39,- DM.

Angesichts der Tatsache, daß Nachrichten oder gar Analysen von gesellschaftlichen Tendenzen in Lateinamerika in unseren Medien äußerst spärlich auftauchen - Ausnahmen gibt es nur bei Naturkatastrophen, Drogenaffären oder Staatsbesuchen - muß man für jede Veröffentlichung dankbar sein, die sich die soziale Lage und politische Orientierung von relevanten gesellschaftlichen Gruppen dieses Subkontinents zum Gegenstand nimmt. Im vorliegenden Sammelband, in dem der Friedrich-Ebert-Stiftung nahestehende Sozialwissenschaftler und Gewerkschafter Lateinamerikas zu Wort kommen, wird die länderspezifische Situation der Gewerkschaften (in Argentinien, Bolivien, Brasilien, Ecuador, Kolumbien, Mexiko, El Salvador, Honduras und Venezuela) vor dem Hintergrund der langandauernden Wirtschaftskrise seit Beginn der 80er Jahre und den darauf mehr oder minder radikal ins Werk gesetzten neoliberalen Strukturformen beschrieben. In fast allen analysierten Ländern sind erhebliche Rückschläge der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung gegenüber den 60er und 70er Jahren zu verzeichnen; dies gilt für die Mitgliederzahl (rückläufiger gewerkschaftlicher Organisationsgrad), für die abnehmende Streikfähigkeit, die hohen Reallohnverluste, die spürbar angestiegene Arbeitslosenquote (mit Übergängen in den - gewerkschaftlich schwer organisierbaren - informellen Sektor u.a.m.). Die Individualisierung, Dezentralisierung,

Segmentierung, Flexibilisierung und "Entgewerkschaftlichung" der Arbeitsverhältnisse durch entsprechende neoliberale Politiken verstärkt die in den objektiven Tendenzen angelegten Krisenerscheinungen. Die stark eingewurzelte korporativistische Tradition in den meisten Gewerkschaften Lateinamerikas hat überdies viele bis vor kurzem relativ selbstbewußte und starke gewerkschaftliche Organisationen (wie z.B. in Argentinien, Mexiko oder Venezuela) in einer Situation des Rückzugs des Staates aus Wirtschaft und Gesellschaft und gleichzeitig verringerter staatlicher Verteilungsspielräume ziemlich hilflos gemacht und dazu beigetragen, daß die Frage nach grundsätzlichen Alternativen gegenüber den bisherigen gewerkschaftlichen Organisationsstrukturen und Politikformen als Überlebensfrage auf der Tagesordnung steht.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Beiträge (in quantitativer und qualitativer Hinsicht) bietet der Band für denjenigen, der mit Lateinamerika und der dortigen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung kaum vertraut ist, einführende Informationen und nützliche Hinweise. Für solche Leser dagegen, die mit den sozialen Bewegungen und politischen Strukturen Lateinamerikas stärker befaßt sind, wird der Band wenig neues bringen: Eine ernsthafte Analyse der ökonomischen und sozialstrukturellen Folgen der neoliberalen Strukturformen (in kurzfristiger und mittelfristiger Perspektive) fehlt bei allen Beiträgen und auch in der Einleitung der

Herausgeber. Eine vertiefte Untersuchung der Rückschläge der Gewerkschaftsbewegung, das Aufzeigen neuer Kampfelemente und evtl. alternativer Interventionsmöglichkeiten wird man in den meisten Beiträgen vermissen. Dies schließt nicht aus, daß in manchen Artikeln sporadisch auch interessante, aber sehr knapp gehaltene Reflexionen auftauchen: z.B. zum Verhältnis der privaten und staatlichen Sphäre und der Notwendigkeit der Neubewertung staatlicher Interventionen in den Wirtschaftsprozess (94); oder Hinweise auf innergewerkschaftliche Krisen und Erstarrungsphänomene vor Beginn der neoliberalen Reformen (52f.).

Insgesamt kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, daß das Bändchen "mit heißer Nadel gestrickt" wurde: falsche Namen und Jahreszahlen, fehlende Wörter, unverständlich übersetzte Passagen und eine recht willkürlich anmutende Literaturliste, in der wichtige Standardwerke zur behandelten Problematik (Zapata, Epstein u.a.) fehlen. In ihrer Einleitung, deren Lesbarkeit durch verflachende Kürzelsprache ("Wachstumsökonomie Mexiko" - um wieviel ist die mexikanische Ökonomie in den letzten 12 Jahren eigentlich gewachsen?, "Schmuggel- und Drogenökonomie Kolumbien/Bolivien" etc.) leidet, umreißen die Herausgeber die Demokratiedefizite der lateinamerikanischen Gesellschaften und die allgemeinen Herausforderungen, denen sich die lateinamerikanischen Gewerkschaften gegenüber sehen: diese liegen für Köhler/Wannöfel vor allem in einem

weiteren Kampf um die Autonomie (gegenüber Staat und Parteien), der Hinwendung zu dem stark wachsenden informellen Sektor, der Verbindung von einer kämpferischen Betriebspolitik mit einer übergreifenden branchen- bzw. makroökonomischen Orientierung sowie der ökologisch inspirierten "Politisierung des industriellen Wachstums". Zwar wird die relative Parallelität von Demokratisierungsprozessen und der Einführung neoliberaler Reformen registriert, aber deren Verhältnis zueinander nicht ernsthaft problematisiert; nur im Falle Kolumbiens (das ja "immer schon" und formell "Demokratie" war) verlieren die Verfasser einige kritische Anmerkungen zum Demokratiebegriff in Lateinamerika. Eine komparative Analyse der unterschiedlichen Typen von Gewerkschaftsentwicklungen (grob wird zwischen traditionellem, korporativistischem und einem neuen, autonom-authentischen Gewerkschaftswesen unterschieden) wird leider ebenso wenig geleistet wie die Vermittlung der geforderten neuen "soziopolitischen Orientierung" der lateinamerikanischen Gewerkschaften mit den prospektiven ökonomischen und sozialen Entwicklungen im weiteren Verlauf der neoliberalen Strukturformen. Dies stellt für sie offenbar auch kein besonderes Problem dar, da sie der festen Überzeugung sind, "daß ein derartiges, zunächst auf die Favorisierung von Minderheiten ausgerichtetes Politikprojekt wie der Neoliberalismus sich auf Dauer nicht gegen Bevölkerungsmehrheiten und ihre Organisationen durch-

setzen läßt. Diese aktuelle Krise des Neoliberalismus zu begreifen und gestaltend in die sich andeutenden moderaten Umkehrüberlegungen einzugreifen, wird eine der Hauptaufgaben der modernisierungswilligen und -fähigen lateinamerikanischen Gewerkschaften sein." (23) Diese eher "gesinnungsethische" Wunschvorstellung ist zwar sympathisch, scheint aber z.B. angesichts der chilenischen, mexikanischen, argentinischen und teilweise peruanischen Entwicklung der neuesten Zeit nicht besonders realistisch zu sein. Fast alle Einzelbeiträge dokumentieren übrigens, wie überaus erfolgreich (vom Standpunkt des Kapitals aus gesehen) zumindest in sozio-politischer Hinsicht die neoliberalen Politiken bis auf den heutigen Tag gewesen sind: Vielleicht mit der Ausnahme Brasiliens und anderer weniger Fälle waren die Gewerkschaften in Lateinamerika schon lange nicht so einflußlos und fern von den großen politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen wie heute.

Die andere hier anzuzeigende Publikation kann als Ergänzung zu der ersten gelesen werden. In ihr werden Überblicke über die Entwicklung der lateinamerikanischen Linken (vor allem in Parteien und in zweiter Linie in sozialen Bewegungen) in Chile, Argentinien, Peru, Venezuela, Kolumbien, Mexiko, Bolivien, Brasilien und El Salvador während der letzten beiden Jahrzehnte geboten; drei weitere Beiträge sind länderübergreifend ausgerichtet und behandeln die ideologischen und praktisch-politischen Tendenzen der Linken, die Gue-

rilla-Erfahrungen während der 80er Jahre sowie die gewerkschaftlichen Kämpfe von 1973 - 1990. Die überwiegend der akademischen Linken zugehörigen US-amerikanischen oder britischen Autoren, zu denen sich eine US-amerikanische und eine brasilianische Autorin hinzugesellen, stellen naturgemäß vor dem Hintergrund der Periode der Militärdiktaturen, der Übergänge zu formellen Demokratien, der langandauernden Wirtschaftskrise und der "neoliberalen Offensive" die Aktivitäten und Handlungsspielräume linker Parteien und Gruppen dar. Das durch die Ländervielfalt, die unterschiedlichen historisch-politischen Erfahrungen und die divergenten Analyseformen der Autoren bedingte breite Spektrum von Befunden läßt sich freilich kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Dennoch versucht dies einer der Herausgeber, Steve Ellner, in seiner Einleitung, wenn er die paradoxe Situation der lateinamerikanischen Linken so umreißt: Seit den 70er Jahren hat die Linke in Lateinamerika generell erhebliche Fortschritte gemacht. "The Left has broken out of its traditional ghetto and become a major protagonist in politics". (2) Ausgehend von den Einzelbeiträgen läßt sich ergänzen: insbesondere dort, wo sie früher relativ schwach gewesen war, z.B. in Brasilien, Mexiko, den meisten zentralamerikanischen Ländern, teilweise auch Peru etc. Dort wo sie traditionellerweise stärker war, ist dagegen eher ein Abstiegsprozess zu beobachten gewesen (z.B. Chile, Bolivien). Zugleich aber sei die Linke Anfang

der 90er Jahre in Lateinamerika "more disoriented and lacking in credible options than ever before". (4) Dieses Paradoxon bzw. dieser Widerspruch läßt sich teilweise durch zeitlich genauere Unterscheidungen (zwischen den 70er und beginnenden 80er Jahren einerseits und den 90er Jahren andererseits), teilweise auch durch Hinweise auf die divergenten Länderentwicklungen und die Veränderungen innerhalb der lateinamerikanischen Linken selbst relativieren: Die Linke ist insgesamt stärker "demokratieorientiert" geworden; sie ist wesentlich pluralistischer und toleranter im innerlinken Diskurs geworden, und sie hat - drittens - eine stärkere Verankerung in zahlreichen sozialen Bewegungen gewonnen und daher ihre gesellschaftliche Legitimität erhöht; wobei allerdings in manchen Fällen - wie z.B. dem mexikanischen - gefragt werden kann, inwieweit eine solche neue linke Bewegung/Partei (wie die Partido de la Revolución Democrática, PRD) noch als "links" oder als "anti-kapitalistisch" einzustufen ist. So beendet der andere Mitherausgeber, Barry Carr, seinen länderspezifischen Beitrag über Mexiko mit der ironisch-doppeldeutigen Frage: "What is left of the Mexican Left?" (98).

Ob diese Tendenzen für Lateinamerika generalisiert werden können und ob sie als dauerhafte anzusehen sind, wird in den einzelnen Beiträgen ganz unterschiedlich beurteilt: Während manche Autoren - wie Ronald Chilcote - zu der Annahme neigen, daß die Wiederbelebung marxistischen Denkens sich

bald den veränderten Bedingungen anpassen wird und eine solche Entwicklung angesichts der extremen Polarisierungs- und Verarmungsprozesse auch eine gute Grundlage haben werde, gehen andere Beiträge davon aus, daß auch in Zukunft Marxismus, Sozialismus oder andere radikale antikapitalistische Spielarten weniger wichtig sein werden als eine Variante von radikalem Populismus oder eine Variante sozialdemokratischen Denkens. Entmutigt durch die Rückschläge auf internationaler Ebene würden viele Parteien der Linken bald und auch in Zukunft dem Beispiel der Sandinisten folgen und sich nicht mehr selbst als "sozialistisch" bezeichnen (so z.B. auch die PT Brasiliens) und stattdessen einer vagen "Dritte-Welt-Orientierung" anhängen. - Der Sammelband bietet insgesamt einen recht informativen und theoretisch anspruchsvollen Überblick über die komplexe Lage der lateinamerikanischen Linken heute.

Dieter Boris

Ein "Who's Who" der Philosophen im deutschen Faschismus

George Leaman, *Heidegger im Kontext. Gesamtüberblick zum NS-Engagement der Universitätsphilosophen. Ideologische Mächte im deutschen Faschismus Band 5, Argument-Sonderband AS 205, Argument-Verlag, Hamburg 1993, 161 Seiten, 15,50 DM.*

Nach dem von Wolfgang Fritz Haug 1989 ebenfalls in der Reihe

"Ideologische Mächte im deutschen Faschismus" des Argument-Verlags herausgegebenen Band "Deutsche Philosophen 1933" und Monika Leskes sorgfältiger Untersuchung zum faschistischen Philosophiebetrieb¹ liegt nun mit George Leamans Arbeit das erste "Who's Who" aller 214 Universitätsdozenten vor, die zwischen 1933 und 1945 an den deutschen Hochschulen Philosophie gelehrt haben.

Angeregt wurde Leamans in den USA abgeschlossenes Vorhaben durch das Buch des chilenischen Heidegger-Schülers Victor Farias, *Heidegger et le nazisme* (1987, deutsch 1989), das die Diskussion in aller Welt neu entfacht hat. Spätestens seit Farias ist bekannt, daß Heidegger überzeugter Nationalsozialist war, bis 1945 regelmäßig seine Mitgliedsbeiträge in der NSDAP zahlte und nicht die geringste Einschränkung seiner Tätigkeit erfahren hat.

Gleichwohl bleibe, was bisher zum historischen Kontext der Philosophie Heideggers gesagt worden sei, ungenau. Zunächst einmal sei der Mythos ungebrochen, nach dem es nach "der Machtübergabe an die Nazis" keine wirkliche Philosophie mehr gegeben habe, da die wirklichen Philosophen entweder das Land verlassen hätten oder in die "innere Emigration" gegangen seien. Bei genauer Untersuchung erweise sich dieser Mythos als "die Summe der zahllosen Lügen, die

¹ Monika Leske, *Philosophen im 'Dritten Reich'. Studie zu Hochschul- und Philosophiebetrieb im faschistischen Deutschland*, Dietz Verlag, Berlin (DDR) 1990.

hunderte von Philosophen und anderen Akademikern nach dem Krieg erzählt haben." (10)

Im ersten Teil des Buches werden daher anhand von Archivmaterial, vor allem der Bestände des Berlin Document Center, die beruflichen und politischen Karrieren aller an den 23 Universitäten in den Grenzen von 1937 lehrenden Philosophen erforscht. Es zeigt sich, daß die akademische Philosophie 1933 keineswegs aufhörte, daß der Berufsstand der Philosophen ganz im Gegenteil trotz mancher Entlassungen, Zwangsemeritierungen und Emigrationen florierende und mit Ausnahme des Marxismus keine einzige Schule aus den Universitäten verbannt wurde. (11) Nur neun der 180 Professoren, die 1933 an den Universitäten Philosophie lehrten, wurden "mit sozialistischen, religiös-sozialistischen oder sozialdemokratischen Organisationen in Verbindung gebracht," acht von ihnen und vierzehn weitere, die "jüdischer Abstammung oder aus anderen Gründen unerwünscht waren," (18) wurden im selben Jahr entlassen. 115 (66%) der 174 zwischen 1933 und 1945 an den Universitäten lehrenden Philosophen gehörten der NSDAP oder deren Hochschulorganisationen an. (23)

Das "Irritierendste" für Leaman aber ist die Erkenntnis, daß nicht wenige der Anstrengungen der Philosophen, "die philosophische Tradition auf eine Weise zu reinterpreten, die sie für den rassistischen Imperialismus brauchbar machte," auf einem "hohen philosophischen Niveau" erfolgten, und daß das Werk Heideggers dazu ge-

hört. (11) Das Bemühen des Autors gilt daher auch der Destruktion der "tiefverwurzelten Überzeugung, daß der Nazismus etwas 'Ungeistiges' gewesen ist. ... Anders als der Marxismus-Leninismus ist er niemals als ideologisches System ausgearbeitet worden, und er war auch nie mit einer kohärenten politischen Theorie verknüpft," (13) so daß es innerhalb der NSDAP stets konkurrierende Stimmen zur Definition des "wahren Nationalsozialismus" gegeben habe.

Nur so sei zu erklären, daß viele Interpreten - auch Farias - "Heideggers Distanz zur Anwendung bloßer biologischer Definitionskriterien für 'das Volk' mit der Distanz zur 'völkischen' Politik verwechselt (haben), eine Verwechslung, die dazu führte, daß bestimmte Versionen des Nazismus der Aufmerksamkeit entgehen und faktisch kommentar- und kritiklos Eingang in das geistige Leben der Nachkriegszeit finden konnten." (15)

Vor dem Hintergrund seiner umfangreichen Informationen zu den Karrieren deutscher Philosophen zwischen 1933 und 1945 entwickelt Leaman im zweiten Teil des Buches seine These, daß das politische Engagement eines der exponiertesten Nazi-Philosophen nur in einer zur bisherigen Literatur alternativen Herangehensweise an "die Verbindung zwischen Heideggers Politik und seiner Philosophie" verständlich wird. Die vorhandene Literatur, so Leaman, kennt mit wenigen Ausnahmen nur zwei mögliche Antworten: Es gibt hier einen inneren Zusammenhang, und es

gibt ihn nicht. Beide Antworten gehen von der methodologischen Prämisse der Möglichkeit eines Verständnisses dieser Beziehung ohne die Berücksichtigung des historischen Kontextes aus. (133) Anstelle dieser methodischen Optionen schlägt Leaman eine auf den im Hauptteil des Buches herausgearbeiteten historischen Kontext bezogene Analyse vor.

Anhand der politischen Reden, Vorlesungen und philosophischen Schriften Heideggers zwischen 1933 und 1945 demonstriert Leaman, wie Heidegger trotz seiner Ablehnung eines biologischen Rassismus mit seiner Berufung der Hochschulen zu "Erziehungsstätten der Führenden", mit seinem pangermanischen Chauvinismus oder dem von "Seinsmächten" in Zucht genommenen "philosophischen Geist" der Deutschen und dem ganzen Geraune einer Art "philosophischen Rassismus" das NS-Engagement mancher seiner heute verrufenen Kollegen zu übertreffen wußte. Von einem umstandslos in die Nachkriegszeit überführten "philosophischen Rassismus" Heideggers spricht der bei Leaman (139) zitierte Rainer Marten.

So kommt dem Leamanschen Buch ein doppeltes Verdienst zu, nämlich einmal die authentischen Biographien der in ihrer Mehrzahl fest mit der Naziherrschaft verbundenen deutschen Philosophen aus allen von ihnen selber vorgenommenen Bereinigungen, Manipulationen und Verfälschungen rekonstruiert zu haben, und zum anderen, die umfangreiche Literatur zum Fall Heidegger zu ergänzen

durch den Kontext der unterschiedlichen Formen, in denen die Philosophen den deutschen Faschismus gestärkt und ihm Reputation verliehen haben.

Reinhard Schweicher

PERSPEKTIVEN

Zeitschrift für sozialistische Theorie

Deutsche Nationalismen

Themen: Nationalismus und Herrschaftsverhältnisse, Schwarze in Deutschland, DDR-VertragsarbeiterInnen, Eugenik, Europa, u.a.

Aktuelle Debatten: Malcolm X, Leo Löwenthal

Beiträge von: der Redaktion, Urte Sperling, Patricia Hill Collins, Judy Gummick, Carl Wechselberg, u.a.

Noch erhältlich: Hefte zu Malcolm X, Rassismus und Sexismus, Marxismus und Feminismus, Neue Rechte, Walter Benjamin und Antonio Gramsci

Je Heft ca. 72 Seiten, 6 DM (+1,- Porto)
Bestellungen an: PERSPEKTIVEN,
Methfesselstr. 5, 10965 Berlin.

Nicht täglich - aber gründlich



blätter
des iz3w

Themenschwerpunkte der letzten Hefte:

Nr. 190: Menschenrechte
Nr. 191: Flucht/Migration/Asyl
Nr. 192: Militärinterventionen

8 mal im Jahr für DM 48,-
Einzelheft DM 6,-

Bezug:

Informationszentrum Dritte Welt,
Postfach 5328, 79020 Freiburg

- Bitte schickt mir Eure Materialliste
Ich bestelle die blätter des iz3w
(acht Ausgaben/Jahr)
- Im Abonnement
- als unverb. Probeabo von drei
Ausgaben für DM/ sfr. 10,-
- in bar
- per Scheck

Name

Straße/Hausnummer

Postleitzahl/Wohnort

Datum/Unterschrift

Ich weiß, daß ich diese Bestellung innerhalb einer
Woche widerrufen kann.

Datum/Unterschrift

Was ist kritischer Marxismus?

Werner Seppmann, *Subjekt und System. Zur Kritik des Strukturmarxismus. Kritische Studien.* Dietrich zu Klampen Verlag, Lüneburg 1993, 192 Seiten, DM 38,-.

In der Marxismus-Debatte der neunziger Jahre wäre der vorliegenden Publikation ein bedeutsamer Platz zu wünschen.

Strukturmarxismus - das ist ein Marxismus ohne Subjekt! Ein Marxismus, der sich der Möglichkeit der Kritik, des Eingreifens, der Veränderung beraubt. Ein theoretischer Strang, den Seppmann sowohl im Rahmen des marxistisch-leninistischen Denksystems als auch in Gestalt letztlich auf Althusser zurückgehender strukturalistischer Ansätze analysiert. Sein Gesichtswinkel ist einer Tradition marxistischer Theorie verpflichtet, die durch Namen wie Max Adler, Georg Lukács und vor allem Leo Kofler geprägt ist.

Allein diese konflikträchtige Begegnung dreier gewichtiger marxistischer Theorieansätze auf dem konkret historischen Hintergrund der Niederlage der an der Oktoberrevolution orientierten sozialistischen Systeme ist lehrreich - und für ein auf Reaktivierung des Marxismus zielendes Denken unverzichtbar. Verdienstvoll ist darüber hinaus, daß Seppmann seine Untersuchung auf den oben benannten Kernpunkt marxistischer Theorie konzentriert: die Frage nach der Rolle des Subjekts, der Wirksamkeit menschlichen Handelns, den

Möglichkeiten umwälzender Tätigkeit im gedanklichen Horizont eines materialistischen Geschichtsverständnisses, eines Konzepts also, dessen Pointe gerade in der Aufdeckung der dieses Handeln bestimmenden objektiven Bedingungen und Determinanten besteht.

Die Diagnose des Autors ist definitiv. Charakteristisch für beide hier ins Auge gefaßten Hauptvarianten von Strukturmarxismus ist die ökonomistische Verengung, ein monokausaler Naturalismus, ein Objektivismus, bei dem abstrakte Strukturen, Verhältnisse oder Prozesse das bewegende Element der geschichtlichen Praxis, deren "tätige Seite" ausmachen - also ersetzen.

Das die Krisenentwicklung in den sozialistischen Ländern begleitende und fördernde objektivistische Marxismus-Verständnis sei durch ein "Notwendigkeitsdenken und einen zu mechanistischen Konsequenzen führenden Wirklichkeitsbegriff" geprägt (Abschnitt I). Das hieraus resultierende "Objektivitätspathos" habe für die "Berücksichtigung der individuellen Verarbeitungsweisen der gesellschaftlichen Wirklichkeit und der subjektiven Motivationsstrukturen" keinen Raum gelassen. Um der Legitimationsansprüche der Herrschaft willen sei die historische Entwicklungstendenz "naturalisiert", d.h. "ein außerhalb der Gesellschaft begründetes Formierungsprinzip konstruiert" worden (21f.).

Mit nicht weniger entschiedener Kritik wird die "strukturalistisch inspirierte Marxismus-Interpretation in der Nachfolge Althusser's" (17)

bedacht (Abschnitt II). Als Adressat dienen Texte von Althusser selbst sowie das von Georges Labica und Gerard Bensussan 1982 in Paris herausgegebene "Kritische Wörterbuch des Marxismus" (deutsche Fassung herausgegeben von Wolfgang Fritz Haug). Die "objektivistische Grundannahme einer selbsttätigen Dynamik des historischen Prozesses" erlaube "keine Vorstellung einer emanzipatorischen Reflexionsform ..." (57). Menschliche Aktivität degeneriere auf der Grundlage der behaupteten "Dominanz der Strukturtotalität ... zu einer Funktionsbestimmung" (55). Handeln reduziere sich auf den "Nachvollzug der strukturellen Implikate" (114). Als Subjekt fungierten die Produktionsverhältnisse (58). Handlungsobjekte seien für den strukturmarxistischen Objektivismus nur "Werkzeuge" und "bloße Träger" der Prozesse (66). Marx werde eine Dichotomie "dort die Tätigkeit eines Subjekts, hier die Existenz gesellschaftlicher Verhältnisse" unterstellt (63). Produktion werde auf ihre "mehrwerterzeugende Seite" reduziert (60), Arbeit hauptsächlich als ökonomische Kategorie abgehandelt (62), die Entwicklung der Produktivkräfte als eine "bloß quantitativ bestimmbare Bewegungsform" aufgefaßt (61) und Praxis auf Produktion eingeschränkt (68).

Die marxistische Totalitätsauffassung werde auf ein "deterministisches Erklärungsmodell reduziert" (59). Auf "die Spitze getrieben" würden die "objektivistischen Verzerrungen des Marxismus" in jenen Beiträgen des Wörterbuches, in de-

nen "Probleme individueller Handlungsfähigkeit und subjektiver Motivationsformen" thematisiert werden, wie zum Beispiel im Stichwort "Moral", demzufolge der historische Prozeß keine freie, also ethische Wahl kenne (119).

Aus der Fülle weiterer Kritikpunkte (z.B. die Ideologie- oder die Entfremdungsproblematik betreffend) sei nur noch einer herausgegriffen. Infolge seiner ökonomistischen oder objektivistischen Grundposition entstünden für den Strukturmarxismus Schwierigkeiten, "die Möglichkeit und die Entstehungsprozesse von kritischem Denken" zu erklären (91). Er gerate in die Falle von ihm selbst erzeugter Restriktionen, wenn er in Marx' Denken Widersprüche projiziere, die diesem in Wirklichkeit nicht zukämen: Wie kann man eine Gesellschaft ändern, deren Repräsentationen man unterliegt? (91), wie können sich die Menschen Ziele setzen oder eine alternative Gesellschaft anstreben, wenn sie doch der historischen Notwendigkeit nicht entkommen (110).

Vermerkt zu werden verdient, daß Seppmann in die kritische Auseinandersetzung immer wieder auch relevante Positionen anderer Konzepte einbezieht - vor allem Jürgen Habermas und Michel Foucault.

Mit dem dritten Abschnitt des Buches stellt der Verfasser sich das Ziel, die "Begründungsstruktur" des historischen Materialismus nachzuzeichnen. Herausgearbeitet werden die Wege und Widersprüche, über deren Bewältigung Marx zur

Kritik des Idealismus, zur Formulierung des Materialismus und damit der wissenschaftlichen und normativen Voraussetzungen seiner Gesellschaftskritik gelangt. Der Abschnitt schließt mit einer Darstellung der Aufarbeitung der Marxschen Theorie in den Arbeiten Adlers, Lukács' und Koflers. Damit sind die Grundpositionen umrissen, von denen aus Seppmann den Strukturmarxismus kritisiert und einen Beitrag zur notwendigen Wiederaneignung, Reformulierung und Aktualisierung des Marxismus leistet.

Marx hat eine "kopernikanische Wende" des sozialtheoretischen Denkens vollzogen: "Statt im Sinne des traditionellen Materialismus den Menschen als passives Element zu begreifen, dem die objektive Bewegung als fremde Bestimmung gegenübersteht, rekonstruiert Marx das Verhältnis des Menschen zur Welt als einen Prozeß des tätigen und konstituierenden Verhaltens." (70) "Der radikal-kritische Gehalt des Marxismus drückt sich darin aus, daß er die Veränderbarkeit scheinbar verfestigter sozialer Verhältnisse nachweist und die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschen zu bewußten Handlungssubjekten der Geschichte reflektiert." (114) Gegen ein monokausales hierarchisches Verständnis der Beziehung von Sein und Bewußtsein begründet Marx die Auffassung der für die Gesellschaft konstitutiven Rolle des Menschen (70), des menschlichen Handelns (60) und des Bewußtseins (31, 164). Nicht die mechanistische Trennung von Subjekt und Objekt (152) ist cha-

rakteristisch für die Marxsche Theorie, sondern die Akzentuierung der dialektischen Beziehung von Subjekt und Objekt, die "deziert durch den Primat der materiellen Umstände, auf deren Grundlage dieser Prozeß sich nur vollziehen kann, bestimmt" wird (160). Gesetzmäßigkeiten seien nicht als Einschränkung menschlicher Handlungsmöglichkeiten zu sehen, sie "stellen im Gegenteil überhaupt erst die Grundlage eines planvollen Eingreifens in den Naturablauf dar" (161).

Deshalb ist auch die Frage nach der Möglichkeit kritischen Denkens und kritischer Praxis, einer Modifikation der gegebenen Verhältnisse, die Möglichkeit der Veränderung der Gesellschaft und der Emanzipation des Menschen kein unauflösbares Mysterium. Die Menschen produzieren zwar unter vorgegebenen Umständen, "aber die Arbeitspraxis modifiziert diese Umstände und bewirkt die verändernde Dynamik des gesellschaftlichen Prozesses" (160). Nach Marx' Verständnis besitzt das gesellschaftliche Geschehen einen "naturgesetzlichen Charakter" in seiner "Funktion als irreversible und objektive Voraussetzung des individuellen Handelns". Aber "zum Ausgangspunkt menschlichen Handelns kann es nur werden, weil es selbst Produkt sozialer Aktivität und in seiner objektivierten Gestalt modifizierbar ist" (40, vgl. auch 146). Interessant sind in diesem Zusammenhang Seppmanns Auseinandersetzung mit dem existentialistischen Subjektivismus (57f., 103f.) und seine entschieden geäußerte Überzeu-

gung vom normativen Charakter, der normativen Struktur der marxistischen Theorie (120ff.).

Vieles, was im Rahmen einer Rezension nur referiert werden kann, wäre es wert, kritisch aufgenommen und weitergedacht zu werden. Seppmanns Arbeit ist eine Streitschrift und kein Lehrbuch. Der Rezensent beschränkt sich auf eine Überlegung, die mit seiner Biographie zusammenhängt. Nach dem faktischen Zusammenbruch dieser sozialistischen Gesellschaften ist es schwer, der Grundthese des Autors von der verhängnisvollen Rolle des Objektivismus, des Ökonomismus zu widersprechen. Im Gegenteil - sie könnte durch zahlreiche und begründete Argumente erweitert werden. Dies umso mehr, als es an Brüchen und Wendungen bei dem Bemühen, theoretisch antizipierte Vorstellungen einer sozialistischen Wirtschaft und Gesellschaft praktisch zu realisieren, wahrhaftig nicht gefehlt hat. Immer wieder mündeten schmerzliche Erfahrungen in der alternativen philosophischen Folgerung bzw. Fragestellung, politisch-praktisch der Rolle subjektiver Faktoren *oder objektiver Bedingungen* nicht gerecht geworden zu sein, entweder die einen oder die anderen unterschätzt, vernachlässigt zu haben. Diese Spur ließe sich bis zu Lenin zurückverfolgen! Es ist also nicht so, daß es keine Bemühungen um eine theoretische oder praktische Alternative zu Spontaneität und Ökonomismus gegeben hätte.

Und mir scheint, daß bei einer weitergehenden Analyse - bei der die philosophische Diskussion in

den sozialistischen Ländern auszuwerten wäre - dieser Umstände unserer Niederlage die prinzipielle Frage nach der Rolle des Subjektivismus oder Voluntarismus mindestens genauso gründlich zu prüfen wäre. Das muß Seppmanns Ansatz ganz und gar nicht widersprechen!

Erich Hahn

Another view of marxism

Stuart Hall, Ausgewählte Schriften, Herausgegeben von Nora Rätzkel, Argument Verlag, Hamburg 1989, 240 S., 24,- DM.

Stuart Hall, der 1932 auf Jamaica geboren wurde, war in den 60er Jahren einer der ersten AktivistInnen der britischen "neuen Linken". 1960 ist er der erste Herausgeber der kritisch-marxistischen Zeitschrift "New Left Review". 1964 baut er das "Center for Contemporary Cultural Studies" an der Universität Birmingham mit auf, dessen Direktor er von 1968 bis 1979 ist. Danach bekleidet er eine Professur für Soziologie an der "Open University".

In dem schon 1989 erschienen Buch "Ausgewählte Schriften" sind acht Texte aus der Zeit von 1977 bis 1988 versammelt, die das breite theoretische und praktische Schaffen von Stuart Hall dokumentieren. Ihre inhaltliche Verbindung ist eine Dekonstruktion und Reformulierung marxistischer Theorie. Hall geht es um die Lebenspraxen der Menschen und darum, wie es dem herrschenden Block gelingt, Mehrheiten für seine Politik zu organi-

sieren, und damit auch um die Bedingungen emanzipatorischer, sozialistischer Politik. Aus dieser Herangehensweise wird schon die deutliche Bezugnahme Hall's auf Gramsci (und auch Althusser) deutlich.

In "Das 'Politische' und das 'Ökonomische'" (geschrieben 1977) beschreibt Hall das Verhältnis der ökonomischen und der politischen Sphäre und diskutiert die Frage, ob die Arbeiterklasse eher als ökonomische oder politische Kraft einzuschätzen ist. Er bezieht sich auf Althusser und kritisiert den ökonomischen Reduktionismus des klassischen Marxismus. Hall geht - wie Althusser - von der "relativen Autonomie des Politischen" aus und referiert die theoretische Konstruktion der "Determination (der Gesellschaftsformation, B.H.) in letzter Instanz durch die ökonomische Produktionsweise". Die Situation der Menschen ist nach Hall nicht allein durch die ökonomische Stellung definiert, sondern ein "Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse".

In "Gramscis Erneuerung des Marxismus" (1986) gibt Hall eine Einführung in die Theorie des italienischen Kommunisten Antonio Gramsci (1891-1937). Dieser entwickelte einen 'offenen Marxismus', der viele seinerzeit geltenden marxistischen Dogmen in Frage stellte. Gramsci verneinte die aus marxistischer Sicht objektiven Gesetzmäßigkeiten der Geschichte. Für ihn steckten die Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse nur das Feld ab, auf dem soziale Kämpfe sich bewegen. Solche Kämpfe wer-

den aber auch durch das Alltagsbewußtsein, sprich religiöse, kulturelle und moralische Normen der Menschen beeinflusst. Die Arbeiterklasse müsse die Hegemonie über die Gesellschaft erreichen, bevor es zu einer sozialistischen Entwicklung kommen könne. Hegemonie bedeutete für Gramsci "Führung" - ein Begriff, der viel weitreichender als "Beherrschung" ist. Weitere Ansätze von Gramsci, wie etwa Zivilgesellschaft, historischer Block oder das Verhältnis von Klassenlage und regionalistisch-nationalistischen Orientierungen werden von Hall ebenfalls dargestellt. Zum Schluß versucht Hall eine Anwendung der mit Gramsci gewonnenen Erkenntnisse auf das aktuelle Verständnis von Rassismus. Danach müssen u.a. die historisch spezifischen Formen und die nationalen Besonderheiten des Rassismus, der nicht homogene Charakter des Klassensubjekts und die Nichtentsprechung der ökonomischen, politischen und ideologischen Dimension bei der Rassismusanalyse stärker beachtet werden.

In "Massenkultur und Staat" (1986) und "Die strukturierte Vermittlung von Ereignissen" (1982) untersucht Hall die Rolle von Medien und Kultur beim komplexen Prozeß der Rechtfertigung und Organisation von Zustimmung der Bevölkerung zur Herrschaft der herrschenden Klasse. Am Beispiel von Nachrichten macht Hall die konsensstiftende Funktion von Medien deutlich. Der Beitrag "Die Konstruktion von 'Rasse' in den Medien" hat den ex-

pliziten und den impliziten Rassismus der Medien zum Thema.

Im Aufsatz "Der Thatcherismus und die Theoretiker" (1988) wendet Hall die von Gramsci und Althusser entwickelten Ideologie-Theorien auf den Aufstieg des neokonservativen Thatcherismus an, der nach seiner Meinung mit der klassischen marxistischen Theorie nicht erklärt werden kann. Die Ideen des Thatcherismus gewannen zuerst in kulturellen und ideologischen Apparaten außerhalb des Staates die Hegemonie. Danach eroberte er die 'Konservative Partei' und den Staat. Die enorme Stabilität des Thatcherismus erklärt Hall mit der diskursiven Dominanz dieses "autoritär-populistischen" Systems. Dieser Aufsatz bietet viele Anhaltspunkte, um über Parallelen zur deutschen Situation - Diskussionen um Nation oder Sozialstaat - nachzudenken.

Den Schluß des Buches bilden zwei kürzere politische Texte: "Neuorientierung der Linken" (1985) beschreibt die Defizite der Linken. Hall nennt die Nichtwahrnehmung der mit der neuen industriellen Revolution verbundenen Entwicklungen, die Neustrukturierung der Arbeiterklasse, die verblassende Vorbildfunktion des "realexistierenden Sozialismus" und die massiven patriarchalischen Strukturen und Sichtweisen als Gründe für die "Dislokation" des Sozialismus. "Der Staat - der alte Verwalter des Sozialismus" hat den Etatismus der Linken und auch der "alten" keynesianischen Rechten zum Inhalt. Dem stellt er die neuen libertären Strömungen - neue soziale

Bewegungen und Neokonservatismus gegenüber und plädiert dafür, daß die "Ausweitung der Demokratie im Zentrum sozialistischen Denkens stehen" müsse.

Die Stärke der Analysen von Hall liegt in ihrer Vielschichtigkeit, darin, wie er z.B. Ideologie und Kultur oder Kultur und Politik zusammendenkt. Er publizierte vor dem Zusammenbruch des Realsozialismus Thesen, die in der deutschen Diskussion erst 'danach' größere Verbreitung fanden.

Bernd Hüttner

Zur Aktualität eines frühen Entwurfs der sozialistischen Stadt

Gerd de Bruyn (Hrsg.), Utopie und Fragment. Tony Garniers Cité Industrielle und ihre Folgen. Eine Ausstellung von ArchitekturstudentInnen der Technischen Hochschule Darmstadt, Technische Hochschule Darmstadt 1992, 51 S., DM 17,-, erhältlich bei: Deutscher Werkbund Hessen e.V., Weißadlergasse 4, 60311 Frankfurt/M.

"Utopie und Fragment" war der Titel einer unter der Leitung von Gerd de Bruyn von StudentInnen der Fachgruppe Stadt der Technischen Hochschule Darmstadt erarbeiteten Ausstellung, die 1992 beim Deutschen Werkbund Hessen in Frankfurt zu sehen war. Mit fast einjähriger Verspätung erschien eine ursprünglich als Katalog gedachte "Dokumentation der Ausstellung", die nunmehr als selbstän-

dige Publikation zu deren Thema zu lesen ist.

Hervorgegangen sind Ausstellung und Dokumentation aus einem Seminar über Tony Garniers kurz nach der Jahrhundertwende entstandenen Entwurf "Une Cité Industrielle", der bereits alle Elemente wissenschaftlich geleiteter Stadtplanung in sich vereinigte. Dieser Idealstadtentwurf ist Ausgangspunkt eines historischen Vergleichs von Stadttutopien und ihrer Konfrontation mit der Entwicklung städtischer Funktionsräume im 20. Jahrhundert.

Tony Garnier (1869-1948), Architekt aus Lyon, begann während eines Stipendiums an der Villa Medici in Rom mit den Planungsarbeiten seiner idealen Industriestadt für 35000 Menschen, die jedoch von Anfang an nicht in einem fernen Utopia angesiedelt sein sollte, sondern vorweg von den Naturbedingungen des Südostens Frankreichs, der Region um Lyon, bestimmt war: einmal von den Baustoffen her - "es sind die in dieser Region gebräuchlichen Baustoffe, die als Materialien beim Bau verwendet werden" (Tony Garnier, zit. nach de Bruyn, 12) -, zum anderen hinsichtlich natürlicher Energiequellen und der Rohstoffvorkommen. So sieht der Entwurf die Anlage von Hüttenwerken, eisenverarbeitender Industrie und des Bahnhofsviertels in einem zwischen Wasserkraftwerk und schiffbarem Fluß gelegenen Tal vor. Abgetrennt davon, in einer Entfernung, die "die elektrifizierte Straßenbahn zusammenschumpfen läßt" (12), breitet sich auf einem Plateau, nach Süden ausgerichtet

und um die Längsachse gruppiert, die Wohnstadt mit seriellen, aber freistehenden, nicht abgeäuerten und von Grünanlagen umgebenen Flachdachhäusern und öffentlichen Einrichtungen (Versammlungshallen, Bibliotheken, Schulen, Sportstätten) aus; oberhalb dieser, an einem Sonnenhang, liegt die Krankenstadt mit Heilstätten und Kliniken. Jede der voneinander getrennten Funktionen (Arbeiten, Wohnen, Verkehr und Erholung) ist von den räumlichen Bedingungen her so angeordnet, daß ihre Erweiterung die anderen nicht stört und ihre organische Verbindung mit den anderen ermöglicht wird. Garnier nahm nicht nur die Bandstadtentwürfe der frühen Sowjetunion vorweg, sondern mit Verkehrsführungen auf unterschiedlichen Niveaus, der Verwendung von Eisenbeton und der Konzeption von teilweise in den "grands travaux de la ville Lyon" verwirklichten Gemeinschaftsbauten und Wohnungen mit offenen Treppenhäusern und Dachgärten auch Standards des modernen Städte- und Gemeindewohnungsbaus.

Doch wegweisend war der Garniersche Entwurf vor allem darin, daß er ebenso wie auf die natürlichen, räumlichen und technischen auch auf die gesellschaftlichen Bedingungen seiner Realisierung bezogen war.

1900, zu Beginn der Jahre der Ausarbeitung des Garnierschen Entwurfs, erschien in einem Zeitungsvorabdruck Emile Zolas Roman "Travail", der von einer nach dem Sturz der bürgerlichen Ausbeuterordnung erbauten "glücklichen und

brüderlichen Stadt" mit Namen "Beauclair" berichtet und in Lyon, seit Anfang des 19. Jahrhunderts ein Zentrum der französischen Arbeiterbewegung, eine schnelle Verbreitung fand. Auf der Perspektivzeichnung des Versammlungsgebäudes der "Cité Industrielle" sind ganze Passagen des Romans mit dessen Titel und Autornamen in die Fassade eingemeißelt. Die AutorInnen der Ausstellung verweisen hier auf Jörn Janssen, der eine Baugeschichtsforschung, die diese enge Verbindung der "Cité Industrielle" mit der sozialen Bewegung ihrer Zeit ignoriert, als einen "Verein für Kunstbetrachtung" bezeichnet hat.¹ Tony Garnier las Zolas Roman "als literarisches Programm zu seinem Entwurf", ein Programm, das "seinerseits wie die syndikalistische Bewegung der Arbeiter in Lyon um 1900 auf dem utopischen Sozialismus Fouriers und Proudhons" beruhte (Janssen, 91). Tony Garnier wußte, daß unter der Kapitalherrschaft "eine Planung, wie er sie verstand, unmöglich war" (ebd., 97). Im Vorwort zu seinem Entwurf heißt es: "Wir haben also angenommen, daß die Gesellschaft hinfort frei über den Boden verfügen könnte ...". Dieser Annahme zufolge ist die Industrie nicht nach Unternehmen mit unterschiedlichen Eigentümern gegliedert, sondern nach dem Produktionsablauf in seinen aufeinanderfolgenden Verarbeitungsstufen vom

¹ Jörn Janssen, Jean Jaurès des Städtebaus - wider die Baugeschichte der Jäger und Sammler, in: Joachim Petsch (Hg.), Architektur und Städtebau im 20. Jahrhundert, 2 Bde, Westberlin 1974, Bd. 1, S. 85 ff.

Rohstoff bis zu den hochentwickelten Endprodukten.

Im Vergleich der Cité mit Stadtvisionen des 20. Jahrhunderts kehren in Sant'Elias' Città Nuova und seinem Manifest zur futuristischen Architektur von 1914 (20) neue Technik des Bauens und neue Materialien in der phantastischen Gestalt mechanischer Hilfsmittel von Stadterneuerern wieder, die "Akkumulatoren und Generatoren der Bewegung, ... Menschen der großen Hotels, der Bahnhöfe, der ungeheuren Straßen, der riesigen Häfen, der Markthallen, der erleuchteten Bogengänge, des Wiederaufbaus und der Sanierung sind."

Die Faszination neuer Bautechniken, "wie sie die modernen Architekten im Westen anwenden," ist auch bei Miljutin spürbar, dessen Fließbandstadt als Ort kollektiven Wohnens freilich anders als die futuristische Stadt der vom *realen* revolutionären Prozeß bestimmten Forderung nach Bauformen für eine Neuordnung aller Lebensbereiche Ausdruck gibt (22).

Während in den zwanziger Jahren Architekten des "Neuen Bauens" noch der sozialistischen Bewegung verbunden waren, verschwinden die politischen Implikationen des Städtebaus bereits in dem neutralen, beliebig sich wandelnden Zwecken dienstbaren Funktionalismus der Nachkriegszeit. Vollends gegen ihre sozialökonomische Basis verselbständigt sind dann die Entwürfe für "geodätische Stadtüberdachungen, Wohnhauskuppeln und geodätische Zelte" eines Buckminster Fuller (24f.) oder die Mega-

strukturen eines "Metabolismus", in dem die hergebrachte mechanische Analogie zur modernen Architektur ersetzt wird durch die biologische. (26f.) Zur bloßen "Architektur des schönen Scheins" werden schließlich die mit dem Einsatz modernster Computertechnologie installierten "virtuellen Welten" (30), die das Chaos der neuen Funktionsverflechtungen und Segmentierungen revitalisierter Innenstädte dissimulieren sollen.

Merkwürdig betulich-pädagogisch mutet es an, wenn nach dem komprimierten Überblick über an den ökonomischen Zwängen des sozialistischen Aufbaus in der Sowjetunion oder an der Naturwüchsigkeit kapitalistischer Bodenspekulation und Investitionsstrategien gescheiterter oder vorweg zu medialen Spielen konvertierte stadtplanerische Konzepte "Stegreife" Darmstädtischer ArchitekturstudentInnen zum Thema "Entwurf einer ideellen Stadt" vorgestellt werden. Hinter dieser Aufgabe,

beim Entwerfen "der Subjektivität des Erlebens und Empfindens freien Lauf zu lassen", stand die "Vermutung, daß nur derjenige Architekt, der seine mehr oder weniger verborgenen Bedürfnisse ... kennt, davor gefeit ist, die künftigen Nutzer seiner Planungen zu den Opfern eigener unverständener Wunschvorstellungen zu machen." (31) Als ob die Diktatur der Architekten drohe und nicht vielmehr die schrankenlose, durch Computerarchitektur verbrämte Unterwerfung des Städtebaus unter die Verwertungsstrategien des Kapitals, ohne deren demokratische Kontrolle die nach gesellschaftlichen Bedürfnissen geplante Stadt ein wirklichkeitsfernes Projekt bleiben wird. Gerade das aber ist die Lehre, die aus der ganz an den Realisierungsbedingungen menschenwürdiger städtischer Lebensverhältnisse orientierten "Cité Industrielle" zu ziehen ist.

Reinhard Schweicher

Autorinnen/Autoren

Petra Bach - Oberhausen

Dr. Joachim Bischoff - Hamburg, Wirtschaftswissenschaftler, Redakteur der Zeitschrift "Sozialismus", Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Prof. Dr. Helmut Bleiber - Berlin, Historiker

Prof. Dr. Dieter Boris - Marburg/Lahn, Soziologe, Hochschullehrer, Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Prof. Dr. Elvio DalBosco - Orvieto/Italien, Wirtschaftswissenschaftler

Prof. Dr. Frank Deppe - Marburg/Lahn, Politologe, Hochschullehrer, Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Klaus D. Fischer - Frankfurt/M., Politologe, Redakteur des "Sozialistischen Forum" und Z-Redakteur

Stefan Gandler - Mexico/Mexiko

Georg Gönnheimer - Schuttertal, Dipl. Psychologe

Prof. Dr. Werner Goldschmidt - Hamburg, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer, Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Prof. Dr. Erich Hahn - Berlin, Philosoph

Prof. Dr. Horst Heininger - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler, Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Dr. Hans G Helms - Köln, Sozial- und Wirtschaftshistoriker

Prof. Dr. Hans-Joachim Höhme - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Bernd Hüttner - Bremen, Student der Politikwissenschaften

Dr. Heinz Jung - Weilrod/Ts., Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Fritz Krause - Frankfurt/M., Historiker, Vorsitzender des "Forum Marxistische Erneuerung e.V."

Dr. Uwe Kremer - Dortmund, Politikwissenschaftler, Redakteur von "spw"

Hermann Krüger - Frankfurt/M.

Dr. André Leisewitz - Frankfurt/M., Dipl. Biologe, Vorstandsmitglied des IMSF e.V., Z-Redakteur

Prof. Dr. Hans Luft - Berlin, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. Jörg Miehe - Göttingen, Sozialwissenschaftler

Dr. Martina Plümacher - Frankfurt/M., Philosophin

Dr. Jürgen Reusch - Bad Homburg, Politikwissenschaftler, Vorsitzender des IMSF e.V., Z-Redakteur

Dr. Hans-Otto Röber - Gießen, Lehrer

Winfried Roth - Berlin, Dipl. Volkswirt, freier Journalist

Friedemann Schuster - Frankfurt/M., Journalist

Dr. Reinhard Schweicher - Frankfurt/M., Philosoph, Z-Redakteur

Prof. Dr. Anne Showstack-Sassoon - London, Politologin, Hochschullehrerin

Claudia Stellmach - Bonn, Sozialwissenschaftlerin

Dr. Peter Strutynski - Kassel, Sozialwissenschaftler

Ralf Vogel - Frankfurt/M., Student der Germanistik

Klaus Weigle - Quickborn

Dr. Harald Werner - Bremen, Sozialwissenschaftler, Mitarbeiter des Bundesvorstandes der PDS, Mitglied des Redaktionsbeirats von Z

Dr. Harald Wessel - Berlin, Journalist

Topos

Internationale Beiträge
zur dialektischen Theorie

herausgegeben von Hans Heinz Holz und Domenico Losurdo

in Verbindung mit Istituto Italiano per Gli Studi Filosofici und
Centro di Studi Filosofici Sant' Abbondio

Heft 1 Weltgeschichte

Aufsätze:

Hans Heinz Holz:

Das Zeitalter der Weltgeschichte

Volker Bialas:

Columbus 1492 - Beginn einer neuen
Weltordnung

Domenico Losurdo:

Marx und die Geschichte des Totalitarismus

Andras Gedö: Geschick oder Geschichte

Diskussion:

Gianfranco Pala:

Weltgeschichte und proletarischer
Internationalismus

Aus den Archiven:

Hermann Klenner/Gerhard Oberkofler:

Zwei Savigny-Voten über Eduard Gans
Berufung an die Berliner Universität
(Erstveröffentlichung), erläutert und mit
Bibliographie

Literatur und Forschung:

Geschichtsphilosophische Perspektiven der
Ästhetik. Zum kunsttheoretischen Konzept
von Thomas Metscher

Heft 2 Demokratie

Aufsätze:

Ingetrud Pape: Macht und Geist

Alberto Burgio:

Der Herr, der Knecht und die Plebs.

Hegel zwischen knechtischer Arbeit und
Massenarbeitslosigkeit.

Klaus von Raussendorf: Demokratie und Militär

Volkmar Schöneburg: Gustav Radbruch -
Demokratischer Rechtsstaat

Hans Heinz Holz: Wolfgang Abendroth -
Demokratie als Sozialismus

Diskussion:

Hanfried Müller: In Ost und West gegen den
deutschen Imperialismus -
Gemeinsamkeiten und Differenzen

Aus den Archiven:

Hans Heinz Holz: Wiederherstellung der Demo-
kratie? Deutsche Philosophen über Arnold
Gehlen.

Literatur und Forschung:

Leonhard Froese:

Demokratie - Christentum - Klassenkampf.
Leben und Wirken Erwin Eckerts.

Roberto Finelli: Liberalismus, Kommunitarismus
und Diskursethik in den 80er Jahren

TOPOS erscheint *zweimal jährlich* mit einem Umfang von vorerst 160 Seiten. TOPOS wird *jedes Heft unter ein Zentralthema* stellen, dem die Hauptbeiträge gewidmet sind. Außerdem wird TOPOS *folgende Rubriken* enthalten: Publikation von archivalischen Fundstücken und Dokumenten, Forschungs- oder Literaturberichte zu einem Thema, Diskussion zu Aufsätzen des Hauptteils.
Die weiteren Hefte haben folgende Themen:

TOPOS 1/94: Epochen-Wandel

TOPOS 2/94: Das Erbe der Kritischen Theorie

TOPOS kann im Abonnement bezogen werden zum Preis von 30,- DM + Porto (BRD, Schweiz, Österreich) und 40,- DM + Porto (alle anderen Länder). Das Einzelheft kostet 20,- DM. Einzelhefte im örtlichen Buchhandel oder über den Verlag. *Abonnements nur direkt bei:* Pahl-Rugenstein Verlag, Breite Str. 47, 53111 Bonn, Tel. 0228/63 23 06